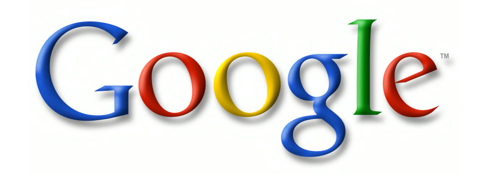
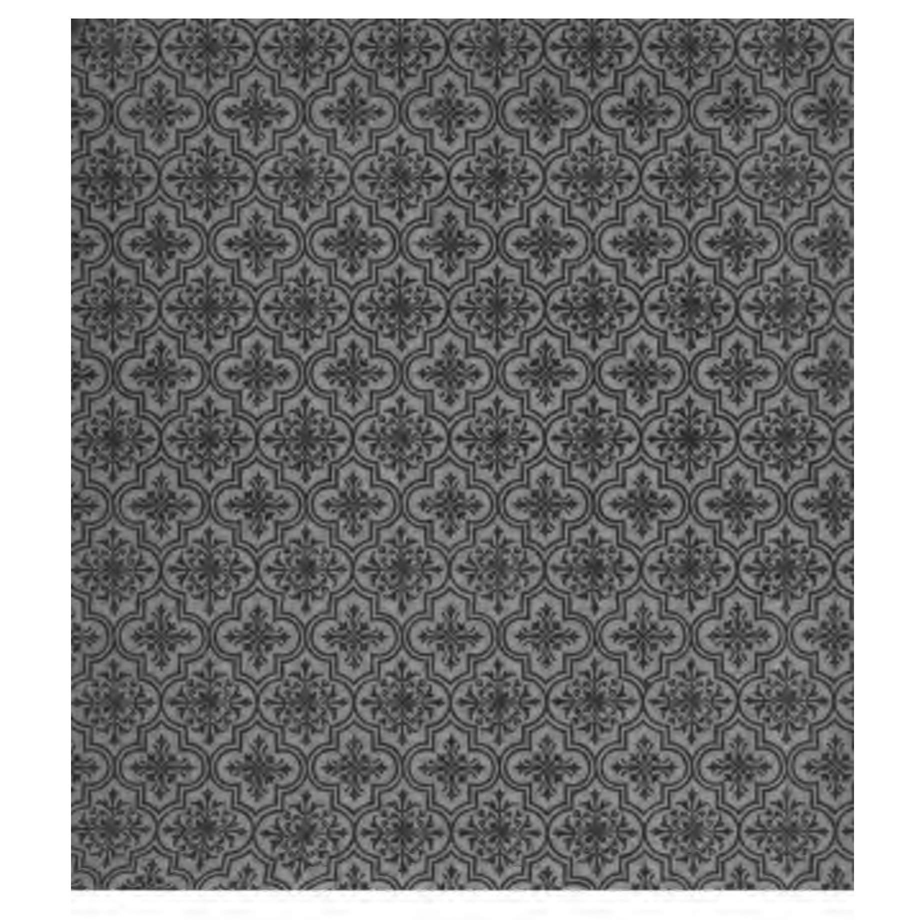
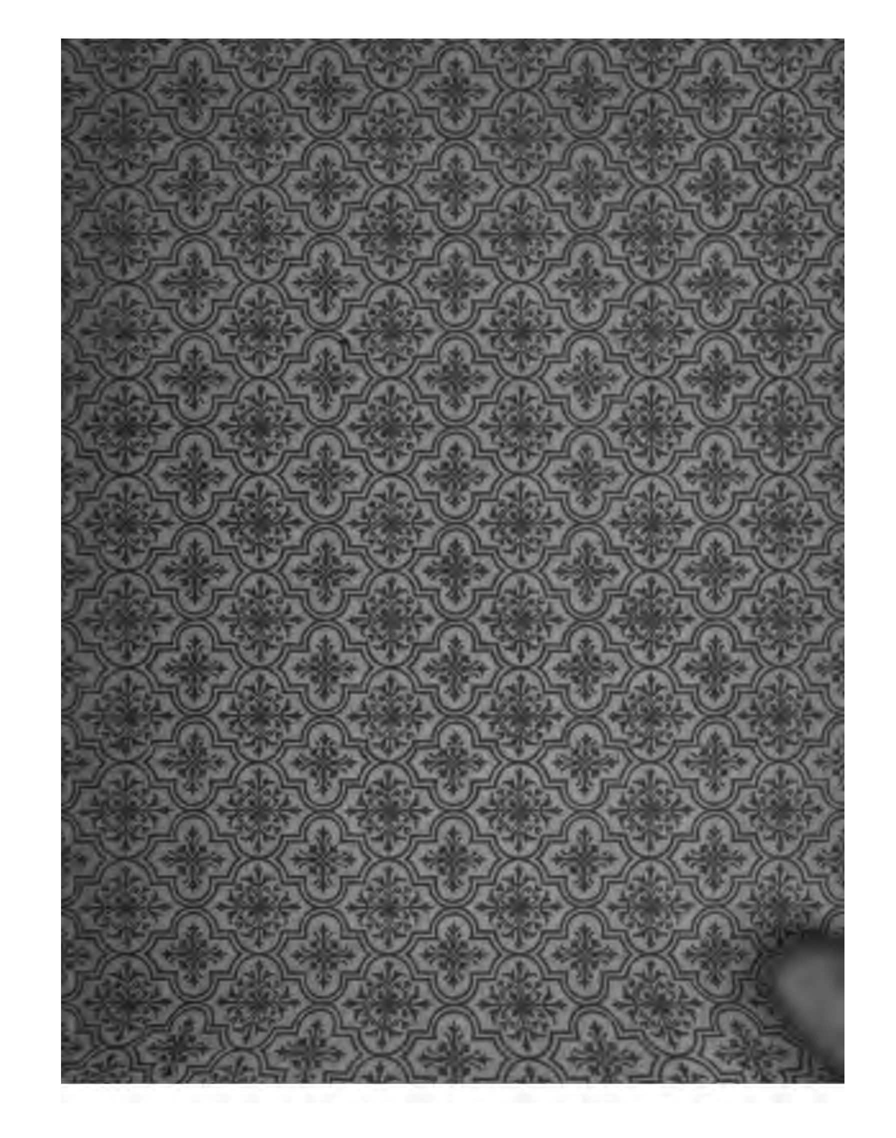
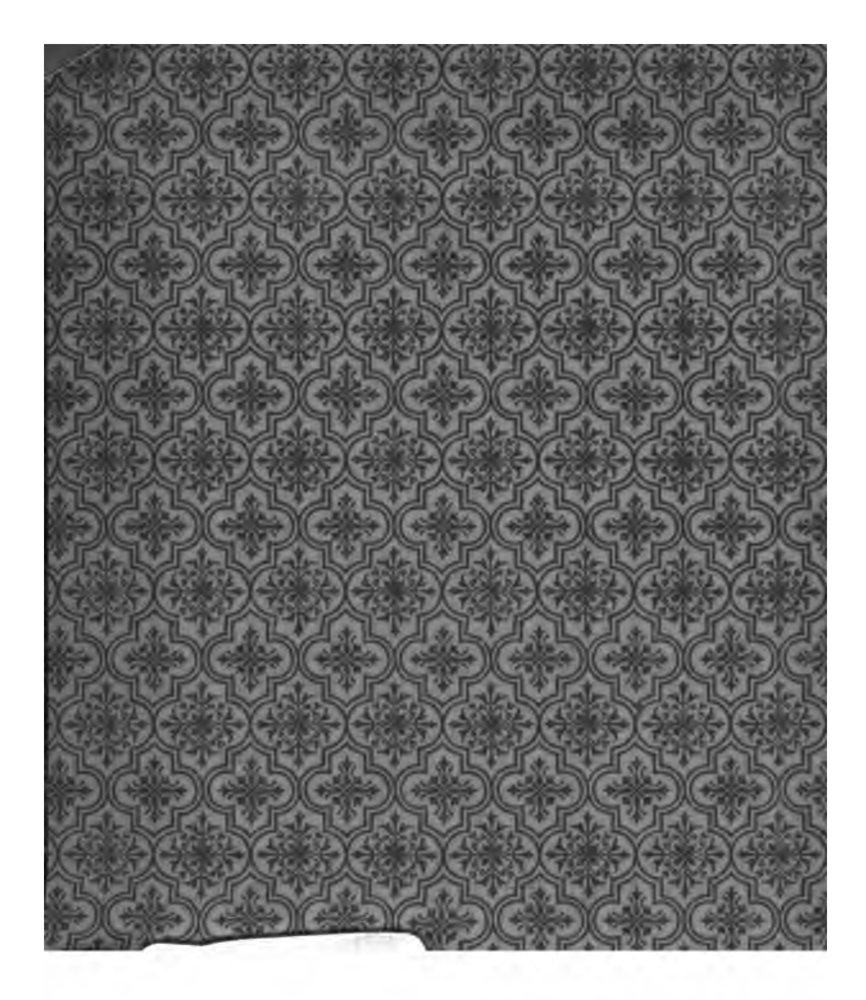
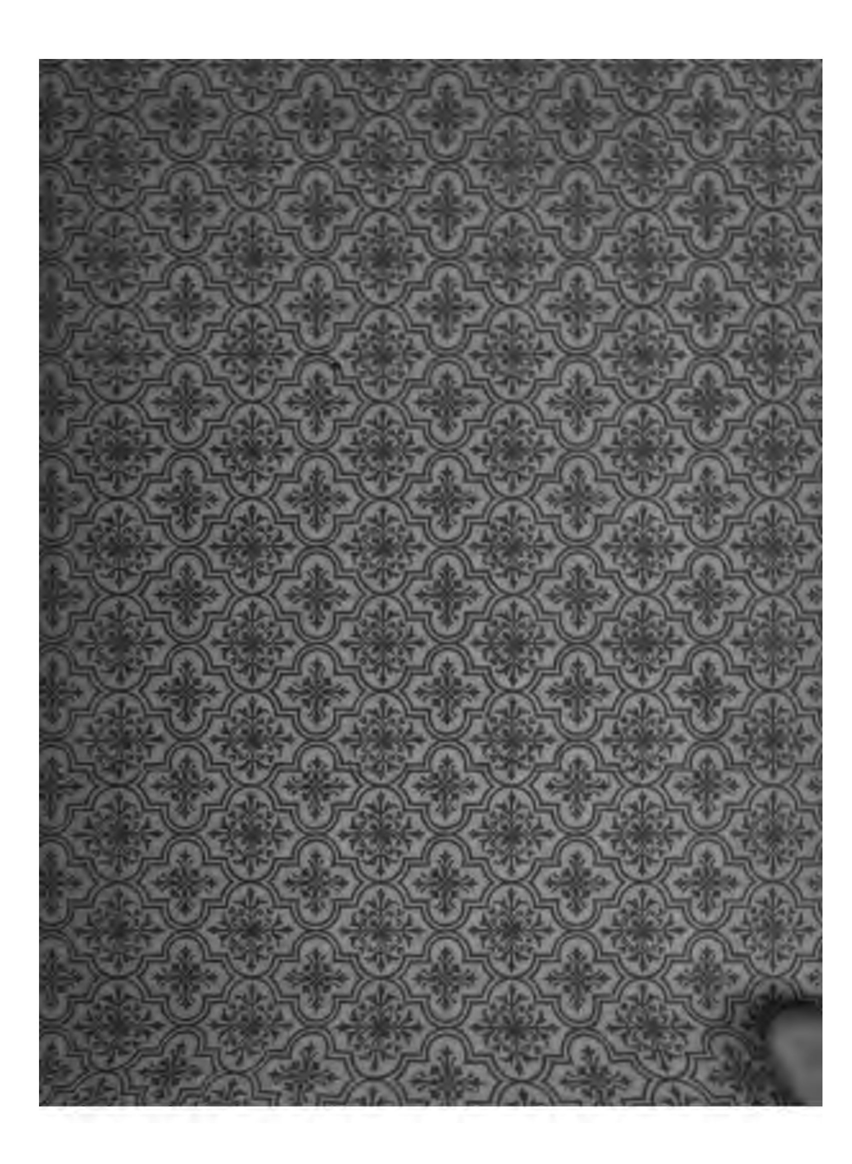



Stanford University Libraries
3 6105 117 029 004
LIBRARY OF THE
Leland Stanford
University









Herder - Cid.

Herder - Legenden.

Klopstock - Oden. - 1st and 2nd.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herders Werken.

22.

I. Cid.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

Herders Cid.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Urraca, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

I. Der Cid in Geschichte und Sage.

Seit der geschichtlichen Einleitung, welche Johann von Müller 1805 der ersten Ausgabe von Herders Cid vorsetzte, hat die Beurtheilung der unserer Sagendichtung zu Grunde liegenden Thatsachen mancherlei Wechselfälle erlitten, bis ihr erst neuerdings eine sichere Grundlage zu Theil wurde. Schon in demselben Jahre 1805 trat in Spanien Masdeu im zwanzigsten Bande seiner Historia critica de España mit der Behauptung auf, die vom Augustinerbruder Manuel Risco herausgegebenen Gesta de Roderici Campidocti (so lautet der eigentliche Titel), welche Müller als Hauptquelle benutzte, seien untergeschoben und, wie er nicht undeutlich zu verstehn gab, wohl eine bloße Täuschung von Risco selbst. Vierzehn Monate hatte sich Masdeu zu Leon aufgehalten und alle Handschriften des Benediktinerklosters San Ysidoro untersucht, in welchem Risco seinen Fund gethan haben wollte; die Mönche behaupteten, die betreffende Handschrift nicht vorzufinden, und wollten nicht begreifen, wie sie verschwunden sein sollte. Masdeu begnügte sich mit dieser Verwerfung der Gesta keineswegs, sondern er ging so weit, die Unechtheit aller den Cid betreffenden Urkunden nachweisen zu wollen, ja die Behauptung aufzustellen, kein einziger Zug von seinen Thaten, nicht

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herders Werken.

22.

I. Cid.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

Herders Cid.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Urraca, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

I. Der Cid in Geschichte und Sage.

Seit der geschichtlichen Einleitung, welche Johann von Müller 1805 der ersten Ausgabe von Herders Cid vorsetzte, hat die Beurtheilung der unserer Sagendichtung zu Grunde liegenden Thatsachen mancherlei Wechselfälle erlitten, bis ihr erst neuerdings eine sichere Grundlage zu Theil wurde. Schon in demselben Jahre 1805 trat in Spanien Masdeu im zwanzigsten Bande seiner Historia critica de España mit der Behauptung auf, die vom Augustinerbruder Manuel Risco herausgegebenen Gesta de Roderici Campidocti (so lautet der eigentliche Titel), welche Müller als Hauptquelle benutzte, seien untergeschoben und, wie er nicht undeutlich zu verstehn gab, wohl eine bloße Täuschung von Risco selbst. Vierzehn Monate hatte sich Masdeu zu Leon aufgehalten und alle Handschriften des Benediktinerklosters San Ysidoro untersucht, in welchem Risco seinen Fund gethan haben wollte; die Mönche behaupteten, die betreffende Handschrift nicht vorzufinden, und wollten nicht begreifen, wie sie verschwunden sein sollte. Masdeu begnügte sich mit dieser Verwerfung der Gesta keineswegs, sondern er ging so weit, die Unechtheit aller den Cid betreffenden Urkunden nachweisen zu wollen, ja die Behauptung aufzustellen, kein einziger Zug von seinen Thaten, nicht

einmal das Dasein des Helden stehe geschichtlich fest. Konnten die letztern Aufstellungen bei niemand Anklang finden, so hatte man doch vor der umfassenden geschichtlichen Gelehrsamkeit Masdeus, die man freilich sehr übertrieb, so große Scheu, daß man eine Vertheidigung der Gesta nicht wagen mochte. Risco war durch den Tod gehindert worden, auf Masdeus Angriff zu erwiedern, und eine von de la Canal verfaßte Widerlegung unterdrückte der Verfasser selbst auf die Nachricht von Masdeus Ableben. Als letzterer die Geschichte des Cid für eine leere Fabel erklärte, waren von den arabischen Quellen nur die wenigen ungenauen, ohne Kenntniß und Urtheil angefertigten Auszüge bekannt, welche Casiri in seiner in zwei Bänden zu Madrid (1760 bis 1770) herausgegebenen Bibliotheca arabico-hispana Escurialis mitgetheilt hatte. Im Jahre 1820 trat Conde mit seiner spanisch geschriebenen Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien, auf verschiedene Handschriften und arabische Berichte gegründet, hervor, wonach nun alles geschehen zu sein schien, da man sich dem leider unverdienten Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des madrider Akademikers hingab. Daß aber Masdeus Zweifel an der Person des Cid ungegründet gewesen, zeigten unwidersprechlich die von Conde übersetzten arabischen Berichte. Neun Jahre nach Conde wurde das Dasein der von Risco benutzten Handschrift der Gesta in der spanischen Uebersetzung von Bouterweks Geschichte der spanischen Poesie und Beredtsamkeit von de la Cortina und Hugalde y Mollinedo nachgewiesen, welche auch ein Facsimile der dem zwölften oder dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angehörenden Handschrift beigaben. Huber in seiner dankenswerthen Geschichte des Cid Ruy Diaz (1829) wußte nichts von Masdeus Verdammung der Gesta, und sowohl Asch-

bach*) als Schäfer**), die Masdeus Bedenken gegen die Echtheit der Gesta entschieden theilten, nichts von der Auffindung der Handschrift.

Ein ganz neues Licht wurde über die Geschichte des Cid durch das im Jahre 1849 erschienene treffliche Werk des niederländischen Akademikers Dozy verbreitet: Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen age, Tome I. Dozy hat nicht allein die von Casiri und Conde auf unverantwortlich nachlässige, ganz irreführende Weise angeführten Stellen in ihrer eigentlichen Fassung mitgetheilt, sondern auch neue nicht unbedeutende Berichte arabischer Geschichtschreiber hinzugefügt, die Zeugnisse christlicher Schriftsteller der eingehendsten, neue Gesichtspunkte öffnenden Betrachtung unterworfen, und den aus allen diesen Berichten sich ergebenden geschichtlichen Bestand festgestellt.

Die bedeutendsten arabischen Nachrichten über den Cid gibt Ibn-Bassám in dem zehn Jahre nach dem Tode des Helden (1109) geschriebenen dritten Buche des Werkes Dhakhíra, das in der Lebensbeschreibung des Ibn-Táhir einen vollständigen Bericht über Valencias Einnahme durch die Christen liefert. Der Cid heißt hier der Tyrann der Campeador (el Cambeyador) oder Rodrigo der Campeador. Daneben verdienen besondere Beachtung die Angaben in dem Buche Kitábo-'l-iktisá. Nur in einer spanischen Uebertragung ist uns eine höchst wichtige Stelle eines gleichzeitigen arabischen Schriftstellers über die Einnahme Valencias und des Cid Verhalten während seiner Herr-

---

*) Geschichte Spaniens zur Zeit der Herrscher der Almoraviden und Almohaden I, 349 ff. De Cidi historiae fontibus dissertatio (1843).

**) Geschichte Spaniens II, 349 f.

schaft über die Stadt in der von Alfonso X. zusammengestellten Crónica general erhalten. Alfonso hatte zu diesem Werke außer den ältesten spanischen Chronikenschreibern und vielen Volksliedern auch arabische Quellen benutzt. Daß in der Geschichte des Cid, welche mehr als die Hälfte des ersten Theiles der Crónica einnimmt, die Darstellung der Ereignisse zu Valencia von der Einnahme Toledos an bis zur Uebergabe an den Cid einem gleichzeitigen arabischen Schriftsteller entnommen sei, hatte bereits Huber (1844) vermuthet, Dozy unwidersprechlich erwiesen, und ist die Ansicht des letztgenannten Gelehrten nicht unwahrscheinlich, daß wir in demselben den Bericht des berühmten arabischen Dichters und Gelehrten Abu-Djafar-al-Batti besitzen, der nach dem Zeugnisse arabischer Schriftsteller zu Valencia auf Befehl des Campeador verbrannt wurde.*) Schon in der nach Dozy dem Ende des vierzehnten oder dem Anfang des folgenden Jahrhunderts angehörenden Crónica del Cid, welche sich auf die Crónica general gründet, wird dieser Bericht einem Araber zugeschrieben, und zwar einem gewissen Abenfax**) (so steht in der Handschrift, nicht, wie der erste Herausgeber unter so vielen andern willkürlichen Veränderungen drucken ließ, Abenalfange); aber Dozy hat nachgewiesen, daß dies nur eine willkürliche Erfindung des Mönches von San-Pedro de Cardeña sei, welcher die Legende vom Cid nach andern Quellen zusammensetzte.***)

---

*) In der Klage eines Arabers auf den Fall von Valencia, welche neuerdings Malo de Melina in seiner Schrift Rodrico el Campeador (1857) auf das genaueste behandelt hat, wird des Cid gar nicht gedacht. Nach jener auch in der Crónica mitgetheilten Klage ist Romanze 86 bei Keller (87 bei Regis, 127 bei Michaelis) gedichtet.

**) Es ist wohl Abenfarax gemeint, den Al-Kadir nach Valencia sandte.

***) Sie erschien in einer willkürlichen Ueberarbeitung des Abtes Juan

Wenden wir uns zu den spanischen Schriftstellern und zwar zunächst zu den eigentlichen Chronikenschreibern, so gedenkt des Cid schon dessen Zeitgenosse Pedro, Bischof von Leon, in seiner sehr kurzen Chronik von Alfonso VI., aus welcher Sandoval in seinem Werke Cinco Reyes (1615) die betreffenden Stellen mitgetheilt hat; die Chronik selbst scheint nicht mehr vorhanden. Von der Chronik des Mönches von Silos, eines Zeitgenossen des Cid, ist bloß der erste, bis zum Jahr 1065 reichende Theil erhalten, doch dürften sich auf ihn die Berichte der Chronikenschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Lucas von Tuy und Rodrigo von Toledo, gründen. Einige kleinere Chroniken des dreizehnten Jahrhunderts gedenken nur des Todesjahres des Cid; in der bis zu Fernando III., der 1251 starb, reichenden Chronik unter dem Titel Liber regum findet sich eine trockene Zusammenstellung aus andern Quellen und einigen wenigen Ueberlieferungen. Von besonderer Wichtigkeit ist eine lateinische Chronik des Lebens des im Jahre 1157 verstorbenen Königs Alfonso VII., welche der Verfasser nach dem mündlichen Bericht von Augenzeugen verfaßte. Diese in Prosa abgefaßte Chronik gedenkt der Belagerung von Almeria, und gibt das Verzeichniß der Belagerer in lateinischen Hexametern. Unter den Belagerern befand sich auch der Enkel des Alvar Fañez, welcher als Genosse des Campeador gefeiert wird. Von diesem Alvar Fañez, dem vielbesungenen („allen ist Alvar Fañez bekannt", heißt es hier), wird nun bemerkt: „Selbst Rodrigo, der immer mio Cid (mein Cid) genannt wird, von dem man singt, daß er von keinem Feinde überwunden ward,

---

Lopez de Belorado zuerst im Jahre 1512, neuerdings in einer guten neuen Ausgabe von Huber (1844). Ein trockener Auszug daraus (zuerst 1489) ward zum Volksbuche.

der die Mauren bezwang, auch unsere Grafen bezwang, erhob diesen (den Fañez) und schrieb sich geringern Ruhm zu. Aber ich gestehe, daß, was keine Zeit verwischen wird, von den Männern dieser mio Cid der erste war und Alvar der zweite. Den Tod des Freundes Rodrigo betrauert Valencia*) und der Diener Christi konnte es nicht länger bewahren." Es ist dies die älteste Stelle, welche mio Cid als Namen des Helden hat. Cid ist offenbar das arabische Sid Herr. Höchst wahrscheinlich ward er von seinen arabischen Soldaten und den Bewohnern Valencias mit diesem Namen bezeichnet. Es ist kein Grund vorhanden, jene Hexameter, welche schon von Liedern des unüberwindlichen Helden sprechen, einer spätern Zeit zuzuschreiben, vielmehr möchten sie eher für gleichzeitig mit der Belagerung von Almeria (1147) zu halten sein.**)

Die oben erwähnten Gesta, die Dozy um das Jahr 1170, siebzig Jahre nach dem Tode des Cid, setzen zu dürfen glaubt,

---

*) In einer französischen bis zum Jahre 1134 herabreichenden Chronik heißt es unter dem Jahre 1099, in Spanien sei bei Valencia der Graf Rodrigo (Rodericus) gestorben, worüber die Christen sehr getrauert, die feindlichen Heiden sich gefreut hätten.

**) Die Verse bedürfen mehrfacher Herstellung, was auf Herübernahme aus einer ältern Quelle deuten könnte. In dem Verse: Audio sic dici, quod est Alvarus illo Fanici ist et statt est zu schreiben und die Interpunction nach Fanici zu tilgen; zwei Verse vorher ist in cognitus et omnibus das et zu streichen. Stärkere, nicht sicher zu verbessernde Verderbnisse haben zwei andere Verse erlitten, wie die Verletzung des Reims zeigt. Dozy schrieb in den Worten: Nec minus hostibus extitit impius urbs bonitatis, wohl mit Unrecht impiis; man hat improbus, urbs bonitatis, herzustellen, nach dem bekannten Gebrauch von improbus für gewaltig. Vocitatus muß statt vocatus in den Worten mio Cid semper vocatus hergestellt werden und statt des Versanfangs mio Cidi wohl hic mio Cidi.

wissen noch nichts von der Wiedereroberung von Valencia (1236). Sie enthalten freilich manche Irrthümer, doch beruhen sie auf geschichtlicher Ueberlieferung, und der Verfasser hatte die entschiedenste Absicht, die volle Wahrheit zu sagen, und sich von der willkürlichen Dichtung der Volkssage, wie sie schon damals in Liedern umging, frei zu halten. Manche Zeitabschnitte, über die er nicht unterrichtet ist, übergeht er, da er nur das glaubhaft Ueberlieferte geben will. Der Herausgeber Risco hat ihn häufig mißverstanden. Masdeus Bedenken gegen die Echtheit treffen oft nur Riscos Mißverständniß; gar oft werden sie durch die Masdeu abgehende Kenntniß sonstiger unzweifelhafter Ueberlieferung glänzend widerlegt.

Eines der ältesten Denkmäler der castilianischen Dichtkunst ist das Poema del Cid, wie das Gedicht vom ersten Herausgeber Sanchez (1779) genannt wurde*); richtiger sollte es, nach Anleitung eines Verses des Gedichtes selbst, den Namen führen Cantar de gesta de Mio Cid el de Bivar. Die einzige Handschrift, welche der neueste Herausgeber Hinard ins dreizehnte Jahrhundert setzt, wurde lange Zeit zu Bivar aufbewahrt. Das Gedicht, das nur die Erlebnisse des greisen Cid behandelt, gehört nach den bewährtesten Kennern der spanischen Litteratur spätestens dem Ende, vielleicht der Mitte des zwölften Jahrhunderts an; Dozy will es erst in den Anfang des dreizehnten setzen. Als geschichtliche Quelle kann es durchaus nicht gelten; längst hatte die Sage mit ihren goldenen Fäden die überlieferten Züge übersponnen und den Campeador zu ihrem Helden umgestaltet. Dozy hält die Crónica rimada de las cosas de España desde la

---

*) Deutsch von O. L. B. Wolff (1860). Vgl. auch Fr. Diez „Altspanische Romanzen, besonders vom Cid, Kaiser Karls Paladinen" (1821).

muerte del rey Don Pelayo hasta Don Fernando el Magno y mas particularmente de las aventuras del Cid, welche zuerst im Jahre 1846 abgedruckt, dann von Hinard größtentheils seiner Ausgabe des Poema del Cid beigefügt, auch von F. Wolf am Schlusse der Abhandlung „Ueber die Romanzenpoesie der Spanier“ und in Durans Romancero general gegeben wurde, für älter als das Poema. Die gleichfalls einzige Handschrift des uns erhaltenen Anfangs der Crónica rimada gehört dem Ende des vierzehnten oder dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts an; aber Dozy sowohl wie Hinard glauben die ursprüngliche Abfassung weit höher hinaufrücken zu müssen, Dozy in das Ende des zwölften oder den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, Hinard zwanzig bis dreißig Jahre nach dem Poema. Dagegen hält ein so gewiegter Kenner der spanischen Litteratur wie Ferdinand Wolf diese Crónica rimada für eine kaum ältere Zusammenstellung als die Crónica general, wogegen Amador de los Rios in seiner Historia critica de la Literatura Española III, 81—281 ihr ein höheres Alter als dem Poema del Cid geben möchte. Der Verfasser der Crónica hat die ältern dichterischen Bruchstücke theils durch ähnliche Reimformen theils durch prosaische Uebergänge ohne großes Geschick und bedeutende Formgewandtheit miteinander verbunden: aber sie gewinnt gerade eine sehr hohe litterarhistorische Bedeutung durch die „kunstlose, wenig überarbeitete Aneinanderreihung viel älterer volksmäßiger Traditionen, so daß deren ursprüngliche Elemente nicht nur dem Stoffe und der Form, sondern auch dem Geiste der Auffassung und Darstellung nach sich noch hinlänglich erkennbar erhalten haben“. Geschichtliche Gewähr kann sie eben so wenig in Anspruch nehmen als die ältesten Volkslieder und die umlaufende Sage. Zuletzt hat über beide Gedichte J. H. Klein in seiner

Geschichte des Dramas VIII, 317—346 gehandelt, der beiden eigentliche Erfindung und dichterischen Werth abspricht und ihre Bedeutung darein setzt, daß das erstere „zu Gunsten des asturisch leonesischen Lehnsadels" geschrieben sei, das andere" zur Verherrlichung der unbedingten Machtvollkommenheit des Königthums und zum Lobpreise des unbedingt königsgetreuen Vasallenthums".

Versuchen wir die geschichtlich feststehenden Züge kurz zusammenzustellen. Rodrigo (Ruy) war der Sohn des Diego (Didaco), eines castilischen Großen (Rico ome), wahrscheinlich*) ein Nachkomme jenes Layn Calvo, der zugleich mit Nuño Rasura zur Zeit Fruelas II. (924—925) von den Castilianern zum Schiedsrichter gewählt wurde. Sein Vater Diego soll Bivar (Vibar, bei Burgos) im Kriege mit dem Könige von Navarra 1054 erobert haben. Rodrigos Name erscheint zuerst in einer Urkunde Fernandos I. vom Jahre 1064. Daß er im Jahre 1063 Don Sancho nach Zaragoza begleitet habe und seiner Tapferkeit wegen zum Fahnenträger des Reiches ernannt worden, nimmt Huber nach den Gesta und der Genealogia del Cid an. In demselben Jahre theilte dieser König auf dem Reichstage zu Leon mit Genehmigung aller Bischöfe und weltlichen Großen das Reich unter seine drei Söhne, und so erhielt nach dem im folgenden Jahre erfolgten Tode des Königs der älteste, Sancho, Castilien, Najera und Pampeluna, der mittlere, Alfonso, Leon und Asturien, der jüngste, Garcia, Galizien und Portugal; die beiden Töchter wurden mit der Aufsicht über die sämmtlichen Klöster betraut, und ward der ältern, Urraca, Zamora, der jüngern, Elvira, Toro zu Theil. Rodrigo blieb bei Sancho, der ihm, als er 1067 seinem Vetter Sancho von Navarra den Krieg er-

*) Nach der Angabe des Rodrigo von Toledo und der Gesta.

klärte, den Oberbefehl und das königliche Banner übertrug.*) Ueber den Verlauf dieses Krieges fehlen uns zuverlässige Berichte, doch scheint er für den castilischen König keinen günstigen Erfolg gehabt zu haben. Rodrigo kämpfte auch in der Schlacht bei Llantada (1068)**), in welcher Sancho über Alfonso den Sieg davon trug. Drei Jahre später stritten die Castilianer tapfer gegen die Leonesen unter Alfonso bei Golpejares, mußten aber endlich das Feld räumen. Alfonso verbot den Soldaten, die Fliehenden zu verfolgen, da er sich nach der getroffenen Verabredung jetzt für Castiliens Herrn halten zu dürfen glaubte. Der Cid aber, als er die Leonesen mit ihrem Könige sorglos unter den Zelten ruhen sah, forderte seinen König auf, die Fliehenden zu sammeln und beim Grauen des Tages das siegreiche Heer zu überfallen.***) So schlug Sancho die Leonesen, von denen die meisten fielen, die übrigen ihr Heil in der Flucht suchten. Alfonso selbst wurde auf der Flucht gefangen genommen und nach Burgos gebracht. Wir sehen hier den Cid eine keineswegs ehrenvolle Rolle spielen, da er den König zum Vertragsbruch aufforderte.

Auf Fürbitte seiner Schwester Urraca gestattete Sancho dem Bruder, sich in ein Kloster zurückzuziehen, aber dieser vergalt Trug mit Trug, er entfloh und suchte beim Emir von To-

*) Nach Pedro von Leon und den Gesta.

**) Nach der Angabe der Gesta.

***) So berichten Rodrigo von Toledo und Lucas von Tuy. Letzterer führt diesen Rath des Cid mit folgenden Worten ein: „Aber in jenen Tagen hatte sich ein Krieger, Namens Rodrigo, Sohn des Diaz, tapfer im Kriege, erhoben, der in allem, was er unternahm, obsiegte. Dieser munterte, als er schon einen großen Namen sich erworben hatte, den Sancho auf u. s. w.“

ledo Al-Mamun Schutz. Sancho wandte sich nun gegen Garcia, und als er dessen Reich eingenommen und ihn zur Flucht gezwungen hatte, gegen die Besitzungen seiner Schwestern. Elvira mußte ihm Toro überlassen, während Urraca sich tapfer in Zamora vertheidigte.*) Längere Zeit hatte die Belagerung gedauert, als der Zamorese Bellido Dolfos den König Sancho meuchlerisch tödtete; der Cid verfolgte diesen, sobald er die Unglückskunde empfing, und er hätte ihn gerade am Thore noch getödtet, hätte dessen Schnelligkeit ihn nicht gerettet.**) Der Tod des Königs, der von den Seinigen betrauert und nach dem Kloster Oña gebracht und daselbst mit königlichen Ehren bestattet wurde, löste die Belagerung auf.

Die Castilianer beriefen nun Alfonso auf den erledigten Thron, doch unter der Bedingung, daß er vorher schwöre, keinen Theil an der Ermordung seines Bruders zu haben. Da niemand dem Alfonso den Schwur abnehmen wollte, bot sich der Cid dazu dar, woher Alfonso Haß gegen diesen faßte. So berichten Rodrigo von Toledo und Lucas von Tuy. Pedro von Leon dagegen erzählt, Alfonso habe den Schwur in die Hände von zwölf castilianischen Rittern geleistet. Der König unterdrückte zunächst seinen Haß, ja er ließ den Cid sich mit seiner Nichte Ximena (Scemena), der Tochter des Grafen Diego (Didago) von

---

*) Die Gesta berichten, der Cid habe hier einmal allein gegen fünfzehn Feinde gekämpft, von denen sieben gepanzert gewesen; den einen tödtete er, verwundete zwei andere und trieb die übrigen durch den Schrecken seiner Riesenkraft in die Flucht. Man erkennt hier auf den ersten Blick die Uebertreibung der Volkssage.

**) Diesen Zug berichtet Rodrigo von Toledo; ob nach den Volksliedern oder nach sonstiger geschichtlicher Ueberlieferung, ist nicht zu entscheiden.

Oviedo und der Elvira, der Schwester des letzten Königs von Leon, vermählen. Der am 19. Juli 1064 ausgefertigte Heiratsvertrag ist von Alfonso, dessen Schwestern, Alvar Fañez, dem Genossen und Verwandten (sobrinus) des Cid, Garcia Ordoñez, Graf von Najera, und andern Rittern unterzeichnet.*) Im Frühling des Jahres 1075 begleitete er König Alfonso auf der Wallfahrt nach Oviedo, wo er nach Ausweis vorhandener Urkunden als Schiedsrichter urtheilte und als Kämpfer in einem gerichtlichen Zweikampf für Alfonso auftreten sollte, doch ward der Zweikampf durch gütliche Ausgleichung von Seiten der Gegenpartei abgestellt. Eine Urkunde von Alfonso aus dem Jahre 1075, in welcher der Cid den Namen Campidator führt (Müller, Note 47), ist nicht ohne Bedenken wegen eines Verstoßes gegen die Zeitrechnung. Die Gesta nennen ihn Campidoctus, andere Campidoctor, während sich Rodrigo von Toledo näher an die spanische Form Campeador hält, das er durch Campiator wiedergibt. Ueber die Bedeutung des Namens hat Dozy eine Vermuthung geäußert, die ich aber trotz seiner entschiedenen Behauptung nicht für richtig halten kann. Graf Berenguer Ramon von Barcelona nennt in einem angeblichen Briefe den Cid einmal Albaraz, vorher aber Campeador; da nun al barráz im Arabischen derjenige heißt, welcher vor der Schlacht aus den Reihen herauszutreten pflegt, um einen der Feinde zum Zweikampf herauszufordern, der Herausforderer, so meint Dozy, Campeador sei der Kämpfer, der immer zum Zweikampf herausfordere, und ganz dasselbe mit al barráz; Berenguer gebe dem Cid einmal den spanischen, dann aber den gleichbedeutenden

---

*) Auffallend ist, daß in der Unterschrift Alfonso, dessen Schwestern, Urraca und Elvira, „mit den Brüdern (der Ximena?)" genannt werden.

arabischen Titel, um anzudeuten, daß er mehr ein maurischer als ein christlicher Ritter sei. Viel wahrscheinlicher ist albaraz hier ein Schmähwort; heißt ja albarazo, albarraz Aussatz, und auch ein widerliches Kraut führt davon den Namen. Das Herausfordern liegt nicht im Worte Campeador. Weshalb sollte dies nicht der Krieger*), ein Ehrenbeiname des unüberwundenen Helden sein, dessen Leben der Kampf ist? Verbindet ja Berenguer bellator et campeador als Beinamen des Cid in einer Weise, welche für die gleiche Bedeutung beider Ausdrücke spricht.**)

Was die Gesta von einer Sendung des Cid an die Fürsten von Cordova und Sevilla und von dem Siege über Granada in dreistündiger Schlacht berichten, ist zu vielen Bedenken unterworfen, als daß es für beglaubigt gelten dürfte. Der Fürst von Granada soll viele sehr vornehme christliche Ritter, unter ihnen Garcia Ordoñez, in Sold gehabt haben; Cid nahm diese gefangen, gab sie aber am dritten Tage wieder frei, doch verpflichtete diese Großmuth so wenig sie zum Danke, daß sie gerade von jetzt an, und besonders Garcia Ordoñez, seine erbittertsten Feinde wurden. Vgl. Romanze 66 (67. 103). Auch was die Gesta weiter von einem Siege des Cid über die wider die Burg Gormaz rückenden Feinde, so wie von der im Toletanischen geübten Rache berichten, wodurch er seinen Feinden Anlaß zur Verleumdung beim Könige gegeben, wird bloße Ausschmückung der

---

*) Das Wörterbuch der spanischen Akademie erklärt es bellator fortissimus. Das Wort kommt wohl nicht von der deutschen Wurzel kämpfen, sondern, wie auch Diez annimmt, von campus Feld, Schlachtfeld, wovon auch campio, campeggiare, champeler.

**) Den Gegensatz bildet dort talis, qualem dicunt in vulgo Castellani alevose (Verräther) et in vulgo Francorum bauzador (Betrüger).

ausspinnenden Sage sein. Vgl. Romanze 73 (74. 115). Eher möchte als geschichtlich festzuhalten sein, daß Garcia Ordoñez Cids Hauptfeind war.

Alfonso lieh den Verleumdungen sein Ohr und verbannte den Helden aus Castilien. Der Cid begab sich nach Zaragoza, das unter dem Stamme der Benou-Houd stand. Der Fürst Al-Moktadir starb wie die Gesta berichten, bald nach seiner Ankunft, wonach, da dessen Tod in das Spätjahr 1081 fällt, der Cid in diesem Jahre Castilien verlassen haben müßte. Dann würde der Rodrico Diaz, den wir als Zeugen in einer Urkunde des Jahres 1082 finden, unmöglich der Cid sein können.*) Im letztern Falle wäre nur ein unbedeutendes Versehen der Gesta anzunehmen; denn in den nächsten Jahren von 1082 an findet sich der Cid in keiner Urkunde. Ibn-Bassám berichtet bei Gelegenheit der Pläne des Rodrigo genannt Campeador auf die Stadt Valencia von diesem „galizischen Hund": „Es war dieses ein Mann, gewohnt Gefangene zu machen, Festungen zu schleifen, seine Gegner in die äußerste Noth zu bringen. Er hatte den kleinen arabischen Königen der Halbinsel mehrere Schlachten geliefert, ihnen Uebel aller Art zugefügt, sie wiederholt überfallen. Früher waren es die Benou-Houd gewesen, die ihn aus seiner Dunkelheit erhoben hatten; sie hatten sich seiner Hülfe bedient, um ihre außerordentlichen Gewaltthätigkeiten auszuüben, ihre niederträchtigen und verabscheuungswürdigen Pläne auszuführen; sie hatten ihm verschiedene Provinzen der Halbinsel überlassen: er hatte die Heere derselben unter seine Füße getreten und sein Banner in den schönsten Provinzen aufgepflanzt."

---

*) Nach Huber S. 98 erscheint auch ein Jude in einer Urkunde vom Jahre 1099 unter den Namen Cid.

Nach dem Tode Al-Moktadirs erhielt dessen ältester Sohn Jusof-al-Mutamin Zaragoza, der andere Mondhir, mit dem Beinamen Al-Hâdjib, Dénia, Tortosa und Lerida. Bald kam es zwischen den Brüdern zum Streite. Mondhir verband sich mit Sancho Ramirez, König von Aragon und Navarra, und dem Grafen Berenguer von Barcelona, wogegen der Cid auf der Seite des Bruders stand. Ein Bericht über diesen Krieg findet sich nur in den Gesta, was freilich an sich, bei der Sparsamkeit an betreffenden Nachrichten, keinen Grund zum Zweifel abgeben kann, doch dürfte jedenfalls die Erzählung von der Sage ausgeschmückt worden sein. Der Cid zog in Monzon im Angesicht der Verbündeten ein, obgleich König Sancho geschworen hatte, daß er es nicht wagen werde, und befestigte sich mit Al-Mutamin in dem alten Schlosse Almenara zwischen Lerida und Tamariz, welches die Verbündeten belagerten. Die Belagerung zog sich in Länge, und schon begann im Schlosse das Wasser auszugehn. Der Cid, der eben die Festung Escarpa genommen hatte, rieth dem Al-Mutamin, mit dem er zusammenkam, von einer Schlacht ab und suchte ihn zur Zahlung eines Tributs zu bestimmen. Da aber die Verbündeten diesen Antrag verwarfen, griff er sie mit erbitterter Gewalt an, schlug sie in die Flucht, gewann reiche Beute und nahm den Grafen von Barcelona und andere Grafen, die sich an Mondhir angeschlossen hatten, gefangen, entließ sie aber schon fünf Tage später. Bei seiner Rückkehr nach Zaragoza empfing man ihn mit großen Ehren. Der Cid aber suchte bald darauf (1084), nach dem Unfalle, welchen Alfonso, der ins Toletanische eingefallen war, durch den Verrath eines maurischen Häuptlings in der Festung Rueda erlitten hatte, diesen von Tuy aus im Lager auf. Alfonso nahm ihn ehrenvoll auf und bat ihn dringend, ihm nach Castilien zu folgen; der Cid ging darauf ein,

aber da er bald merkte, daß der König ihn noch immer hasse, verließ er ihn wieder eiligst und kehrte nach Zaragoza zurück. Diese Zusammenkunft mit Alfonso, von welcher bloß die Gesta und Romanze 83(124) berichten, ist an sich wenig wahrscheinlich. Die Gesta wissen auch noch von zwei Unternehmungen des Cid im Auftrage von Al-Mutamin. Er fiel in Aragon ein und kehrte nach fünf Tagen mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Monzon zurück. König Sancho wagte nicht ihm entgegenzugehn. Dies sieht ganz wie eine haltlose Erdichtung aus. Nicht weniger möchte dazu die Erzählung von einem Einfalle des Cid in das Land Mondhirs gehören. Mondhir rief den König Sancho zu Hülfe, der den Helden zu sofortigem Abzug auffordern ließ. Da dieser ihm aber erwiederte, komme Sancho in friedlicher Absicht, so wolle er ihn frei ziehen lassen, ja ihm noch hundert Soldaten zum Geleit geben, übrigens bleibe er, wo er sei, so zogen Mondhir und Sancho gegen ihn. Lange dauerte die Schlacht, bis endlich die Gegner in die Flucht geschlagen wurden. Der Cid verfolgte die Fliehenden, nahm viele aragonische Grafen und zweitausend Soldaten gefangen, und kehrte mit reicher Beute nach Zaragoza zurück, wo er von Al-Mutamin mit Ehren überhäuft ward.

Als Al-Mutamin 1085 verschied, blieb der Cid bei dessen Sohne Mostaín zu Zaragoza. Selbst nach dem gewaltigen Schlage, den Alfonso durch die Murabathín (Almoraviden) am 23. Oktober 1086 bei Zallákah erlitt, kehrte er nicht nach Castilien zurück, was freilich die Gesta behaupten, aus welchen der Irrthum in die Crónica general überging. Im Jahre 1088 verband sich Al-Mostaín mit dem Cid zu einem Zuge gegen Valencia; ersterer stellte viertausend, der Cid dreitausend Ritter. Al-Kádir in Valencia hatte Al-Mostaín und Alfonso gegen den anrückenden Mondhir zu Hülfe gerufen; aber zu gleicher Zeit

war ein valencianer Hauptmann Ibn-Labbun zu Mostain mit der Aufforderung gekommen, ihm nach Valencia zu folgen, da er ihm diese Stadt, wie sein Bruder Segorbe, überliefern werde. Mostain ließ sich hierzu verleiten: der Cid sollte mit ihm die Stadt angreifen, diesem die ganze Beute, die Stadt dagegen ihm selbst anheim fallen. Wir sind hier auf arabische, auch in die Crónica general übergegangene Berichte einzig angewiesen. Als Mostain in Valencia erschien, hatte sich Mondhir bereits zurückgezogen. Die gehoffte Uebergabe von Segorbe erfolgte nicht; ebensowenig hielt der Cid, der sich durch große Geschenke von Al-Kádir hatte bestechen lassen, sein gegebenes Wort. Von Mostain darüber zur Rede gestellt, erklärte er, daß Zaragoza dem König Alfonso angehöre, dessen Lehnsmann Al-Kádir sei; wolle er Alfonso den Krieg erklären, so werde er die Stadt in kurzer Zeit erobern, und sei er selbst bereit, ihm gegen Alfonso beizustehn. Auf den Wunsch Mostains, der einen seiner Hauptleute mit einer Ritterschar zu Valencia zurückließ, während er selbst nach Zaragoza zurückkehrte, belagerte der Cid die Festung Xerika, mußte aber die Belagerung aufgeben, als Mondhir zum Entsatz herbeieilte. Da dieser mit Al-Kádir sich ausgesöhnt und verbunden hatte, so fürchtete der Cid, er werde auch Valencia gewinnen, weshalb er Al-Kádir aufforderte, ja an niemand, wer es auch sein möge, die Stadt zu übergeben. Zu gleicher Zeit gab er einerseits Mostain, andererseits Mondhir das Versprechen, jedem von ihnen zur Erlangung Valencias behülflich zu sein. Auch ließ er Alfonso berichten, er betrachte sich immer als seinen Lehnsmann, handle und kämpfe nur zu seinem Vortheil; das castilianische Heer, das ihn begleite, werde er auf Kosten der Mauren erhalten; diese letztern suche er zu schwächen und solle ein Lehnsherr bald im Besitz des ganzen Landes sein. Alfonso fühlte

sich durch des Cid Erklärungen befriedigt. Dieser aber benutzte die Zeit zu nahen Streifzügen, und wenn man ihn deshalb zu Rede stellte, erwiederte er, er thue es nur, um zu essen zu haben. Im folgenden Jahre schloß Mostain, da er wohl einsah, der Cid habe ihn getäuscht, ein Bündniß mit Berenguer von Barcelona, der sofort vor Valencia rückte. Der Cid hatte sich unterdessen, wahrscheinlich auf eine Einladung des Königs, nach Castilien begeben, um mit diesem zu unterhandeln, der nach den Gesta ihm einige Schlösser auf den Marken von Castilien, worunter die Burg Gormaz, schenkte und ihm und seinen Nachkommen das Eigenthum aller seiner Eroberungen sicherte. Mit siebentausend in seinem Solde stehenden Kriegern brach er auf. Er zog über den Duero. Bei Calamocha erschienen vor ihm die Gesandten von Ibn-Razin, Wesir von Albarracin, mit der Bitte, ihm bei Alfonso freundliche Aufnahme zu verschaffen. Der Cid verpflichtete sich, ihn ganz in Ruhe zu lassen, unter der Bedingung, daß er an Alfonso Tribut zahle. Von hier zog der Cid in die Nähe von Murviédro, wo er bei dem Dorfe Torres sich lagerte. Berenguer hob bei der Ankunft des Cid die Belagerung auf und kehrte nach Barcelona zurück. Die Gesta berichten, der Cid habe die bittern Worte, Beleidigungen und Drohungen, welche die Soldaten Berenguers gegen ihn sich erlaubt, nicht gerochen, weil dieser ein Verwandter von Alfonso gewesen. Al-Kádir nahm den Helden von Castilien, der ihm versprach, die von ihm abgefallenen benachbarten Festungen wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen, ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen, sich in Valencia niederzulassen und alle Beute, die er machen werde, dorthin zu bringen und zu verkaufen, sehr freundlich auf und verstand sich zur monatlichen Zahlung einer bedeutenden Summe. Auch Ibn-Labbun von Murviédro erkaufte sich seinen Schutz. Die Gesta

erwähnen nun zunächst eines Streifzuges nach Alpuente; mit reicher Beute beladen verließ er das damals mit Elche von demselben Fürsten beherrschte Land und kam nach Requena. Dann aber zwang er diejenigen, welche die von Valencia abhängigen Festungen inne hatten, den gewohnten Tribut an Al-Kâdir zu entrichten. Alfonso schrieb ihm darauf (im Jahre 1090), er möge seiner von Yusof, dem König der Murabathin, bedrohten Festung Alêdo zu Hülfe kommen. Der Cid begab sich sogleich nach Xativa, wo ihn ein Bote des Königs mit der Meldung traf, dieser befinde sich mit 18000 Mann zu Toledo, und er fordere ihn auf, ihn zu Villena zu erwarten. Da es aber in Villena an Lebensmitteln fehlte, so begab er sich nach Ontiñente. Als er hier zu seinem Verdrusse vernahm, Alfonso habe einen andern Weg genommen und sei ihm zuvorgekommen, so trennte er sich von seinem Herrn und kam, von wenigen begleitet, nach Melina. Yusof aber hatte bei der Ankunft Alfonsos die Flucht ergriffen und sich über Lorca zurückgezogen. Der König ging deshalb nach Toledo zurück, der Cid aber wandte sich nach Elche. Die castilianischen Großen drangen indessen beim Könige mit ihren verleumderischen Reden vom Verrathe des Cid durch, der seine Ankunft verspätet habe, damit sein Heer von den Saracenen vernichtet würde. Alfonso entzog ihm deshalb alle geschenkten Ländereien und Schlösser, belegte seine Besitzungen mit Beschlag und nahm seine Frau und Kinder gefangen. Vergebens suchte der Cid sich durch einen Abgesandten beim Könige zu vertheidigen und seine Unschuld zu beweisen; ja auch sein Vorschlag, einen der Seinen als Zeugen der Wahrheit zum Zweikampf zu stellen, ward abgelehnt, doch sandte man ihm Frau und Kinder zurück. In den Gesta finden sich vier solcher Vertheidigungsschriften des Cid mitgetheilt, deren Echtheit zweifelhaft bleibt.

Weihnachten 1090 begab sich der Cid, den Gesta zufolge, von Elche vor die mit Schätzen und köstlichen Stoffen angefüllte Festung Polop, die er binnen wenigen Tagen zur Uebergabe zwang, wobei er sich unermeßlicher Reichthümer bemächtigte. Den ganzen Winter verweilte er in der Gegend von Dénia, die er mit seinen Streifzügen so beunruhigte, daß von Orihuela bis Xativa keine Mauer stehn blieb. Die Beute verkaufte er in Valencia. Darauf zog er mit seinem ganzen Heere nach Tortosa, plünderte das Land und nahm die Festung Moraret (jetzt Mora), wo er sich festsetzte. Mondhir regte unter großen Versprechungen den Grafen Berenguer von Barcelona gegen den Cid auf. Dieser sammelte ein starkes Heer und schlug sein Lager bei Calamocha auf; der Cid nahm in einem, von hohen Bergen umgebenen Thale, zu welchem nur ein schmaler Eingang führte, seine Stellung. Mostaín glaubte sich ihn dadurch geneigt machen zu müssen, daß er ihm durch einen Boten zu wissen that, Berenguer bereite sich zum Angriff. Dieser antwortete, er warte auf seinen Feind, überhäufte aber zugleich den Berenguer, welchem Mostaín den Brief zeigen möge, mit Schmähworten, welche dieser sodann in einem an den Cid selbst gerichteten Schreiben erwiederte. Berenguer warf ihm besonders vor, daß er kein Christ, sondern ein Götzendiener sei, der christliche Kirchen zerstört und entweiht habe, und forderte ihn auf, morgen in der Ebene zu kämpfen, damit er ihn für Rodrigo, genannt der Krieger und Campeador, halte; weigere er sich dessen, so sei er ein Verräther und Betrüger. Der Cid blieb die Erwiederung nicht schuldig. Er habe Berenguer deshalb geschmäht, weil dieser zu Calatayud dem Mostaín gesagt, der Cid wage aus Furcht vor ihm nicht das Gebiet von Zaragoza zu betreten, was Raymon de Baran und andere castilianische Großen auch vor Alfonso in

Castilien behauptet, und weil Berenguer in Gegenwart Mostains sich vor Alfonso gerühmt, er würde den Cid aus dem Lande Mondhirs verscheucht haben, da dieser seine Ankunft abzuwarten nicht gewagt hätte. Das seien eitle Großsprechereien; nur aus Liebe zu seinem König, dessen Lehnsmann er sei, habe er den Kampf mit ihm gemieden. Er sagt ihm seinen gewohnten Sold zu und erklärt sich bereit, in der Ebene zu kämpfen. Die in den Gesta ausführlich mitgetheilten Briefe können unmöglich als urkundlich gelten. Wenn Dozy in ihnen deutliche Beweise ihrer Uebersetzung aus dem Spanischen gefunden zu haben meint, so würde daraus noch keineswegs die Echtheit folgen; kann ja der Verfasser der Gesta eine in spanischer Sprache geschriebene Lebensbeschreibung des Cid benutzt haben, welche diese enthielt. Die Erwiederung des Cid an Berenguer stimmt nicht ganz zum Briefe des letztern.*) Bei dem am folgenden Morgen von Berenguer versuchten Angriffe stürzte der Cid vom Pferde und verwundete sich, doch erfochten die Seinen einen glänzenden Sieg, nahmen den Grafen und an fünftausend Mann gefangen, unter ihnen Geraud Aleman de Cervellon, den man irrig zu einem Normannen gemacht hat (Müller Note 88), und erbeutete sein Lager. Berenguer ließ sich in das Zelt des Cid führen und bat um Versöhnung; dieser aber behandelte ihn mit stolzer Härte, so daß er ihm nicht gestattete, sich neben ihn zu setzen, doch ließ er es weder ihm noch den Seinigen an irgend etwas fehlen.

---

*) Wenn der Cid diesem vorwirft, ohne Grund behauptet zu haben, quod feci a l e v e ad forum Castellae aut b a u z i a ad forum Galliae (Gurrea), so findet sich nichts der Art in Berenguers Briefe, nur das castilianische Schmähwort alevoso und das französische bauzator, wie wir oben S. 17** anführten.

Endlich gab man ihm und Geraud Aleman (gegen 80,000 Mark Goldes von Valencia, nach dem Bericht der Gesta) die Freiheit wieder. Auch die übrigen Gefangenen wurden auf ihr Wort gegen Lösegeld entlassen; sie brachten so viel Geld, als ihnen möglich war, und stellten für den Rest ihre Söhne und Eltern als Geißeln, doch der Cid erließ ihnen großmüthig das Fehlende.

Der Sieger begab sich nach Sacarca auf dem Gebiete von Zaragoza und zwei Monate später nach Daroca, wo ihn eine Krankheit befiel. Seine an Mostain gesandten Boten finden dort Berenguer, der ihnen seinen lebhaften Wunsch ausspricht, des Cid Bundesgenosse und Freund zu werden. Dieser ging auf Zureden seiner Freunde darauf ein; Berenguer kam zu ihm ins Lager und stellte einen Theil der Grafschaft unter seinen Schutz. Als Mondhir bald darauf starb, beeilten sich dessen Nachfolger, die Freundschaft des Cid durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen; einen solchen zahlten ihm die Wesire von Albaracin, Almenara, Alpuente, Murviédro, Segorbe, Valencia und Xerica. Da Liria die Zahlung des Bedungenen weigerte, zog der Cid im Jahre 1092 vor die Stadt. Hier trafen ihn Briefe der Königin Constancia und seiner Freunde, welche ihn dringend baten, dem Könige auf seinem gegen Yusof unternommenen Zuge beizustehn, wodurch er dessen Gunst wiedergewinnen werde. Obgleich die Uebergabe der Festung bevorstand, brach der Cid mit seinem Heere ungesäumt auf und eilte Alfonso entgegen, den er zu Martos, westlich von Jaen, traf. Vereint zogen sie dann gen Granada; der König nahm sein Lager auf dem Gebirge von Elvira, nach der Crónica bei Libriella; der Cid hatte sich in der Ebene vor Alfonso gelagert, um diesen gegen einen Angriff zu schützen. Dies mißfiel dem Könige, der darin eine Anmaßung sah, worin die Höflinge ihn bestärkten. Wenn die Gesta behaupten, Yusof

habe den Krieg mit Alfonso, der hier sechs Tage weilte, nicht gewagt, sondern sich zurückgezogen, so steht dies im entschiedensten Widerspruche mit dem Berichte eines höchst achtbaren arabischen Geschichtschreibers, des Ibno-'l-Athir, der unter dem Jahre 1092 berichtet, Alfonso habe mit seinem ganzen Heere einen Einfall in das Land Jaen in Andalusien gemacht. Die Muselmanen griffen ihn an; nach einem heftigen Kampfe nahmen sie die Flucht, aber darauf verlieh ihnen Gott den Sieg über die Franken, so daß sie diese in Verwirrung brachten, eine große Zahl derselben tödteten, und Alfonso selbst kaum mit wenigen sich retten konnte. Ibno-'l-Athir bemerkt, dieser Sieg bei Jaen sei einer der glorreichsten nach dem bei Zallâkah erfochtenen gewesen und werde von den Dichtern häufig gefeiert. Der Cid muß diesmal unter den Flüchtigen gewesen sein. Die spanischen Geschichtschreiber mit Ausnahme der Gesta gedenken dieses unglücklichen, jetzt durch den arabischen Geschichtschreiber bestätigten Zuges des castilianischen Königs mit keinem Worte; die Gesta selbst wollten das Unglück dieser Schlacht, bei welcher Cid fliehen mußte, nicht gestehn und ließen Alfonso, wenn auch nicht als Sieger, doch ruhmvoll aus dieser Unternehmung hervorgehn. Der Cid durfte ja nicht von dem ins Unglück gerathenen König scheiden; auch dünkte es nicht wahrscheinlich, daß der König ihn gerade nach einem solchen Schlage von sich gewiesen habe. Die Gesta lassen Alfonso dem Cid auf dem Rückmarsche in dem Lager bei Ubéda harte Worte geben und mit Gefangenschaft drohen. Der Cid schwieg; in der Nacht aber brach er auf und ging ins valencianische Gebiet, viele der Seinigen jedoch verließen ihn und folgten dem König. Wahrscheinlich hatte Alfonso dem Cid den unglücklichen Erfolg der Schlacht Schuld gegeben, worauf dieser sich beleidigt zurückzog.

Alfonsos unglücklicher Zug scheint in den Juni und Juli 1092 zu fallen, nach den von Müller (Note 95) erwähnten Urkunden. Der Cid kehrte, nachdem er die von den Saracenen zerstörte Festung Peñacatel wieder aufgebaut hatte, nach Valencia zurück, wo er, da Al-Kâdir schwer erkrankt war, eigentlich die Regierung führte. Von Valencia, wo er den Ibno-'l-Faradj als Stellvertreter zurückließ, wandte er sich nach Morella. Die Nachricht der Gesta, daß er hier Weihnachten gefeiert, läßt sich mit der Zeitfolge der Begebenheiten nicht vereinigen. Zu Morella kam ein Abgesandter zu ihm, der ihm die Festung Borja, zwischen Zaragoza und Tuy, zu überliefern versprach. Schon hatte sich der Cid in Bewegung gesetzt, um dorthin zu ziehen, als Mostain ihn um Hülfe gegen Sancho von Aragonien bat, der sich mehrerer seiner Festungen bemächtigt hatte und jetzt Tuy belagerte. Mit wenigen Begleitern eilte er zunächst nach Zaragoza, wo er auf die Bitten der bedeutendsten Bürger sich zur Hülfe bereit finden ließ. Daß man ihn wegen Borjas getäuscht, hatte er bereits auf dem Weg erfahren. Mit seinem Heere lagerte sich der Cid bei Fraga, Sancho mit seinem Sohne Pedro zu Gurrea in der Nähe von Hueska. Sanchos Versuch einer friedlichen Ausgleichung wurde vom Cid angenommen, der sodann nach Zaragoza zurückkehrte.

Unterdessen war von Alfonso in Verbindung mit den Genuesen und Pisanern während der Abwesenheit des Cid die Belagerung Valencias zu Wasser und zu Lande begonnen worden. Kaum hatte der Cid dieses vernommen, als er in Calahorra und Najera einfiel, Alberita und Logroño einnahm, das Land mit Feuer und Schwert verwüstete und Alfaro eroberte. Selbst die Gesta schildern diesen Streif- und Raubzug ihres Helden, der sich hier bereicherte, mit grellen Farben. Zu Alfaro kamen von Garcia

Ordoñez, der damals in Alfonsos Namen Najera regierte, Boten, welche den Cid aufforderten, sieben Tage zu warten, damit er ihm hier eine Schlacht liefern könne. Da aber dieser, statt in der festgesetzten Zeit zu erscheinen, bei Alberita, von Schrecken ergriffen, sogleich umkehrte, so brannte der Cid alles nieder, was noch übrig war, und kehrte nach Zaragoza zurück, ohne die Ankunft Alfonsos abzuwarten, der, um sein eigenes Land zu schützen, die Belagerung Valencias aufgeben und nach Castilien eilen mußte.

Zu Zaragoza trafen ihn die dringenden Bitten seines Statthalters Ibno-'l-Faradj, Valencia baldmöglichst zu Hülfe zu eilen, da Ibn-Ayischah, der sich eben Dénias und Murcias bemächtigt hatte, durch Ibn-Djahháf, Richter in Valencia, und den Wesir von Alcira eingeladen sei, Alcira und Valencia zu besetzen. Zwanzig Tage hatte Ibno-'l-Faradj vergebens auf die Hülfe des Cid gewartet, als die Stadt im November 1092 in die Hände des von Ibn-Ayischah abgesandten Abu-Nácir fiel. Al-Kádir ward sogleich getödtet, Ibno-'l-Faradj gefangen genommen. Valencia erhielt eine freistädtische Verfassung und ward von einem Senat regiert, an dessen Spitze Ibn-Djahháf stand. Die Anhänger des ermordeten Al-Kádir flohen theils nach dem ein paar Stunden entfernten Cebolla, wohin auch die Soldaten von Ibno-'l-Faradj sich begaben, theils nach Zaragoza zum Cid, dem sie von den Ereignissen Kunde gaben. Dieser setzte sich nun sogleich gegen Cebolla in Bewegung, das er belagerte. Alle, die aus Valencia geflohen waren, schlossen sich ihm an. Die benachbarten Festungen forderte er auf, ihm Lebensmittel für sein Heer zu liefern, doch mußte er sich darüber mit dem Herrscher von Albarracin vorher verständigen, dessen Hülfe der auch als Dichter bekannte Abun-Thá-ben-Labbun zu Murviédro angerufen hatte.

Zweimal am Tage, Morgens und Abends, ließ der Cid Valencias Gebiet durch seine Scharen durchziehen, Heerden rauben und alle, die man fand, gefangen nehmen, mit Ausnahme der Ackerbauer und Gartenbewohner, welche sie freundlich behandeln und zur Arbeit ermuntern sollten. Die Beute wurde zu Murviédro verkauft. Ibn-Djahháf, der eine Schaar von dreihundert um sich versammelt hatte, bekümmerte sich gar nicht um den von Ibn-Ayischah gesandten Abu-Nácir, welcher aus Mißmuth darüber sich mit dem Haupte der mächtigen Familie der Benou-Táhir, mit Ibn-Táhir, in Verbindung setzte. Der Cid ließ bald auch noch zu Mittage Streifzüge anstellen und fügte den Feinden immer größern Schaden zu. Eines Tages wurde ein reicher Maure gefangen genommen, den der Cid foltern ließ, bis er sich mit einem hohen Lösegeld freikaufte und ihm eine Anzahl Häuser in Valencia, wenn er Herr der Stadt werden sollte, abzutreten versprach. Um zunächst die Mannen Ibn-Ayischahs aus Valencia wegzuschaffen, setzte er sich wieder mit Ibn-Djahháf in Verbindung, dem er seinen Schutz unter der Bedingung ihrer Entfernung zusagte. Die auf den Rath Ibn-Ayischahs an Yusof mit reichen Geschenken abgeordnete Gesandtschaft fiel in die Hände des durch seinen Ibno-'l-Faradj, der sich selbst darunter befand, davon unterrichteten Cid. Nachdem Cebolla endlich gefallen war, schloß der Cid Valencia enger ein. Die Dörfer in der Umgebung der Stadt, alles, was dem Ibn-Djahháf und dessen Familie gehörte, die Mühlen und Schiffe auf dem Guadalaviar wurden verbrannt, das Getreide (es war gerade im Juli 1093) eingeerntet, darauf alle Häuser und Thürme niedergerissen, die Steine und das Holz nach Cebolla zum Wiederaufbau der Festung geschafft. Bald hatte der Cid die Vorstädte Villanueva und Alkoudia in seine Gewalt gebracht. Unterdessen waren auch die

Unterhandlungen mit Ibn-Djahháf fortgesetzt worden. Die Valencianer baten jetzt um Ruhe, wozu der Cid nur unter der Bedingung der Entfernung der Mannen Abu-Nácirs sich bereit erklärte. Die Waffenruhe ward bewilligt. Jene verließen die Stadt unter sicherm Geleite, Ibn-Djahháf erstattete dem Cid das Getreide wieder, das er von diesem zu Valencia gefunden und gebraucht, und zahlte den monatlichen Tribut; der Cid erhielt die Erlaubniß, sein Heer in Cebolla zu halten. Da indessen die Nachricht sich verbreitete, die Murabathins bereiteten sich zum Marsche gegen Valencia, so wußte er den Ibn-Djahháf durch Zusicherung seiner Hülfe zu bestimmen, diesen den Eintritt zu verwehren und sich zu gegenseitigem Beistande mit den Wesiren von Xativa und Cullera zu verbinden. Da Ibn-Maimun in Alcira den Beitritt weigerte, so ließ der Cid durch seinen Stellvertreter in Cebolla dessen Stadt belagern. Er selbst überfiel plötzlich das Land Albarracin, da, wie er vernommen, Ibn-Razín, dem mit ihm geschlossenen Bündnisse zum Trotz, dem König Sancho von Aragon seinen Beistand zur Eroberung von Valencia zugesagt hatte. Mit reicher Beute kehrte er von dort nach Cebolla zurück. Zwölf Ritter hatte er mit seinem Speere getödtet; er selbst verlor nur zwei Ritter, ward aber an der Kehle verwundet.

Im Oktober erhielten die Valencianer sichere Nachricht, daß, da Yusof erkrankt sei, dessen Schwager Abu-Bekr (auch Abu-Yahyá genannt) mit einem großen Heere ihnen zu Hülfe kommen werde. Hierdurch ermuthigt drohten sie dem Ibn-Djahháf Rache. In seiner Angst wandte sich dieser an den Cid, der wiederum einen Streifzug nach Albarracin gemacht hatte. Zu Cebolla fand eine Zusammenkunft der Verbündeten statt, welche durch einen von hier erlassenen Brief Abu-Bekr benachrichtigten, der Cid

habe einen Vertrag mit Sancho abgeschlossen, und ihm riethen, sich nicht vor Valencia zu zeigen, da er es mit achttausend gewappneten christlichen Rittern und mit den tapfersten Kriegern der Welt zu thun haben würde. Von Ibn-Djahhâf aber bat sich der Cid den Garten von Ibn-Abdo-'l-Aziz bei Valencia aus, um dort einige Tage auszuruhen, was dieser ihm ebensowenig abzuschlagen wagte als die Forderung, durch ein Thor der Stadt sich in denselben zu begeben. Er wollte dadurch nur die Murabathin bedeuten, daß die Valencianer seine Freundschaft der ihrigen vorzögen, und zugleich versuchen, wie viel sich diese aus Furcht vor ihm gefallen ließen. An dem bestimmten Tage kam er nicht, doch hatte er gesehen, daß auch einer so harten Zumuthung die Valencianer sich nicht thätlich widersetzten. Ganz unerwartet begab er sich eines Tages in den Garten und bemächtigte sich der benachbarten Vorstadt. Nach wenigen Tagen aber kehrte er wieder zum Heere zurück. Entschlossen, die Ankunft des großen Heeres unter Abu-Bekr hier zu erwarten, ließ er die Brücken über den Guadalaviar zerstören und die ganze Ebene überschwemmen, so daß das feindliche Heer nur durch eine sehr enge Schlucht herankommen konnte. Dieses war bereits bei Bacer hinter Alcira, wo die Valencianer von ihren Thürmen in einer dunkeln Nacht seine Wachtfeuer sehn konnten, aber ein fürchterlicher Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang es zum Rückzug. Als die Valencianer diese Trauerkunde vernahmen, geriethen sie in Verzweiflung. Der Cid kehrte in seinen Garten zurück und ließ die Vorstädte zerstören, sodann schloß er Valencia von allen Seiten ein, und man schlug sich jetzt jeden Tag vor der Stadt. Da Ibn-Ayischah die Rückkehr des Heeres der Murabathin in Aussicht stellte und die Valencianer beschwor, sich nicht zu ergeben, so bat man Ibn-Djahhâf, wieder eine Besatzung der

Murabathin in die Stadt zu nehmen, wozu dieser aber wenig Lust hatte. Zu Valencia war der Preis der Lebensmittel indessen aufs höchste gestiegen, während den Belagerern nichts mangelte. Der Cid hatte die Felder umher bebauen lassen: Al-Koudia war zu einer Stadt geworden, zu deren wohlbesetztem Markte man von allen Seiten strömte. Die Befehlshaber der umliegenden festen Plätze baten den Cid um seinen Schutz, welchen dieser unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm Schützen und Fußvolk zur Belagerung stellten. In der Stadt hatte in der letzten Zeit die Familie der Benou-Tâhirs geherrscht und Ibn-Djahhâf war ganz zurückgetreten; letzterer aber wußte die immer dringendere Noth des um Befreiung aus seinem Elend flehenden Volkes so zu benutzen, daß er von neuem zum Befehlshaber der Stadt ausgerufen wurde. Der Cid erhielt wieder den gewohnten Tribut, wogegen er die Stadt nicht beunruhigen wollte. Da man auf dessen Forderung, die Benou-Tâhirs aus der Stadt zu entfernen, nicht eingehn wollte, so bemächtigte sich Ibn-Djahhâf derselben in einer Nacht (spätestens in der ersten Hälfte des März 1094) durch einen Handstreich und lieferte sie dem Cid aus, der sich eben zu Al-Koudia befand. Doch auf seine Weigerung, ihm seinen eigenen Sohn als Geißel zu stellen, kündigte der Cid ihm seinen Schutz unter gewaltigen Drohungen auf, während er die Benou-Tâhirs auf das freundlichste behandelte und ihnen seinen Beistand zusicherte.

Von jetzt an herrschte Ibn-Djahhâf in Valencia mit grausamster Gewaltthätigkeit, wodurch die Verzweiflung der Bewohner aufs höchste stieg. Schon begann man Hunde, Katzen und Ratten zu essen, die man zu hohen Preisen bezahlte. Täglich stürzte sich eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern aus der Stadt, die theils getödtet, theils gefangen genommen und verkauft wur-

habe einen Vertrag mit Sancho abgeschlossen, und ihm riethen, sich nicht vor Valencia zu zeigen, da er es mit achttausend gewappneten christlichen Rittern und mit den tapfersten Kriegern der Welt zu thun haben würde. Von Ibn-Djahhâf aber bat sich der Cid den Garten von Ibn-Abdo-'l-Aziz bei Valencia aus, um dort einige Tage auszuruhen, was dieser ihm ebensowenig abzuschlagen wagte als die Forderung, durch ein Thor der Stadt sich in denselben zu begeben. Er wollte dadurch nur die Murabathin bedeuten, daß die Valencianer seine Freundschaft der ihrigen vorzögen, und zugleich versuchen, wie viel sich diese aus Furcht vor ihm gefallen ließen. An dem bestimmten Tage kam er nicht, doch hatte er gesehen, daß auch einer so harten Zumuthung die Valencianer sich nicht thätlich widersetzten. Ganz unerwartet begab er sich eines Tages in den Garten und bemächtigte sich der benachbarten Vorstadt. Nach wenigen Tagen aber kehrte er wieder zum Heere zurück. Entschlossen, die Ankunft des großen Heeres unter Abu-Bekr hier zu erwarten, ließ er die Brücken über den Guadalaviar zerstören und die ganze Ebene überschwemmen, so daß das feindliche Heer nur durch eine sehr enge Schlucht herankommen konnte. Dieses war bereits bei Bacer hinter Alcira, wo die Valencianer von ihren Thürmen in einer dunkeln Nacht seine Wachtfeuer sehn konnten, aber ein fürchterlicher Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang es zum Rückzug. Als die Valencianer diese Trauerkunde vernahmen, geriethen sie in Verzweiflung. Der Cid kehrte in seinen Garten zurück und ließ die Vorstädte zerstören, sodann schloß er Valencia von allen Seiten ein, und man schlug sich jetzt jeden Tag vor der Stadt. Da Ibn-Ayischah die Rückkehr des Heeres der Murabathin in Aussicht stellte und die Valencianer beschwor, sich nicht zu ergeben, so bat man Ibn-Djahhâf, wieder eine Besatzung der

Murabathin in die Stadt zu nehmen, wozu dieser aber wenig Lust hatte. Zu Valencia war der Preis der Lebensmittel indessen aufs höchste gestiegen, während den Belagerern nichts mangelte. Der Cid hatte die Felder umher bebauen lassen; Al-Koudia war zu einer Stadt geworden, zu deren wohlbesetztem Markte man von allen Seiten strömte. Die Befehlshaber der umliegenden festen Plätze baten den Cid um seinen Schutz, welchen dieser unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm Schützen und Fußvolk zur Belagerung stellten. In der Stadt hatte in der letzten Zeit die Familie der Benou-Táhirs geherrscht und Ibn-Djahháf war ganz zurückgetreten; letzterer aber wußte die immer dringendere Noth des um Befreiung aus seinem Elend flehenden Volkes so zu benutzen, daß er von neuem zum Befehlshaber der Stadt ausgerufen wurde. Der Cid erhielt wieder den gewohnten Tribut, wogegen er die Stadt nicht beunruhigen wollte. Da man auf dessen Forderung, die Benou-Táhirs aus der Stadt zu entfernen, nicht eingehn wollte, so bemächtigte sich Ibn-Djahháf derselben in einer Nacht (spätestens in der ersten Hälfte des März 1094) durch einen Handstreich und lieferte sie dem Cid aus, der sich eben zu Al-Koudia befand. Doch auf seine Weigerung, ihm seinen eigenen Sohn als Geißel zu stellen, kündigte der Cid ihm seinen Schutz unter gewaltigen Drohungen auf, während er die Benou-Táhirs auf das freundlichste behandelte und ihnen seinen Beistand zusicherte.

Von jetzt an herrschte Ibn-Djahháf in Valencia mit grausamster Gewaltthätigkeit, wodurch die Verzweiflung der Bewohner aufs höchste stieg. Schon begann man Hunde, Katzen und Ratten zu essen, die man zu hohen Preisen bezahlte. Täglich stürzte sich eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern aus der Stadt, die theils getödtet, theils gefangen genommen und verkauft wur-

den. Die Versuche Ibn-Djahháfs, von Mostain in Zaragoza und von Alfonso in Castilien Hülfe zu erhalten, waren vergeblich; beide hielten ihn mit leeren Versprechungen hin. Alfonso hatte erwiedert, er werde ihm Garcia Ordoñez mit vielen Reitern zu Hülfe schicken und bald persönlich nachfolgen, aber er wollte damit nur Zeit gewinnen und dachte gar nicht daran, sein Wort zu erfüllen. Mostaín that seine Absicht kund, den Cid begütigen zu wollen; gelinge dies nicht, so werde er mit einem großen Heere diesen aus dem Lande treiben; doch sollte Ibn-Djahháf die Sache ganz geheim halten. Der Versuch des Cid, eine Empörung gegen Ibn-Djahháf in Valencia selbst zu erregen, endete unglücklich. Auch ein gegen die Stadt auf den Rath einiger reichen Valencianer unternommener Sturm hatte für die Belagerer üble Folgen; der Cid, der sich diesmal hatte täuschen lassen, gerieth dabei selbst in Gefahr. Jetzt entschloß er sich die Stadt auszuhungern. Deshalb befahl er allen Valencianern, die in seine Gewalt gerathen waren, nach dieser zurückzukehren, und er drohte die Widerspenstigen lebendig zu verbrennen; dieselbe Strafe sollte, wie er vor den Mauern der Stadt laut, daß man es drinnen vernehmen konnte, verkünden ließ, alle diejenigen treffen, die es von jetzt ab wagten, aus der Stadt zu flüchten. Da aber noch immer viele Valencianer dieses Verbot nicht achteten, so ließ er die Betroffenen auf einer allen Valencianern sichtbaren Höhe verbrennen; an einem Tage traf achtzehn Unglückliche diese schreckliche Strafe; andere ließ er von Hunden zerreißen. Der Unwille gegen Ibn-Djahháf erreichte endlich den höchsten Grad, und da er an jeder Hülfe verzweifeln mußte, so überließ er die Regierung dem Fakih Al-Wattán, der sogleich mit dem Cid einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen abschloß. Die Valencianer schicken Gesandte an Mostaín in Zara-

goza und Ibn-Ayischah zu Murcia mit der Bitte, ihnen sofort zu Hülfe zu kommen; erscheinen diese nicht binnen vierzehn Tagen, so ergibt sich die Stadt. In dem letztern Falle soll Ibn-Djahháf wieder die Stelle als Richter versehn, sein Leben und sein Gut, auch seine Frauen und Kinder unverletzt bleiben; den Oberbefehl über die Besatzung erhält Musá, welcher nach dem Tode Al-Kádirs, dessen Geschäfte er verwaltet, immer auf der Seite des Cid gestanden, der ihm eine Festung anvertraut hatte; die Besatzung soll aus Mozarabern (Christen, die unter den Arabern lebten) bestehn; der Cid bleibt in Cebolla und verpflichtet sich nichts an den Gesetzen, den Abgaben und dem Gelde zu ändern. Die Abgesandten sollten nur jeder fünfzig Denare mit sich nehmen. Der Cid aber ließ letztere, ehe sie zu Schiffe stiegen, untersuchen und bemächtigte sich der großen Schätze, welche sie mit sich führten, nur ihre fünfzig Denare wurden jedem belassen. Die wirkliche Uebergabe erfolgte am 15. Juni 1094. Wenn die Gesta den Cid Valencia erstürmen lassen, so theilen sie diesen Irrthum mit zwei arabischen Schriftstellern.

Anfangs waren die Mauren mit der Haltung des Cid und dem Betragen seiner Soldaten außerordentlich zufrieden. Das von Ibn-Djahháf ihm angebotene, auf unrechtmäßige Weise erworbene Geld lehnte er ab. Aber die großartigen Versprechungen, die er bald darauf den vornehmsten Valencianern in seinem Garten gab, gingen nicht in Erfüllung, und als diese sich darüber beklagten, nahm er eine ganz andere Sprache an, und verlangte, wenn sie seine Gunst gewinnen wollten, die Auslieferung des Verräthers Ibn-Djahháf. Als sie diesen und seine ganze Familie ihm überliefert, die er sofort, wie auch alle Theilnehmer am Morde Al-Kádirs, ins Gefängniß werfen ließ, redete er sie also an: „Da ihr gethan, was ich verlangt, so fordert von mir,

was ihr wünscht, und ich werde es gewähren, aber unter der Bedingung, daß ich in der Burg von Valencia wohne und meine Christen alle Festungen bewachen." Auch diesem neuen Vertragsbruche mußten sie sich fügen. Ibn-Djahháf wurde nach Cebolla gebracht und dort fast zu Tode gefoltert; zwei Tage darauf führte man ihn nach Valencia zurück, wo er im Garten des Cid gefangen gehalten wurde. Dieser ließ ihn eigenhändig eine Liste aller seiner Schätze und Besitzthümer aufsetzen und in Gegenwart der Christen und der angesehensten Mauren schwören, daß er weiter nichts besitze; auch erkenne er dem Cid das Recht zu, ihn zu tödten, wenn man noch andere Schätze von ihm auffinden sollte. Aber nicht allein brachte der Cid durch seine Drohungen oder durch das Verlangen, seine Gunst zu gewinnen, die Freunde Ibn-Djahháfs dahin, die von ihm ihnen anvertrauten Schätze zu entdecken, sondern auch ein Sklave des unglücklichen Mannes verrieth den Ort, wo dieser viel Gold und kostbare Edelsteine verborgen hatte. Die Senatoren von Valencia aber rief der Cid nun auf das Schloß zusammen und redete sie also an: „Ehrenmänner des Senates von Valencia! Ihr wißt, wie sehr ich Eurem König gedient und beigestanden, und wie viel Ungemach ich erduldet, ehe ich diese Stadt gewann. Da nun Gott mich zum Herrn dieser Stadt hat machen wollen, so will ich sie für mich und diejenigen haben, die mir dazu verholfen, unbeschadet der Oberherrlichkeit meines Herrn, des Königs Don Alfonso. Ihr alle seid in meine Gewalt gegeben, so daß ich mit Euch machen kann, was ich will und für gut finde. Ich könnte Euch alles nehmen, was Ihr auf der Welt besitzt, Eure Personen, Eure Kinder, Eure Frauen; aber ich werde es nicht thun. Es gefällt mir und ich bestimme, daß die ehrbaren Männer unter Euch, die, welche sich stets redlich aufgeführt, mit den Ihrigen

ihre Häuser in Valencia bewohnen; aber ich will nicht, daß einer mehr als ein Maulthier und einen Diener besitze, noch daß Ihr Waffen tragt oder besitzt als im Falle der Noth, mit meiner Genehmigung. Alle übrigen sollen die Stadt verlassen und zu Al-Koudia wohnen, wo ich früher gewohnt. Ihr werdet Eure Moscheen zu Valencia haben und draußen in Al-Koudia, Ihr werdet Eure Fakihs (Rechtsgelehrte) haben und unter Euren Gesetzen leben; Ihr werdet Eure von mir eingesetzten Alkaiden (Vögte) und Eure Alguazils (Vorsteher der Rechtspflege) haben; Ihr werdet Euer Eigenthum besitzen: aber Ihr werdet mir das Recht des Herrn über alle Einkünfte geben, die Rechtspflege wird mir angehören und ich werde Geld schlagen. Diejenigen, welche unter meiner Herrschaft bleiben wollen, mögen bleiben; diejenigen, welche nicht wollen, mögen mit gutem Glücke weggehn, aber ohne irgend etwas mitzunehmen; ich werde ihnen sicheres Geleit geben." Die Valencianer mußten sich fügen. Die Zahl der Auswandernden war so groß, daß der Zug derselben zwei Tage ununterbrochen dauerte; zum Ersatz der Scheidenden traten die Christen von Al-Koudia ein. Den Ibn-Djahhâf aber ließ der Cid in eine Grube stellen, so daß bloß Kopf und Hände herausstanden, und dann einen rund herum angehäuften Scheiterhaufen anzünden. Auch seine Frau und Kinder*) sollten verbrannt werden; er ließ sich aber endlich durch den allgemeinen Unwillen der Christen und

---

*) Ibn-Bassâm nennt die Frau und Töchter und läßt nur einen von der Seite des Cid für die Frauen flehn. Dagegen berichtet Ibno-'l-Abbâr, der Richter sei von seinen Verwandten und Freunden umgeben gewesen (früher hatte er gesagt, alle, die bei ihm gewohnt, und seine Verwandten habe der Cid eingekerkert); der Cid habe diese alle verbrennen lassen wollen, sei aber durch die Bitten der Muselmanen und Christen, doch der Kinder und Sklaven zu schonen, davon abgebracht worden.

Mauren bestimmen, davon abzustehn. Diese Rache traf den Ibn-Djahháf im Mai oder Juni des Jahres 1095. Auch den Dichter und Gelehrten Abu-Djafar von Valencia ließ der Cid, wir wissen nicht weshalb, verbrennen. Sein Versuch, nach der Einnahme der Stadt dem König Alfonso sich zu nähern, ist wohl nur eine Zuthat der Sage.

Bald darauf nahte ein großes Heer der Murabathins der Stadt. Am elften Tag der Belagerung machte der Cid einen Ausfall und schlug die Feinde in die Flucht. So berichten die Gesta. Ibn-Bassám sagt von Yusof, er habe an nichts gedacht, von nichts geschrieben und gesprochen als von der Wiedereroberung Valencias. „Er schickte gegen sie zahlreiche Truppen, verwandte viel Geld, legte seine Schlingen und ließ es durch seine Krieger angreifen. Das Glück seiner Waffen wechselte; bald erklärte sich der Sieg für den Feind, bald für die Heere des Emirs der Muselmanen." An dem Kampfe zwischen König Pedro von Aragon, der im Jahre 1094 seinem Vater gefolgt war, und Mostain konnte sich der Cid nicht betheiligen. Pedro hatte die Belagerung der Festung Hueska, vor welcher sein Vater gefallen war, nicht aufgegeben. Mostain rief Alfonso zu Hülfe, der ihm ein großes Heer unter Garcia Ordoñez sandte. Pedro gewann über die vereinigten Heere Mostains und Alfonsos bei Alcoraz am 18. November 1096 einen glänzenden Sieg. Sieben Tage später ergab sich Hueska. Die Aragonier aber drangen nun in Pedro, mit dem Cid ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, worauf dieser gern einging. Pedro führte sein Heer auf Valencia zu und traf mit dem Cid in Peñacatel zusammen, wo sie Lebensmittel anzuhäufen gedachten. Bei Xativa begegnete ihnen das murabathinische Heer von 30,000 Mann, welches zunächst den Angriff vermied, sich aber dann von einem in der Nähe gelegenen

langen Bergrücken auf die Verbündeten stürzte, welche zu gleicher Zeit von der Flotte aus beschossen wurden. Den Muth der über diesen doppelten Angriff bestürzten Christen wußte der Cid zu beleben, indem er mit Siegesgewißheit durch die Reihen sprengte. Die Feinde wurden geworfen und flohen zu den Schiffen; das reiche Lager fiel in die Hände der Sieger, welche nach Valencia zurückkehrten. Wenige Tage später zogen sie gegen die Festung Monte-Ornes, die sich gegen Pedro empört hatte, und zwangen sie zur Uebergabe. Der König von Aragon kehrte nun in sein Land zurück. Der Cid aber, von dessen Annäherung an Alfonso auch nicht die geringste geschichtliche Spur sich nachweisen läßt, belagerte zunächst Almenara, das sich nach drei Monaten ergab, worauf er sich ganz unerwartet gegen Murviédro wandte, dessen Wesír Ibn-Razin nicht im Stande war, seiner bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Die Belagerten baten um eine Frist von dreißig Tagen; sei bis dahin keine Hülfe erschienen, so wollten sie die Stadt übergeben. Ihre Versuche, von Alfonso, Mostaín und den Murabathins Hülfe zu erlangen, waren vergeblich. Der junge Graf Berenguer von Barcelona glaubte durch die Belagerung von Oropeza Murviédros Lage erleichtern zu können, aber auf die Nachricht vom Anrücken des Cid zog er sich rasch zurück. Noch zweimal verlängerte der Cid die gestellte Frist, gestattete auch, daß sie ihre Frauen, Kinder und ihre Besitzthümer wegschafften. Am Johannistage, den 24. Juni 1098, zog er in Murviédro ein. Mehrere Mauren waren in der Stadt zurückgeblieben. Diesen gebot er am dritten Tage, ihm alle Schätze zu geben, welche sie durch die ausgewanderten Einwohner hatten in Sicherheit bringen lassen, und alles Geld, was sie den Murabathins geboten; weigerten sie sich dessen, so werde er sie gefangen nehmen und in Ketten werfen. Die Gesta selbst gestehen,

fanten Ramiro von Navarra, dessen Sohn als Garcia IV. den Thron bestieg. Maria vermählte sich mit Berenguer von Barcelona, dem letzten Verbündeten des Cid. Garcias Tochter Blanka ward 1151 dem Infanten Sancho von Castilien angetraut, der nur ein Jahr als Sancho III. regierte. Die Sage gibt den Töchtern Cids ganz andere Namen, und läßt sie zuerst nach des Königs Willen mit den Infanten von Carrion sich vermählen.

Der geschichtliche Rodrigo ist ein tüchtiger spanischer Häuptling, der, vom König in die Verbannung geschickt, durch eigene Kraft, Muth und Beharrlichkeit sich eine selbstständige Macht schafft, den Mauren furchtbar wird und, was der König von Castilien, selbst im Bunde mit den Pisanern und Genuesen, nicht vermocht, den Ungläubigen Valencia abzwingt, auch vieler anderer Orte sich bemächtigt. Er ist nichts weniger als ein eigentlicher Glaubensheld, aber von echt vaterländischen Gefühlen erfüllt, wenn er auch freilich nicht umhin kann, sich mit mohammedanischen Fürsten zu verbinden; gegen die Ehre der spanischen Nation ist er nichts weniger als gleichgültig, wie wir ja hören, daß er hoffte, die kleinen maurischen Fürsten sich einander aufreiben zu lassen. und Ibn-Bassám ihm die Befreiung Spaniens von den Fremden als höchsten Wunsch zuschreibt. Was ihn außer seinem heldenmüthigen Kampfe gegen die Murabathins besonders dem Spanier empfahl, das war gerade die ungerechte Behandlung, die er von Seiten des Königs erfuhr. Daß er, der Unterdrückte, der in höchstes Elend von dem Könige versetzte Held, sich durch eigene Kraft emporhebt und den Mauren mehr Abbruch thut als Castiliens König selbst, das zog den Spanier um so mehr an, als schon in frühester Zeit im spanischen Volke ein tiefwurzelnder Haß gegen das Königthum sich zeigt, dem man jede Treulosigkeit, jeden feigen Uebermuth, jedes Verbrechen zuschreiben zu dürfen

glaubte. Gerade die beiden Stände, an welche sich die umherziehenden Sänger (juglares) besonders wandten, die Vornehmen und die Bauern, hatten nach den in Spanien zu Tage tretenden Verhältnissen besondern Grund, dem Königthum zu grollen, und so ist es kein Zufall, daß diese von Schloß zu Schloß, von Dorf zu Dorf wandernden Sänger vor allen solche Helden sich wählten, welche mit dem übermüthigen König zerfallen waren und, ihm trotzend, sich ihr eigen Schicksal schufen, neben dem Cid Bernardo del Carpio und Fernan Gonzalez.

II. Das Heldenlied und die Romanzen vom Cid.

Das Heldenlied vom Cid, das sogenannte Poema del Cid, beabsichtigte keineswegs, wie der ausgezeichnete Kenner der spanischen Literatur F. Wolf behauptete, den Ruhm und die Ehre des Geschlechts des Cid aus der von seinen Feinden und Neidern beabsichtigten Demüthigung um so glänzender hervorgehn zu lassen, da sogar Königssöhne sich zuletzt um seine Verwandtschaft bewarben, vielmehr will es uns im Cid das Muster eines vollkommenen Ritters darstellen, wie sich dies schon in der häufig wiederkehrenden Bezeichnung ausspricht, „der zu guter Stunde geboren ward", „der zu guter Stunde sich mit dem Schwert umgürtete", woneben sein starker, von keiner Hand noch entehrter Bart hervortritt, so daß seine Gattin ihn gar anredet: „Cid, du so vollkommener Bart". Männlicher Muth und unüberwindliche Ritterstärke, Ehrenhaftigkeit, anhänglichste Lehnstreue, die uns fast alles Maß zu überschreiten scheint, frommes Gottvertrauen und innigste Familienliebe bilden die Hauptzüge dieses echtspanischen Ritters, der gerade dadurch so groß erscheint, daß er trotz der allerbedrängtesten Verhältnisse, wo so leicht die Leidenschaft auf Irrwege führt, unerschütterlich in allen diesen vielgeprüften Tugenden feststeht. Er ist der wahre Lehnsmann,

der auch einem schlechten, ihn ins Elend treibenden König die Treue wahrt, ein Gegensatz, der besonders in den Worten hervortritt, welche die Männer und Frauen dem Scheidenden zurufen: „O hätte der gute Lehnsmann doch auch einen guten Herrn!“ Der Cid ist gerade der glänzendste Beweis, wohin diese wahren Rittertugenden zu führen vermögen, da er von unbedeutender Herkunft sich nicht allein zum mächtigsten Helden, sondern auch zu fast königlichem Rang emporschwingt. Der geschichtliche Cid erscheint hier schon bedeutend verfeinert, woran wohl der Dichter selbst, in welchem ein Geistlicher schwer zu verkennen ist, einen nicht unbedeutenden Antheil haben möchte.

Der Anfang des Gedichtes ist verloren gegangen, da die ersten Blätter, wie auch in der Mitte eines, in der einzigen erhaltenen Handschrift ausgeschnitten sind. Von der Geschichte selbst haben wir schwerlich etwas verloren; es war wohl nur die Einleitung, die vielleicht wegen einiger mißliebigen, etwa gegen das Königthum gerichteten Aeußerungen beseitigt ward. Gleich am Anfange sehen wir den Helden mit schwerem Herzen unter bösen Zeichen von seiner verödeten Burg Bivar scheiden. Von der Ursache der Ungnade des Königs vernehmen wir nur, daß „böse Plauderer“ ihn vertrieben; nicht einmal der Ort, wo des Königs Zorn ihn getroffen, wird angegeben. Am Hofe zu Burgos kann es nicht geschehen sein. Von Burgos, wo er unter guten Zeichen mit sechzig ihm treugebliebenen Rittern einzieht, muß er gleich weg; denn der König hat auf das strengste verboten, ihn aufzunehmen (sein eigenes Haus findet er verschlossen) und ihm Lebensmittel zu reichen. Zum andern Thore von Burgos reitet er deshalb heraus und verrichtet bei Santa-Maria seine Andacht; denn als frommer Christ soll der Cid sich überall bewähren. In seiner argen Noth nimmt sich der gute Burgalese Martin Antolinez

II. Das Heldenlied und die Romanzen vom Cid.

Das Heldenlied vom Cid, das sogenannte **Poema del Cid**, beabsichtigte keineswegs, wie der ausgezeichnete Kenner der spanischen Literatur F. Wolf behauptete, den Ruhm und die Ehre des Geschlechts des Cid aus der von seinen Feinden und Neidern beabsichtigten Demüthigung um so glänzender hervorgehn zu lassen, da sogar Königssöhne sich zuletzt um seine Verwandtschaft bewarben, vielmehr will es uns im Cid das Muster eines vollkommenen Ritters darstellen, wie sich dies schon in der häufig wiederkehrenden Bezeichnung ausspricht, „der zu guter Stunde geboren ward“, „der zu guter Stunde sich mit dem Schwert umgürtete“, woneben sein starker, von keiner Hand noch entehrter Bart hervortritt, so daß seine Gattin ihn gar anredet: „Cid, du so vollkommener Bart“. Männlicher Muth und unüberwindliche Ritterstärke, Ehrenhaftigkeit, anhänglichste Lehnstreue, die uns fast alles Maß zu überschreiten scheint, frommes Gottvertrauen und innigste Familienliebe bilden die Hauptzüge dieses echtspanischen Ritters, der gerade dadurch so groß erscheint, daß er trotz der allerbedrängtesten Verhältnisse, wo so leicht die Leidenschaft auf Irrwege führt, unerschütterlich in allen diesen vielgeprüften Tugenden feststeht. Er ist der wahre Lehnsmann,

wobei ihm Alvar Fañez Minaya, der in der Sage als beständiger Kampfgenosse des Helden erscheint, treu zur Seite steht. Der wirkliche Alvar Fañez, den wir als einen der bei Alfonso besonders beliebten Großen und als den bedeutendsten Feldherrn desselben finden, hat den Cid nie bei seinen auf eigene Hand unternommenen Zügen begleitet. Das Wahre an der Sache ist, daß er, wie der Cid, gegen die Ungläubigen kämpfte, und sich ihnen furchtbar machte. Die Gesta gedenken seiner nicht. Von der reichen Beute, die in Folge der Thaten dieses „kühnen Speers" gemacht wird, will der Cid ihm den fünften Theil geben. Castejon wird erstürmt und die Beute getheilt, wovon der Cid, wie immer, ein Fünftel erhält. Da König Alfonso herannaht, ihm seine Eroberungen abzunehmen, so zieht der Cid, als treuer Lehnsmann, gleich weiter, weil er mit seinem Herrn nicht streiten mag. Am Salon bezieht er ein Lager, um die benachbarten Maurenstädte sich zuzueignen. Alcocer nimmt er mit List. Da wenden sich die geängsteten Mauren an den König Tanie zu Valencia, der drei Maurenkönige gegen ihn absendet, die ihn lebendig vor ihn bringen sollen. Nach mehrmonatlicher Belagerung macht die aus 600 Mann bestehende Besatzung einen Ausfall, wobei der Cid dem tapfern Pero Bermuez*) das Banner übergibt. Dreitausend Mauren bleiben auf dem Kampfplatz; zwei Könige werden verwundet. Der Cid sendet durch Alvar Fañez dreißig wohlgesattelte, gut aufgezäumte Rosse dem König Alfonso zum Geschenk; auch an seine Gattin und Töchter läßt

---

*) Oder Pero Mudo (der Stumme, wegen seiner beschwerlichen Sprache), Pedro Bermudez, der Sage nach ein Sohn eines Bruders des Cid und einer Bäuerin. Eine höchst bezeichnende Sage über die Art, wie der Cid ihm sein Banner übergibt, hat die Crónica rimada erhalten.

er ihn einen Theil der Beute bringen und Geld für tausend in Burgos zu lesende Messen. Alcocer verkauft er an die Mauren von Calatayud; als er abzieht, segnen ihn die Bewohner für seine Wohlthaten. Alfonso freut sich, daß der Cid den Mauren so reiche Beute abgenommen, und er stellt den Castilianern frei, zu ihm zu ziehen, doch will er noch immer nichts vom Cid wissen.

Auf seinen weitern Zügen tritt ihm Graf Berenguer von Barcelona, der mit den Mauren im Bunde steht, bei Tebar el Pinar entgegen. Der Cid besiegt ihn und erbeutet sein Schwert Colada*), das mehr als tausend Mark Silber werth ist; ihn selbst nimmt er gefangen, und entläßt ihn nach drei Tagen, nachdem er sich endlich dazu verstanden, trotz des Aergers, von solchen „Lumpenhunden" besiegt zu sein, von den vorgesetzten Speisen zu essen. Unser Lied läßt den Cid vor der Schlacht den Versuch machen, den Berenguer vom Kampf abzuhalten. Darauf wendet er sich mit seinen Mannen gegen Süden und das Meer, wo er im Laufe dreier Jahre viele Eroberungen macht. Die Valencianer, denen er in jedem Jahre ihr Getreide raubt, rüsten sich gegen ihn; er sammelt Truppen in Aragon, Navarra und Castilien, und belagert Valencia neun Monate lang. Bei der Beutetheilung der Stadt fallen dem Geringsten hundert Mark zu; die Zahl seiner Mannen ist auf 3600 gestiegen. „Mit weit wenigern rückten wir von Bivar!" ruft er aus. Von neuem sendet er jetzt den Alvar Fañez zum König Alfonso, diesmal mit hundert Pferden; er soll seinem „angestammten Herrn" die Hand küssen und ihn bitten, ihm Weib und Kind verabfolgen zu lassen.

*) Man zeigt dieses Schwert, wie auch die Tizona, noch in der Rüstkammer zu Madrid.

Hierbei verweist der König dem Grafen Garcia-Ordoñez seine verkleinernden Reden über den Cid mit den Worten: „In jeder Weise dient er mir besser als Ihr." Er sendet diesem seine Gattin und Töchter unter anständigem Geleit und versichert ihn von neuem seiner Gnade. Dem Abte von San-Pedro de Cardeña schickt der Cid tausend Mark Silber. In Valencia setzt er den Bischof Geronimo ein, der aus dem Orient zu ihm kam, „mächtig zu Fuß und zu Pferd". Wir fanden diesen ersten Bischof von Valencia, der nach besser beglaubigten Nachrichten aus Perigord stammte, bereits in den Gesta. Des Cid Gattin und Töchter ziehen festlich in Valencia ein; dieser selbst reitet auf seinem Rosse Babieca ihnen entgegen und führt sie in das Haus, in das „Erbe" ein, das er ihnen erworben. Als Jussuf (Yusef) mit 50,000 Mann gegen Valencia zieht, gerathen die Frauen in Furcht. Doch der Cid greift an seinen Bart und beruhigt sie durch die Versicherung, vor vierzehn Tagen werde man jene Trommeln, welche sie jetzt in solche Angst versetzten, ihnen zu Füßen legen. Bei seinen Ausfällen, bei denen auch Geronimo mit geistlichem Beistande half, that er Wunder der Tapferkeit; von Jussufs 50,000 Mann entkamen nur 104; aus der unermeßlichen Beute fielen ihm allein 1500 Pferde zu. Alvar Fañez, dem er von seinem Theile doppelt so viel geben will, als er verlangt, und Pero Bermuez werden an den König Alfonso gesandt, dem sie zweihundert Pferde überbringen und auch als Lehnsherrn in seinem Namen huldigen sollen. Alfonso nimmt sie ehrenvoll auf, aber ein „böser Feind", Graf Garcia-Ordoñez, brütet Ingrimm gegen den Cid. Hier wird nun die Geschichte der Vermählung von Cids Töchtern Elvira und Sol mit den Infanten von Carrion eingeleitet, mit Ferran und Diego Gonzalez, aus dem Geschlechte der Vani-Gomez, „woraus Grafen von Werth und Stärke

hervorgegangen". Banon Gomez, die Grafen Gomez, finden wir von dem arabischen Geschichtschreiber Ibn-Khaldoun genannt als Verwalter des Landes zwischen Zamora und Castilien, dessen Hauptstadt Santa Maria, früher Carrion genannt. Die Grafen Diego und Fernan Gomez, von denen der letztere 1083 starb, können hier ebenso wenig in Betracht kommen als der Romanzenheld Fernan Gonzalez, dem in einer Romanze der König unter andern Städten auch Carrion verspricht. Auch die Nachkommen der Infantin Christina und des Infanten Ordoño hießen von ihren Besitzungen im Gebiete von Carrion Infanten von Carrion. Der Sage schmolz das edle Geschlecht der Gomez als Verwalter von Carrion mit jenen Infanten zusammen, die Namen Ferran und Diego Gonzalez aber sind willkürlich gewählt. Diese Infanten sollten im Gegensatz zu dem durch tüchtige Kraft sich auszeichnenden Adel unwürdige, feige und habsüchtige Nachkommen edlen Blutes darstellen, die vom Könige nur ihres Adels wegen, und weil sie ihm zu schmeicheln wissen, geehrt werden.

Die Infanten werden durch die Macht und den Ruhm des Cid angelockt, beim König um dessen Töchter zu werben, und dieser läßt sich, nachdem er „eine lange Stunde sich bedacht", dazu bestimmen, dem Cid, dem er durch seine Gesandten seine volle Gnade zusichert und seinen Besuch in Aussicht stellt, diese Ehe als eine vortheilhafte und ehrenvolle zu empfehlen. Obgleich dem Cid die Heirat mit den freilich mächtigen und viel bei Hofe vermögenden Grafen nicht gefällt, so will er sich doch dem Rathe des Königs fügen, welcher mehr gelte als er. Zur nähern Besprechung wird eine Zusammenkunft mit Alfonso und den Infanten verabredet. Der Cid fällt dem König zu Füßen und bittet flehentlich um die Gewährung seiner Gnade. Alle werden durch die demüthige Unterwerfung und die liebevolle Verehrung des Helden,

dem Alfonso so viel Ungemach bereitet hat, höchlich erfreut, nur seine Todfeinde Alvar Diaz und Garcia-Ordoñez grollen. Der König, dessen Gast der Cid sein muß, hält am folgenden Tage für die Infanten um die Töchter an, und dieser überläßt sie ganz dem Willen des Königs, indem er nur bei sich denkt, die Paare paßten nicht zusammen. Nachdem der König selbst die Verlobung vorgenommen, wobei er einen Theil der Aussteuer übernimmt, stellt der Cid zu Valencia die Infanten seinen Töchtern als ihre Verlobten im Namen des Königs vor. Die Hochzeit der Infanten, die sich auf der Rennbahn als gute Reiter bewähren, wird festlich begangen. Zwei Jahre leben sie vergnügt in Valencia mit ihren Gattinnen, denen sie alle Liebe bezeigen.

Der zweite Gesang beginnt mit der Geschichte der Flucht der Infanten vor dem Löwen, welche am Hofe gegen diese den bittersten Spott hervorruft. Obgleich der Cid alle Spottreden darüber verbieten läßt, fühlen die Infanten sich beleidigt. Da erscheint vor Valencia der jenseit des Meeres wohnende maurische König Bucar mit 15000 Zelten. Die Infanten ängstigen sich vor den Mauren, scheuen sich aber doch zu Valencia zurückzubleiben, was der Cid ihnen anbietet. Vor dem Auszug liest der Bischof die Dreifaltigkeitsmesse; Cid selbst eilt mit in den Kampf und erschlägt viele Mauren. Die Christen siegen und verfolgen die Mauren sieben Meilen weit. Der Cid erreicht den König Bucar, welcher der sichern Schnelligkeit seines Rosses vertraut, drei Klafter vom Meere und spaltet ihn mit seiner Colada bis zum Gürtel. Dessen Schwert Tizon (Feuerbrand), tausend Mark Gold werth, wird ihm zu Theil. Auch Alvar Fañez verrichtet Wunderthaten; an seinem Ellenbogen rinnt das Blut von zwanzig erlegten Mauren herab. Er und Cid spotten über die Tapferkeit der Infanten. Während der Kampfspiele zur Feier des Sieges

werden diese geflissentlich vernachlässigt. Bei diesem großen Siege schwebte wohl die Schlacht bei Salatrices vor, welche sieben Jahre nach dem Tode des Cid fällt. Das Heer der Murabathin wurde damals von Abu-'t-Tahir-Temim geführt. Alvar Fañez und der Bischof Pedro von Leon zeichneten sich besonders im Kampfe aus, wogegen Garcia-Ordoñez und seine Neffen, die Grafen von Carrion, sich feige zeigten. „Gott sei Dank", rief Alfonso, als er des Bischofs Chorhemd mit Blut befleckt sah, „daß die Geistlichen thun, was die Ritter thun sollten, und die Ritter Geistliche geworden sind für meine Sünden." Garcia-Ordoñez fühlte sich durch Alfonsos Kälte so verletzt, daß er zu den Mauren überging.

Die bübische Rache, welche die Grafen Carrion an ihren Gattinnen nehmen, wird vom Heldenlied ausführlich beschrieben. Auf dem Wege wollen sie sich auch durch feigen Mord der Schätze des Mauren Abengalvon bemächtigen, welcher sie als Schwiegersöhne des ihm befreundeten Cid gastlich aufnimmt. Als drauf Cid von dieser Mißhandlung der durch seinen Vetter Felez Muñoz geretteten Töchter vernimmt, sinnt er eine lange Weile, erhebt dann die Hand und spricht, indem er seinen Bart anfaßt: „Dank sei Christus, dem Herrn der Welt! Da solche Ehre die Infanten von Carrion mir angethan haben, so sollen sie bei meinem Barte, den noch niemand ausriß, sich dessen nicht freuen denn meine Töchter will ich wohl verheiraten." Der Cid läßt die Infanten dieser Schandthat wegen bei Alfonso verklagen und eine Reichsversammlung zur Aburtheilung beantragen. Diese wird nach Toledo berufen. Ehe der Cid sich zu derselben begibt, betet er zu San Servan in der Nacht vor dem beleuchteten Altar zu Gott. Am Morgen hört er andächtig die Messe. Von den Infanten fordert er seine ihnen geschenkten Schwerter Tizon und Colada zurück, welche die Richter ihm zuerkennen, und jene

gern herausgeben, in der frohen Hoffnung, der Cid werde sich damit beruhigen. Dieser aber verlangt nun weiter die Rückgabe des ihnen zur Aussteuer gegebenen Geldes, und erst als auch dieser Punkt berichtigt ist, besteht er darauf, daß sie im Zweikampf ihm zu Recht stehen. Graf Garcia schmäht auf den Bart, den der Cid vor dem versammelten Hofe trage, und auf dessen Töchter, welche die hochadligen Infanten nicht zu Kebsweibern haben möchten. Der Cid aber nimmt sich seines Bartes an, den er dabei anfaßt. „Dank sei Gott! deshalb ist er so lang, weil er mit Lust gepflegt ward. Noch kein vom Weibe Geborener hat ihn mir berührt, kein Christen- oder Maurensohn gerauft, wie ich Euch that im Schlosse zu Cabra, da ich Cabra nahm und Euch beim Barte; da war kein Bube, der nicht seine Handvoll Euch ausraufte." Die Gesta berichten, wie wir oben erwähnten, von Cids Siege über den König von Granada, wobei er Garcia-Ordoñez gefangen genommen haben soll; die Schlacht erfolgte zwischen Lucena und Cabra, wo noch der Name des Steins des Cid sich erhalten hat. Den schlechten Entschuldigungen der beiden Beklagten, welche Töchter von Edelleuten ihrer unwürdig halten, treten Pero Bermuez und Martin Antolinez mit scharfer Hervorhebung der Feigheit und Nichtswürdigkeit der Infanten entgegen. Dann aber kommt Asur Gonzalez, der so einfältige wie hochmüthige Oheim dieser, der auf Cids Abkunft spottet. „Wer bringt uns Neuigkeiten von meinem Cid (mio Cid) von Bivar?" spricht er. „Er ging nach Riodovir, um die Mühlen zu besorgen und das Mahlgeld zu erheben. Wer hieß ihn sich mit denen von Carrion verschwägern?".*) Hier wird also der Cid als Sohn eines Müllers, wie Karl der Große in den Romandichtungen,

*) Hieraus schöpfte der Dichter von Romanze 126 (127. 176).

gedacht. In einer alten Romanze (119. 167) nennen ihn die Infanten selbst Sohn eines Bauern, und in der Crónica rimada läßt der Cid dem Grafen von Savoyen spottend erwiedern, er sei der Sohn eines Tuchhändlers von Rua, der ihm nur zwei Stücke Tuch hinterlassen habe. Nachdem noch Muño Gustioz gegen Asur Gonzalez aufgetreten und mit edlen Worten zum Zweikampf aufgefordert, will der König keinen weitern Aufschub. Da treten zwei Abgeordnete der Infanten von Navarra und Aragon als Bewerber um Cids Töchter auf. Der König, dem dieser die Sache überläßt, gibt seine Genehmigung. Alvar Fañez erhebt sich nun und spottet der Infanten, daß sie jetzt des Cid Töchter als ihre Gebieterinnen, wie es sich gebühre, verehren müssen. Gomez Pelayet erwiedert ihm, aber der König macht dem Wortwechsel ein Ende und bestimmt den Kampf auf den andern Tag. Doch erhalten die Infanten Aufschub, weil sie ohne Waffen und Pferde seien, ja Carrion wird zum Kampfplatz bestimmt. An dem festgesetzten Tage erscheinen beide Parteien, die Infanten mit vieler Begleitung, nicht ohne die Absicht, ihre Gegner durch Verrath wegzuschaffen. Vergebens wollen sie den Rittern des Cid den Gebrauch des Tizon und der Colada verwehren; diese aber machen den König auf die große Anzahl von Mannen aufmerksam, welche die Gegner begleiten, worauf Alfonso jede Betheiligung derselben untersagt. Pero Bermuez stößt dem Ferran Gonzalez die Lanze durch den Brustharnisch, so daß er vom Pferde stürzt; als er das gegen ihn erhobene Schwert Tizon erkennt, ruft er: „Ich bin besiegt!“ Martin Antolinez und Diego Gonzalez brechen dann die Lanzen gegeneinander, worauf ersterer mit dem Schwert Colada einen guten Hieb auf diesen führt, dem andere folgen, bis Diego vor ihnen über die Schranken flieht. Muño Gustioz treibt dem Asur Gonzalez den Speer durch

den Leib, so daß dieser an der andern Seite hervordringt, hebt ihn damit aus dem Sattel und zieht den sammt dem Fähnlein gerötheten Schaft heraus. Als er ihm darauf den Todesstoß geben will, fleht er um sein Leben. Der König läßt die Sieger, um sie gegen Nachstellung zu sichern, Nachts abziehen, und er betreibt die Hochzeiten zu Navarra und Aragon. „Die ersten Hochzeiten waren großartig, aber diese sind besser", heißt es zum Schlusse; „zu größerer Ehre vermählte er sie als das erstemal. Sehet, wie er zunimmt, der zu guter Stunde geboren ward, da seine Töchter von Navarra und Aragon Gebieterinnen sind. Heute sind die Könige von Spanien seine Verwandten. Allen wird Ehre durch den, der zu guter Stunde geboren ward. Am Pfingsttag*) ist er aus diesem Leben geschieden. Durch Christus werde ihm Vergebung zu Theil; also geschehe auch uns, Gerechten wie Sündern. Das ist die Meldung von meinem Cid Campeador."

Längst hatte sich die Romanzendichtung des Helden von Bivar bemächtigt, seine Geschichte durch die mannigfaltigsten Umgestaltungen und Zuthaten ausgeschmückt, ehe das eben in kurzem Auszuge mitgetheilte Heldenlied gedichtet ward. Die ältesten Romanzen, in welchen sich der Charakter des geschichtlichen Cid, als des auf eigene Hand die Mauren bekriegenden, den König mißachtenden Helden, und der lebhafteste Haß gegen das Königthum ausprägt, sind uns in der Crónica rimada erhalten, diesem entschiedenen Ausdruck der vom Königthum sich freimachenden Großen, der sich mächtig erhebenden Rica-Hombria. Dahin gehören die Romanze, wo der Cid sich weigert, dem König die Hand zu küssen, dahin die grobe Behandlung des Königs Fer-

*) Im Jahre 1099 fiel Pfingsten auf den 29. Mai. Vgl. S. 41.

nando, der überall sich unfähig zum Herrschen zeigt, besonders die unhöfliche Antwort, die er ihm auf seinen Antrag ertheilt, Ximene zu heiraten. Als später sich im Königthum das Bewußtsein des spanischen Volkes als einer Gesammtheit vereinigte, mußte auch der Cid immer mehr als der treue Lehnsmann hervortreten, durchdrungen von der unverletzlichen Würde des Monarchen, wie er bei noch weiterm Fortschritt zum galanten Hofmann ward. Aber auch das Volk wollte den Helden zu dem Seinigen machen, und so wurde er zu einem Emporkömmling aus niederm Stande, man machte ihn zum Sohne eines Müllers, eines Bauern, eines Tuchhändlers, oder gab ihm eine unebenbürtige Mutter, wie denn schon die Crónica general der Sage widerspricht, seine Mutter sei eine Bäuerin, mit welcher sich Diego Lainez vergangen. Endlich wollte auch die Legende ihren Antheil am Volkshelden sich nicht nehmen lassen. So wurde denn die Sage vom Cid von den mannigfaltigsten Standpunkten nicht weniger als von den verschiedensten Dichtern Jahrhunderte lang behandelt, und verleugnet sich auch kaum in irgend einer der vielen Romanzen der spanische Charakter, so ist doch an eine einheitliche Auffassung des Helden und eine widerspruchslose Darstellung ebensowenig wie an ein strenges Aneinanderschließen der einzelnen Romanzen zu denken. Als begeisterter Verehrer der Cidromanzen tritt J. L. Klein auf; sie seien, meint er, „durchweht vom wahren Volksgeiste eines durch bürgerliche Freiheit, allgemeine Sittlichkeit und Rechtsgleichheit beschränkten, durch diese Beschränkung aber verfassungsstarken Königthums“, ihr Held der „persönliche Ausdruck solchen freien Staatswesens, worin jeder einzelne in Kraft seiner individualen Menschenwürde, seines staatsbürgerlichen Menschenadels ein Hidalgo und das Staatsoberhaupt, der König, nur die Majestät des Schutzherrenthums dieser

allgemeinen Freiheit und Berechtigung, dieses allumfassenden Nationaladels und Volksritterthums darstellt“. Aus dem Volke gemeißelt, trete uns hier der National- und Volksheld, unbeschadet des schlichten, durchaus thatsächlichen unmittelbaren Sagentons in einer prägnanten innerlichen und lebensvollen Persönlichkeit als poetische, gleichwohl ohne jedes merkbare Kunstbestreben herausgearbeitete Volksgestalt entgegen. Aber er unterscheidet von den alten im Volkstone gehaltenen Romanzen die von Sepulveda „aus Chroniken in den volksthümlichen Romanzenstil künstlich überdestillirten“. Von den sämmtlichen Romanzen dürfte keine in der jetzigen Gestalt vor das vierzehnte Jahrhundert gehören; die meisten sind offenbar jünger, manche gehören entschieden dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an, wenn auch in denselben manche ältere Züge erhalten sind. Zuweilen hat die jüngere Fassung sich neben der ältern erhalten, wie Romanze 10 (13) in einer spätern Bearbeitung (9. 12) eine ganz andere Einleitung erhalten hat, und eine dritte (11.15) ist nur eine schwache Nachahmung. Aber auch in jener ältesten Behandlung ist Ximena von der ursprünglichen Fassung ihres Charakters sehr verschieden. Die geschichtliche Ximena ist eine Verwandte des Königs; in der ältesten Sagengestalt, die wir in der Crónica rimada besitzen, ist sie schon zur Tochter des Grafen Gomez von Gormaz geworden*), aber von einer Liebe zum Cid ist hier noch keine Spur, vielmehr bietet sie dem Cid ihre Hand nur, um einen Bürgerkrieg zu verhüten, und auch im Heldenlied erscheint sie nur immer als die treue gehorsame Gattin. Die spätern Romanzendichter haben sie

---

*) Wenn dieser in den jüngern Romanzen Graf Lozano heißt, so haben die Dichter hier den Beinamen el conde lozano (lozano ist frisch, blühend) irrig für einen Eigennamen genommen.

aber zu einer Liebesheldin gemacht, und eine durchaus fremde Schönrednerei ihr geliehen, ja in einer wurden zum Theil die Reden der Donna Lambra aus der Geschichte der sieben Infanten von Lara auf sie übertragen. Viele der Romanzen sind ganz nach den Chroniken gedichtet und haben nichts weniger als dichterischen Werth. Die jetzt noch auf den Straßen dem Volk zum Verkauf ausgebotenen Straßenromanzen (Pasos) sind nicht der Sage, sondern den dramatischen Bearbeitungen des Stoffes entnommen.

Die ältesten und echtesten Romanzen finden sich in der Silva de varios romances (1550) und fast vollständig im Cancionero de Romances (1555); einzelne kunstmäßige stehen auch im Romancero General (seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts). Die Cidromanzen sammelte unter andern Juan de Escobar (1612); zu den 96 Romanzen dieser Sammlung traten in der Ausgabe von 1702 noch sechs hinzu; Gonzal de Renguera schied in der Ausgabe von 1818 wieder 24 aus, so daß nur 78 blieben. Kellers Ausgabe (1840), von welcher eine gelungene Uebersetzung von Gottlob Regis vorliegt, enthält mehr als anderthalb hundert Romanzen.*) Indessen fehlen einzelne auch bei Keller, und selbst in der vollständigsten und zuverlässigsten Sammlung aller spanischen Romanzen, in dem Romancero General von Duran (1849—1851), die von Cid 187 hat, haben nicht alle Aufnahme gefunden. Ist freilich auch die Vollständigkeit für gelehrte Zwecke höchst wünschenswerth, so kann dem weitern Leserkreise doch nur eine Sichtung der besten und bezeichnendsten Romanzen erwünscht

*) Neu sind bei Keller folgende: 1. 5. 9. 11. 16. 17. 19. 20—24. 34. 35. 38. 42. 43. 46. 51. 52. 54. 55. 57—60. 63. 65. 66. 71. 72. 75. 82. 85. 86. 89. 91. 95. 96. 105. 106. 108. 110. 112. 113. 127. 137. 143. 144. 147. 152. 153. Unsere ersten Anführungen beziehen sich auf diese Ausgabe.

sein; und jene Vollständigkeit bleibt immer nur ein Stückwerk, da die Laune des Zufalls hier gewaltet, welche so manche alte gute Romanzen untergehn ließ, während eine Fülle schwacher Nachahmungen und neuerer Verwässerungen sich erhielt. Die neueste Sammlung des Romancero del Cid von Caroline Michaelis (1871), der wir auch die Erläuterungen zu Herders Cid in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur von Brockhaus (1868) verdanken, hat die Zahl der Romanzen auf 205 gebracht, denen sie einen noch heute in Andalusien gesungenen dialogischen Volksgesang zugibt.*)

*) Die Nummern dieser Sammlung fügen wir denen der Ausgabe von Keller und der Uebersetzung von Regis hinzu.

III. Der Cid auf der spanischen und französischen Bühne.

Der Held der Romanzen, der allmählich zu einem galanten Liebhaber herabgedrückt worden war, konnte auch auf der sich aller geschichtlichen Stoffe leicht und geschickt bemächtigenden spanischen Bühne nicht lange seines Dichters warten. Schon in Lope de Vegas' (1562—1635) Las almenas de Toro, die Zinnen von Toro, gedruckt 1620, welche Sanchos Angriffe auf die Besitzungen seiner Schwestern und seine Ermordung durch den Verräther Bellido Dolfos behandelte, mußte der Cid bedeutend hervortreten. Der Lope de Vega befreundete Dichter Guillen de Castro y Belvis (1569—1631*)) stellte in zwei Theilen die Jugendgeschichte des Cid (Las mocedades del Cid) dar (1621 gedruckt), von welchen der erste durch Corneilles Nachbildung weiteste Verbreitung gefunden hat.

Bilden auch die Romanzen die Grundlagen beider Stücke, in deren Dialog de Castro sie zum Theil glücklich verwoben, so hat der Dichter doch im ersten Theile eine denselben ganz fremde

*) Lope hatte Las almenas de Toro mit einer an ihn gerichteten Widmung herausgegeben. Guillen de Castro widmete den ersten Las mocedades del Cid enthaltenden Band seiner Komödien dessen Tochter Marcella.

frühere Liebe des Cid zu Ximena ersonnen, um den Kampf zwischen Liebe und Ehre, um welchen sich das ganze Stück als um seine Achse dreht, desto wirksamer hervortreten zu lassen. Gleich in der ersten Szene, wo Rodrigo vor dem versammelten Hofe zum Ritter geschlagen wird, verräth sich die Leidenschaft Ximenas und der Infantin Urraca für den Helden, und zugleich tritt der hochfahrende Charakter des Prinzen Don Sancho im Gegensatz zur edlen Würde des Cid hervor. Der König theilt darauf seinen vier Räthen mit, daß er einen derselben, Diego Lainez, zum Erzieher des Prinzen erwählt habe, wodurch Graf Lozano (so heißt hier Graf Gormaz. Vgl. S. 57*) sich so beleidigt fühlt, daß er zu den bittersten Ausfällen über die Hinfälligkeit des alten Diego und in der Hitze des Streites zu thätlicher Verletzung sich hinreißen läßt. Der durch den Backenstreich beschimpfte Greis ruft in der folgenden Szene nacheinander seine Söhne zu sich und versucht, ganz nach der bekannten Romanze, ob wohl einer derselben genug Gefühl für Ehre und genug unbändige Kraft besitze, seine Schmach zu rächen. Rodrigo erscheint hier als der älteste der drei Söhne. Nachdem der über Rodrigos Heldenmuth entzückte Vater ihm die Sühne seiner Ehre aufgetragen, tritt in diesem der Kampf zwischen Ehre und Liebe mächtig hervor; die letztere ruft ihm lockend zu, als die geliebte Ximena vom Balkon zu ihm herüberspricht, aber das Auftreten des Grafen stachelt das Gefühl der Rache und der Blick auf seinen entehrten Vater macht dem Schwanken ein Ende. Es folgt darauf ein kurzer, von Corneille genau nachgebildeter Wortwechsel zwischen Rodrigo und dem Grafen Lozano; beide gehen kämpfend ab, hinter der Szene hört man des Grafen Ruf: „Ich bin besiegt!“ Rodrigo flieht vor des Grafen Begleitern, die Infantin hält die Verfolger zurück. Ximena und Diego erscheinen im zweiten Akt vor dem König, der eben

den Tod des Grafen erfahren; die eine als Anklägerin mit einem blutigen Taschentuche, der andere zur Vertheidigung, die Wange mit Rodrigos Blut gefärbt. König Fernando sagt Ximena seinen Schutz und Rodrigos Verhaftung zu, der Prinz Sancho aber, dessen Uebermuth ihn selbst zu Drohungen gegen den König treibt, verwendet sich für Diego. Es folgt dann das ergreifende Wiedersehen der Geliebten. Rodrigo hat eben im Verborgenen gehört, wie Ximena ihrer Vertrauten ihre glühende Liebe zu ihm enthüllt, welche auch die Ermordung ihres Vaters nicht auszulöschen vermocht habe. Als er sich ihr darauf mit der Bitte zu ihren Füßen wirft, ihren Vater an ihm zu rächen, wie er den seinen an dem Grafen Lozano gerochen, erklärt sie, trotz der Zuneigung ihres Herzens, dem Gebote der Ehre folgen und alles thun zu wollen, den Mörder ihres Vaters der Gerechtigkeit zu überliefern. Diego aber, dessen leidenschaftliches Entzücken über die heldenmüthige Rache seines Sohnes und die gerettete Ehre seiner selbst wie der Familie hinreißend geschildert wird, treibt den Sohn in den Maurenkrieg. Wir treffen sodann die Infantin auf ihrem einsamen Landsitz; mehrere Reiter sprengen vorüber, unter ihnen Rodrigo, der, als er sie erkennt, sich vom Pferde schwingt und ihr für seine Rettung dankt, die er ihrer Vermittlung schuldet. Die Infantin kann ihre herzliche Liebe kaum verbergen, während Rodrigo sich nur als galanter Hofmann zeigt. Sofort werden wir in den Maurenkrieg versetzt. Rodrigo besiegt einen Maurenkönig und erklärt, daß er vor Ende des Tages noch zwei andere gefangen nehmen müsse. Bei diesen drei Maurenkönigen möchte die Stelle des Heldenliedes vorschweben, wo König Tanie von Valencia drei Maurenkönige gegen den Cid sendet, der zwei derselben verwundet. In den Romanzen nimmt er fünf Maurenkönige noch in erster Jugend gefangen. Eine weitere Szene zeigt

den heftigen und abergläubischen Charakter des Prinzen. Dann erscheint Rodrigo wieder vor dem Könige, dem er die Kriegsbeute zu Füßen legt. Der Maurenkönig redet Rodrigo mio Cid an, und sein König ertheilt ihm diese Anrede als beständigen Beinamen. Nun aber tritt Ximena von neuem mit ihrer Klage gegen Rodrigo vor dem König auf, in Begleitung von vier wehklagenden Dienern; sie trägt ihre Klage genau mit den Worten der Romanze vor. Der König verheißt ihr, den Cid wegen der Ermordung ihres Vaters zu verbannen.

Die Auflösung wird durch den Höfling Arias Gonzálo eingeleitet, dem die Infantin am Anfange des dritten Aktes, nicht ohne ihre Eifersucht durchblicken zu lassen, im Vertrauen bemerkt, Ximena sei in den Cid, trotz seiner Verfolgung, ernstlich verliebt. Der König, zu welchem wir darauf geführt werden, will die Entscheidung seines Rechtes auf die Stadt Calahorra einem Zweikampf überlassen und bestimmt den Cid zu seinem Kämpfer. Des Zweikampfes des Cid mit Martin Gonzalez vor Calahorra gedenkt Romanze 20 (24). Die Ankündigung eines Dieners, daß Ximena wiederum Zutritt verlange, läßt dem König den Ausdruck seines Mißvergnügens über ihre wiederholten Klagen entfahren, was den Arias Gonzálo veranlaßt, ihn auf die Liebe Ximenas zu Rodrigo und auf eine Heirat als das beste Mittel zur Ausgleichung hinzuweisen. Man kommt überein, Ximena zu prüfen. Während diese den König, wie früher, der Lässigkeit zeiht und dringend Recht fordert, meldet ein Diener, Rodrigo sei getödtet, worauf sie ohnmächtig zu Boden fällt. Als der König die List gesteht und ihre Liebe zu Rodrigo für erwiesen erklärt, will sie diesen Beweis durch ihr Anerbieten zu nichte machen, ihre Hand und ihre Besitzungen dem Edelmanne, dagegen ihr halbes Vermögen dem geringern Manne zu schenken, der Rodrigos Haupt

ihr bringe. Der König, der Unüberwindlichkeit des Cid versichert, läßt dies Anerbieten bekannt machen. Daran schließt sich die bekannte Geschichte vom aussätzigen Bettler, welche auch die Romanzen dem Zweikampf Rodrigos vor Calahorra unmittelbar vorangehn lassen. Es erfolgt nun die Verkündigung, ein Zweikampf solle das Schicksal Calahorras entscheiden. Mit frechem Uebermuth ruft der aragonische Riese Don Martin jeden castilianischen Ritter heraus; der Cid nimmt den Kampf an. Der beschlossene Zweikampf versetzt Ximena in höchste Besorgniß. Als sie einen Brief von Don Martin erhält, der ihre Hand und ihr Eigenthum für sich fordert, da er bald mit dem Haupte des Mörders ihres Vaters vor ihr erscheinen werde, bricht sie, von schneidendstem Schmerz erfüllt, in den Ruf aus, sie bete den Schatten ihres Feindes an, beweine den Mann, den sie getödtet. Die letzte Szene spielt am Hofe, wo Ximena, bräutlich geschmückt, erscheint, und sich den Anschein hoher Freude über den vermeintlichen Tod des Cid gibt. Als sie diesen aber als wirklich erfolgt berichten hört, erfaßt sie der erschütterndste Schmerz, der sie ihre innige Liebe zum Mörder ihres Vaters gestehn läßt; der König möge ihre Hand dem Don Martin verweigern, dem sie ihr Vermögen gern überlassen will. In diesem Augenblick erscheint der Cid; er berichtet die Besiegung des Riesen und bittet um Ximenas Hand, welche diese nach einigem Sträuben ihm nicht verweigern kann.

Den Mittelpunkt dieses mit großer Kraft und Feinheit in echt romantischem Geiste und reinem Volkssinne ausgeführten Stückes bildet nicht Cid, sondern Ximena, die ihrer Liebe Gewalt anthut, weil ihr die Ehre über alles geht; aber eben deswegen sind manche mit der Haupthandlung nur lose zusammenhängende Zwischenszenen, wie das Auftreten des Prinzen Sancho, Ro-

drigos Erscheinen bei der Infantin, die Geschichte mit dem Aussätzigen, um so weniger zu billigen, wenn auch freilich der Spanier, der überhaupt eine freiere Bewegung und ein bunteres Bühnentreiben liebte und ganz in den Cidromanzen lebte, daran keinen Anstoß nahm. Auch sollte das Stück ja nur den ersten Theil einer Darstellung von des Cid Jugendgeschichte liefern, was freilich den Mangel abgerundeter Einheit nicht entschuldigen kann. Der zweite Theil enthält die weitern Jugenderlebnisse des Cid, die Sendung nach Zamora, die Belagerung der Stadt, des Königs Sancho meuchlerische Ermordung durch Bellido Dolfos und die Befreiung der Stadt von dem Verdacht der Mitschuld durch den Heldenkampf der drei Söhne des greisen Arias Gonzalo, bei welchem der Cid als Kampfrichter auftritt. Innere Einheit geht diesem Stücke völlig ab, doch fehlt es auch hier, und besonders im herrlich durchgeführten dritten Akte, nicht an hohen dichterischen Schönheiten. „Besonders glücklich", bemerkt von Schack in seiner ausgezeichneten Geschichte des Dramas in Spanien, „sind in diesem echten Nationalschauspiel Geist und Ton des spanischen Mittelalters getroffen. Der Cid trägt hier mehr als in dem ersten Theile jenen hochfahrenden und trotzigen Charakter, der ihm von den Romanzen geliehen wird; überhaupt sind die Volkslieder und Chroniken noch fleißiger benutzt."

Corneille hat seinem ersten tragischen Versuche das spanische Stück zu Grunde gelegt. Sein Cid (1636) ward der Bahnbrecher des klassischen französischen Dramas. Er selbst sagt im Examen seines Stückes, de Castro habe den Stoff vor ihm behandelt, und er beruft sich bei mehrern Gelegenheiten, wo es ihm nicht gelingt, einzelnes in der Anlage und Ausführung seines Cid zu vertheidigen, auf den spanischen Dichter, dem er ge-

folgt sei. Bei der ersten Zusammenkunft Rodrigos mit Ximenen bemerkt er, die Reden der Ximene, die zuweilen zu geistvoll für ihre Betrübniß seien, habe er seinem Vorgänger entnommen. Hat er auch die Grundzüge der Handlung beibehalten, so mußte ihn doch schon die Rücksicht auf die drei Einheiten zu manchen Aenderungen im einzelnen bestimmen. So durfte Rodrigo nicht den Mauren entgegenziehen, sondern die Mauren mußten in die Nähe der Stadt kommen. Deshalb verlegte er die ganze Handlung nach Sevilla, obgleich er wohl wußte, daß diese Stadt sich damals, und noch mehr als ein volles Jahrhundert später, in den Händen der Mauren befand, wobei er zugleich die Möglichkeit annehmen mußte, daß die Flut des Meeres die Flotte in den Guadalquivir bis an die Mauern der Stadt treiben könne. Corneille hat sich über diesen Punkt in seinem Examen ausführlich ausgesprochen, was aber von Schack übersieht, und deshalb sowohl dem Dichter den ganz unbegründeten Vorwurf der gröbsten Unkenntniß der Geschichte macht, als die Kritiker mit vollstem Unrecht bezüchtigt, einen solchen Verstoß ganz übersehen zu haben. Eben so wenig wie Corneille seinen Held in den Maurenkrieg schicken konnte, durfte er ihn nach Calahorra ziehen und mit dem Riesen Don Martin kämpfen lassen. An die Stelle jenes Riesen tritt ein gewöhnlicher Hofmann, ein Liebhaber Ximenens, dem er den Namen des von ihm mit Recht weggelassenen Prinzen Sancho lieh. Hierdurch hat aber die Handlung an Bedeutung unendlich verloren; denn wenn wir für den Helden, als er mit dem Riesen kämpfen soll, mit Recht bangen so können wir den Zweikampf des Besiegers der Maurenkönige mit diesem Sancho nur für ein leeres Spiel halten und nicht begreifen, wie Ximene einem solchen Arme ihre Sache überantworten, wie sie hoffen kann, dieser werde ihn besiegen, und daß

sie daran wirklich nicht denkt, legen uns zum Ueberfluß noch ihre eigenen Worte gegen Rodrigo sehr nahe.

Corneille selbst hat die Uebelstände, welche die Zusammenziehung der Handlung in die Zeit von vierundzwanzig Stunden verursacht, in seinem Examen hervorgehoben, was von Schack wieder übersah. Wenn dieser weiter daran Anstoß nimmt, daß Ximene einige Stunden nach dem Tode ihres Vaters, dessen Leiche noch kaum bestattet sein könne, dem Mörder ihre Hand reiche, so hat er die Absicht des Dichters, welche dieser gleichfalls in seinem Examen entwickelt, völlig verkannt. Daß Ximene in die Vermählung willige, glaubt von Schack gegen Laharpe aus den Worten schließen zu dürfen, womit diese den Geliebten unmittelbar vor dem Zweikampf mit Sancho entläßt:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix,

wozu sie aber sogleich hinzufügt:

Adieu, ce mot lâché me fait rougir de honte.

Daß die Furcht, der Geliebte werde den Tod im Zweikampf suchen, ihr die übereilte Andeutung abzwingt, sie werde ihm als glücklichem Sieger zu Theil werden, kann man nicht unnatürlich finden, und der Dichter bedurfte einer solchen, um dem Rodrigo den Muth zum Leben zu verleihen, wenn er auch freilich eine solche Nöthigung durch andere Anordnung des Ganzen hätte vermeiden können und sollen. Aber die Aussicht, daß Ximene ihm zu Theil werde, ist von einem wirklichen Reichen der Hand weit entfernt. Dieses letztere geschieht auch am Schlusse keineswegs, auf den von Schack besonders seine Aufmerksamkeit hätte richten sollen. Corneille bemerkt in seinem Examen, das Schweigen der Ximene auf die Aussicht, welche der König am Schlusse dem Rodrigo mache, beweise nicht, daß sie zustimme: das Schweigen auf das Wort der Könige sei keine Einwilligung, sondern

die einzig gestattete Art des Widerspruches, wenn ihre Befehle nicht augenblickliche Erfüllung fordern. „Es ist wahr", fügt er bezeichnend für seinen Standpunkt hinzu, „daß man sich bei diesem Stoffe damit begnügen muß, den Rodrigo außer Gefahr zu setzen, ohne ihn bis zur Vermählung mit Ximenen zu bringen. Es ist dies geschichtlich und hat seiner Zeit gefallen; gewiß würde es der unsern mißfallen, und ungern sehe ich, daß Ximene bei dem spanischen Dichter einwilligt, obgleich sein Stück länger als drei Jahre dauert. Um der Geschichte nicht zu widersprechen, habe ich geglaubt einen Gedanken daran andeuten zu müssen, aber ohne den Ausgang zu entscheiden, und dies nur um den Anstand der Bühne mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu vereinigen." So sehen wir denn am Schlusse Rodrigo wieder in den Maurenkampf ziehen, wo er, dies wünscht der König, unter allen Heldenthaten der Ximene die Treue bewahren soll; ihrer noch würdiger soll er zurückkehren, so daß es der Geliebten zum Ruhme gereiche, ihm ihre Hand zu bieten. Das Herz der Geliebten besitze er schon; den Ehrenpunkt, der ihrer Verbindung entgegenstehe, werde die Zeit, seine Stärke und der König überwinden. Der Kampf in Ximenens Brust hat demnach noch nicht sein Ende und die Liebe des Cid noch nicht ihr Ziel erreicht, wodurch freilich das Ganze des eigentlichen Abschlusses entbehrt.

Wenn Corneille auch die ganze Handlung nach Sevilla verlegte, so vermochte er doch nicht, mehrfachem Szenenwechsel zu entgehn, was Voltaire nicht ungestraft lassen konnte. Der Dichter selbst weist auf diesen Wechsel hin, daß die Szene bald im Palast des Königs, bald im Zimmer der Infantin, bald im Hause der Ximene, bald auf der Straße oder auf einem öffentlichen Platze spiele, ja er unterläßt nicht die Schwierigkeit hervorzuheben, oft für mehrere zusammengehörende Szenen einen

passenden Ort zu finden, was er in Bezug auf I, 3—6 weiter ausführt. Gleich im Anfange des Stückes ist dadurch ein dreifacher Ortswechsel nöthig geworden, daß er uns zuerst Ximenen*), dann die Infantin und an dritter Stelle erst den Streit zwischen Diego und Gomes vorführt, während bei de Castro gleich beim Ritterschlag Ximena und die Infantin ihre Gefühle verrathen und die Streitszene in Gegenwart des Königs unmittelbar sich daran schließt. Aber Corneille, wenn er auch die Ohrfeige auf die Bühne zu bringen wagte, hielt es doch für unanständig, einen solchen thätlichen Streit in Gegenwart des Königs stattfinden zu lassen, weshalb er sich diese Aenderung gestatten zu müssen glaubte. Eine bedeutende Reihe von Szenen und dadurch manchen Ortswechsel hat die unglückliche Verflechtung der Infantin in die Handlung veranlaßt, welche so wenig sich als nöthig erweist, daß man seit J. B. Rousseau begonnen hat, ihre Rolle ganz zu streichen, was aber freilich nicht ohne einige Gewaltthätigkeit angeht. Als höchst mißlungen müssen wir die von Corneille zu seinem Zweck gemachte Annahme bezeichnen, daß die Infantin ihre Liebe zu Rodrigo bezwungen und diesen für Ximenen gewonnen habe, die er früher verabscheut (par moi Don Rodrigue a vaincu son dédain); verliert ja durch diese ungeschickte Erdichtung die Liebe zwischen Rodrigo und Ximenen ihren reinsten Glanz, da sie nicht als die lautere

---

*) Ursprünglich begann das Stück mit einem Gespräch zwischen Elviren, der Vertrauten Ximenens, und ihrem Vater, der seine Billigung von Ximenens Liebe zu Rodrigo und den Zweck, der ihn eben an den Hof führe, aussprach. Die von Voltaire belobte spätere Verschmelzung der beiden ersten Szenen möchte kaum als Verbesserung gelten dürfen.

Sprache des Herzens erscheint, sondern zu einem gewöhnlichen, durch Frauenhand schlau gestifteten Verhältniß herabsinkt. Von sonstigen Veränderungen sei noch der von Voltaire besonders belobten gedacht, daß die heroische Probe, welche Diego mit seinen Söhnen anstellt, weggefallen und an ihre Stelle die einfache Frage getreten ist: Rodrigue, as-tu du coeur? wodurch ein Szenenwechsel und die Einführung von zwei neuen Personen vermieden wird, die um so bedenklicher gewesen wäre, als schon die Hofmeisterinnen der Infantin und Ximenens und neben Arías Gonzálo die Hofleute Sancho und Alonso neu geschaffen sind. Der Spanier konnte jener berühmten Romanzenszene nicht entbehren, deren Wegfall wir freilich nicht tadeln wollen, aber bei Corneille kommt doch jene Frage gar zu abgebrochen und die Antwort kann unmöglich ihre volle Wirkung üben.

Corneille hat aus dem trefflichen spanischen Drama eine sehr abgeschwächte Nachbildung ganz im französischen Hofgeschmack gebildet, die an Frische, Leben, Kraft, Schwung und dichterischer Schönheit ihrem Urbilde weit nachsteht, dabei an manchen Unwahrscheinlichkeiten und entschiedenen Schwächen leidet, wenn sie auch auf der französischen Bühne, um die es bis dahin höchst ärmlich bestellt war, als ein höchst bedeutender Fortschritt sich hervorthat, und das Herz des Volkes durch den lebhaft geschilderten Kampf zwischen Ehre und Liebe ergreifend hinriß. Daß die wärmsten Töne dem spanischen Stücke entlehnt waren, aus dem so viele treffende Stellen wörtlich herübergenommen sind, kümmerte das Volk nicht, welches in seinem Cid ein echt französisches Stück zu haben glaubte, und sich in seiner Freude auch nicht durch die Kunstrichter stören ließ, welche auf dessen Fehler hinzuweisen nicht verfehlten. Galt ja in Frankreich von da an

der Ausdruck beau comme le Cid als sprichwörtliche Bezeichnung alles Schönen und Vorzüglichen.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, daß ein späterer spanischer Dramatiker Juan Bautista Diamante, von dessen Lebensumständen wir nichts wissen, in seinem Stücke El honrador de su padre, der Rächer seines Vaters, nicht bloß einzelne Stellen, sondern ganze Szenen, so unter andern die vier letzten Szenen des ersten Aktes, wörtlich aus Corneille herübergenommen hat. Ein Theil der Stücke des Diamante erschien in zwei Bänden zu Paris in den Jahren 1670 und 1674; den Honrador de su padre finden wir schon seit 1659 im eilften Bande der Sammlung Comedias nuevas*), also lange nach Corneilles Stück. Aber von Schack glaubt im Drama Diamantes die Züge eines Originalwerkes, das durchgehends im spanischen Stile geschrieben sei, zu deutlich zu erkennen, als daß der Gedanke an Nachahmung eines ausländischen Vorbildes möglich sei, und er vermuthet deshalb, das Stück sei bereits vor dem Cid Corneilles veröffentlicht worden. Doch Corneilles völliges Schweigen von diesem Vorgänger spricht entschieden hiergegen, und gerade die ebengenannten vier Szenen, welche Corneille aus Diamante wörtlich genommen haben soll, dürften eher französischen als spanischen Ursprung verrathen. Daß Diamante aus dem berühmt gewordenen Stücke Corneilles manches in seine neue Bearbeitung des von de Castro so glücklich bearbeiteten Stoffes herübernahm, hat nichts Unglaubliches. Die weitern Jugendthaten

---

*) Es ist das erste Stück Diamantes, welches wir in dieser mit dem Jahre 1652 begonnenen Sammlung lesen; andere Stücke finden sich in B. 12. 23. 26. 27. 36. 48.

des Cid gaben dem Diamante den Stoff zu einem zweiten Stücke El cerco de Zamora, die Belagerung von Zamora. De Castros' zwei Theile der Mocedades wurden durch diese neuen Darstellungen nicht verdrängt, hielten sich vielmehr neben und vor jenen in ungeschwächtem Ansehen.

IV. Herders Bearbeitung.

Als Herder in den Jahren 1778 und 1779 die beiden Bände **Volkslieder** herausgab, benutzte er für Spanien die Historia de las guerras civiles de Granada von Perez de Hita, den Cancionero de Romances (Anvers 1568), den von Gleim auf seinen dringenden Wunsch ihm am 29. Dezember 1777 gesandten Cancionero General von Fernando de Castillo (zuerst Valencia 1511), den Parnaso Español und die Obras des Luis de Gongora; von den Cidromanzen fand keine Aufnahme, mit Ausnahme der gar nicht in die Cidsammlung gehörenden, bei Escobar mit Recht fehlenden Romanze 152 bei Keller, 37 bei Regis. An seinen Freund August von Einsiedel hatte er sich wegen spanischer Bücher, besonders wegen des Cancionero und des Romancero general und des Jardin d'amadores, gewandt, damit dieser sie ihm von seinem Oheim verschaffe. „Er kam zu uns geritten", schreibt dieser am 28. September 1778, „brachte mir beifolgende Büchelchen, und versprach mir, sobald er könne, mir den Katalog seiner wenigen spanischen Bücher für Euch zu schicken." In wenigen Wochen hoffte er ihm spanische Bücher von dem frühern spanischen Gesandten von Bachoff zu verschaffen, der um 1760 in Madrid gesammelt habe. Indessen scheint es dazu gar nicht gekommen zu sein.

Seiner Bearbeitung der Cidromanzen legte Herder den im Juli 1783 erschienenen Band der auch von Wieland zu seinem Oberon benutzten Bibliothèque universelle des Romans zu Grunde, in welcher ein Unbekannter die Cidsage meist nach der Romanzensammlung von Escobar bearbeitet hatte.*) Außer diesem, den er als Hauptquelle nennt, hatte er nach seiner eigenen Angabe den Tesoro escondido de todos los mas famosos Romances, asi antiguos como modernos del Cid von Francisco de Meige (Barcelona 1626) benutzt, und zwar Nr. 5. 16. 17. 24. 65. 71. 72. 95 (7. 20. 21. 27. 101. 109. 110. 138) und bei Michaelis Nr. 195 aus dem Romancero general. Aber außerdem hatte er noch fünf Romanzen in seiner Weise übertragen, von denen er Nr. 75. 85. 89. 91 (122. 126. 129. 133) nur aus Miguel de Madrigals Segunda parte del romancero general (Valladolid 1605), 144 (193) nur aus dem Romancero general schöpfen konnte. Ein von ihm angeführter Anhang einer Romanze und ein Vers, den er im Spanischen gibt, stimmt mit keiner bekannten Sammlung. Auch fünf Romanzen, die man für seine Erfindung erklärt hat, werden aus noch nicht nachgewiesenen Sammlungen stammen. „Von der Berühmtheit des Helden, der Eigenthümlichkeit der Form, dem Anziehenden der alten Sitten und der Wahrheit und von dem Verdienste einer natürlichen, bestimmten, edlen und kriegerischen Beredtsamkeit ist das Buch erfüllt", schreibt der Bearbeiter. „Jeder kennt den Namen des Cid. Corneilles Tragödie unterscheidet sich von unserm Roman dadurch, daß der Dichter genöthigt war nur einen Theil des Stoffes zu nehmen, eine Handlung aus tausenden; dies ist der Held der Bühne, den man ge-

*) Schon im vorigen Dezemberhefte hatte derselbe eine Cidromanze (Nr. 85. 126) in seiner Bearbeitung gegeben.

sehen hat. Hier ist der Held des elften Jahrhunderts, der spricht, wie er sprechen mußte, der sich zeigt, wie er war." Wir erhalten aber bei ihm nichts weniger als eine treue Wiedergabe der spanischen Romanzen, obgleich er zuweilen Verse aus dem Spanischen wörtlich anführt. Bei allen ändert er, läßt weg, setzt zu, wie es ihm beliebt, zuweilen schmelzt er mehrere zusammen. Herder wurde auf diese französische Bearbeitung durch eine Uebersetzung der neun ersten Romanzen aufmerksam, welche ein S. unterzeichneter Mitarbeiter des Neuen Teutschen Merkur im Februarhefte 1792 unter der Aufschrift Romantische Geschichte des Cid gab. „Es wäre sehr zu wünschen", hieß es hier in dem Vorbericht, „daß ein Dichter, vom Geiste der herderschen Volkslieder angeweht, uns mit einer poetischen Uebersetzung der sämmtlichen Romanzen, welche den Cid und seine Chimene zum Gegenstand haben, beschenken möchte, in welcher so wenig als möglich von der sublimen Einfalt, geistvollen Energie und herzstehlenden Naivetät, Zartheit und Wärme der Originale verloren ginge." Herder war diese Mahnung kaum entgangen, und er suchte sich deshalb den Band der Bibliothèque zu verschaffen. Dagegen wußte er nicht, was auch dem Mitarbeiter des Merkur entgangen zu sein scheint, daß der französische Bearbeiter, der am Schlusse bemerkt hatte, er lasse die Geschichte der Töchter des Cid und der Grafen von Carrion wegen ihrer geringen Wahrscheinlichkeit und tödtlichen Langweile weg, diese doch im Oktoberbande 1784 der Bibliothèque gegeben hatte. Mitte März 1793 bat er Freund Heyne in Göttingen um die Sammlung der Cidromanzen von Escobar aus der göttinger Bibliothek; aber da dieser nicht vorhanden war, sandte ihm Heyne am 18. März den Cancionero de Romances in der Ausgabe des Martin Nucio von 1555, und höchst wahrscheinlich auch den Romancero general (Madrid 1604),

den Romancero par Alonso de Ledesma (Madrid 1615) und die Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la crónica de España par Lorenco de Sepulvéda (Antwerpen 1551); denn diese Ausgaben besitzt die göttinger Bibliothek, und zehn Jahre später schreibt ihm Heyne, diese Sammlungen, außer denen sie nichts über den Cid besäßen, seien ihnen bekannt. Die drei letztern scheint Herder schon früher zurückgeschickt zu haben; dagegen mußte ihn Heyne am 11. Dezember 1794 noch um den Cancionero de Romances bitten, worauf Herder erst am 23. März des folgenden Jahres erwiederte: „Das Büchelchen spanischer Romanzen (von welchem er früher die Ausgabe von 1568 von der weimarer Bibliothek gehabt hatte) müssen Sie mir noch hier lassen; es ist unverloren.“ Herders in Göttingen studirender Sohn scheint es der Bibliothek zurückerstattet zu haben. Auch an August von Einsiedel hatte sich Herder wieder wegen spanischer Werke gewandt. Dieser schreibt ihm am 12. September 1794: „Die spanischen Bücher erhaltet ihr anbei“, und bittet ihn, wenn er noch weitere für den Winter verlange, sich deshalb an seinen Bruder in Weimar zu wenden, der solche leicht von Lumpzig (bei Altenburg), wo er wohnte, verschaffen könne, obgleich er selbst den Winter über abwesend sein werde. Herder mag schon damals einzelne Romanzen bearbeitet haben. Zwei spanische Romanzen, aber keine auf den Cid bezügliche, das Lied eines Gefangenen und Die Entfernte, gab er bereits im Sommer 1795 Schiller für dessen Musenalmanach auf das folgende Jahr. Noch Ende 1797 erhielt er durch Einsiedel zwei ohne Zweifel spanische Bücher, die er verlangt hatte, von Bachoff. Am 21. August 1797 schreibt er dem nach seiner fränkischen Heimat zurückgekehrten Freunde Knebel: „Erkundigen Sie sich doch in Nürnberg und Ansbach nach spanischen Romanzen. O wenn Sie

mir ein paar solche kleine Cancioneros, wie sie dort auf den Gassen verkauft werden, mitbringen oder schicken könnten! Insonderheit vom valeroso Cid, conde de Bivar.“ Knebels Bemühung blieb indeß fruchtlos. Eben so wenig gelang es Herder Escobars Sammlung zu erhalten. Von Cid und den spanischen Romanzen, die ihn als „die simpelsten, ältesten und überhaupt der Ursprung aller Romanzen,“ auf das lebhafteste anzogen, war zunächst keine Rede mehr, wenn er auch bedauerte, „wie viel goldene Aepfel an jenen Bäumen, in jenen Gärten, und so verborgen und unbekannt hangen“. Mit welcher Sorgfalt und Mühe er sich auch um spanische Bücher bemüht hatte, Escobars Sammlung hatte er noch immer nicht auftreiben können. Aber die Liebe zu diesen herrlichen Volksdichtungen war so groß, daß er sich endlich im Herbst 1802 trotzdem zur dichterischen Darstellung entschloß, wobei er sich meist auf die französische Bearbeitung angewiesen sah. „Den Cid übersetzte er im Winter 1802—1803“, berichtet seine Gattin, „und diese Arbeit half ihm den damaligen trüben, schweren Winter durch; eine glückliche Erholung, von welcher seine ganze Seele erfüllt war. Seine Rührung, wenn er ihn uns vorlas, war ungewöhnlich: manchen Gesang konnte er aus Bewegung nicht vorlesen hören. Ach, ich wußte damals nicht, was in seiner Seele vorging.“ Das Anfangs Mai ausgedrückte neunte Heft (V. 1) von Herders Zeitschrift Adrastea schloß mit den dreizehn ersten Romanzen, die hier unter dem Titel erschienen: „Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz Grafen von Bivar. Nach spanischen Romanzen“, und zu dem Namen des Helden hatte Herder die Bemerkung hinzugefügt: „Ruy heißt Rodrigo. Uebrigens muß kein Romanzensänger zum voraus historisch erzählen, was der Hörer aus der Romanze selbst, d. i. romantisch erfahren soll. Er höre. Wer kein Lieb-

haber der Poesie ist, beliebe die folgenden Romanzen als kleine Erzählungen, mithin als Prose zu lesen. Sie sind historisch." Am Schlusse hieß es: „Die Fortsetzung folgt." Da Freund Knebel bei seinem Danke für das ihm zugesandte Heft der Adrastea im Briefe vom 14. Mai des Cid nicht gedacht hatte, schrieb ihm Herders Gattin: „Mein Mann sitzt jetzt wieder bei meinem Cid. Wenn Sie den prächtigen Cid nicht so lieb haben als ich, so thut mirs sehr leid." Knebel erwiederte darauf am 24.: „Ich habe Ihren prächtigen Cid noch am letzten Abend laut vorgelesen, und Sie können denken, wie er uns begeistert hat! Ich liebe diese Versart außerordentlich, und was den Inhalt des Gedichts betrifft, so hat es mich aufs neue überzeugt, daß nur historische Gegenstände, d. h. Fakta, die hauptsächlichste Wirkung auf die Einbildungskraft thun, den meisten Reiz annehmen, und daher vorzüglich Gegenstände der Poesie sind. Unsere meiste deutsche Poesie ist zu sehr bloß auf Empfindungen gegründet; denn wir haben weder Geschichte noch Leben." Dieses Urtheil Knebels entzückte Herder und seine Gattin. Daß dieser sich noch später wegen neuer Quellen an Heyne in Göttingen wandte, beweist des letztern Brief vom 17. Juni, worin er bedauert, daß die Bibliothek die beiden von ihm bezeichneten Stücke nicht besitze was diese habe, sei ihm schon bekannt. „Haben Sie schon in Wolfenbüttel nachgefragt? Vermuthlich; sonst will ich es thun." Der Bibliothekar Reuß habe es übernommen wegen der Geschichte des Cid und der Romanze nachzusehn. Eine Woche später sendet er ihm die in einem Briefe seiner Gattin verlangten beiden Bände der Coleccion de Poesias Castellanas und verspricht ihm auch nächstens den Sarmiento zu senden, den augenblicklich noch Prof. Bouterwek habe. Die Obras posthumas del Martin Sarmiento führt Herder in dem bald darauf gedruckten Aufsatze Romanze

an. Als er am 12. Juli die Reise nach Eger antreten wollte, gab er, eben reisefertig, in seinem Zimmer den von seiner Hand rein abgeschriebenen Cid seiner Gattin, indem er mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke hinzufügte: „Hier hast du Deinen Cid."

Den Anfang des zehnten Stückes der Adrastea, das leider erst nach seinem Tode erschien, da während des letzten dazu bestimmten Aufsatzes ihn Mitte Oktober die Krankheit ergriff, welcher er am 18. Dezember 1803 erlag, bildeten Romanze 14 bis 22. Im Titel war hier nach Bivar noch hinzugesetzt „unter König Ferdinand dem Großen". In einer Nachschrift hatte Herder bemerkt: „Da die Fortsetzung der Geschichte Cids, die eben hier den Knoten gewinnet, durch weitere Unterbrechungen (wie es in einer Zeitschrift doch sein müßte) zu viel verlieren würde, so sei hier die Meldung genug, daß der ganze Cid (wohl das erhabenste Romanzenepos, das existiret), nachdem dem Uebersetzer glücklicherweise die erwünschtesten Hülfsmittel zu Händen gekommen, in seinem trefflichen Zusammenhange und den nothwendigen Erläuterungen unabgetrennt ans Licht treten werde. In Frankreich hat man den Cid das erste tragische Sujet genannt; daß er das erste epische sei, wird sich zeigen." Auf der kurfürstlichen Bibliothek in Dresden hatte Herder die Crónica del Cid gefunden und viele andere für ihn „sehr interessante Bücher", ohne Zweifel auch manche für seinen Cid bedeutende, vielleicht gar die Sammlung von Escobar; aber leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Hülfsmittel zu seinem Cid zu benutzen. Dasselbe Stück der Adrastea brachte nach der Forsetzung des Cid die Aufsätze Herders über Romanze, Volksgesang und Epopöe. Hier heißt es: „In Deutschland wagte man im Jahr 1778, 1779 zwei Sammlungen Volkslieder verschiedener Sprachen und Völker

herauszugeben; wie verkehrt die Aufnahme sein würde, sah der Sammler ein. Da er indeß seine Absicht nicht ganz verfehlt hat, so bereitet er seit Jahren eine palingenisirte Sammlung solcher Gesänge, vermehrt, nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Nationen geordnet und aus ihnen erklärt, als eine lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst vor, wie sie in allerlei Zuständen sich mild und grausam, fröhlich und traurig, scherzhaft und ernst, hie und da hören ließ, allenthalben für uns belehrend. Die Geschichte Cids z. B. ist in ihren Romanzen so reich an trefflichen Szenen, an hohen Empfindungen und Lehren als (wage ich's zu sagen?) als Homer selbst. Manche andere Reihe romantischer Begebenheiten und Momente nicht minder. Einerseits bedauert man, anderseits freuet man sich, daß man dort und da nicht leben dürfe, daß jene Sitten, diese Zeiten aus der Welt verschwanden. In Eindrücken dürfen sie indeß nicht ganz dahin sein, da ihrer manche auch in Wirkungen noch fortleben." In dem Aufsatze über die Epopöe heißt es: „Die Tragödie ist eine Poesie der Menschlichkeit: denn wegen eines kleinen Fehltritts, der jeden ereilen kann, leidet der Held, oft unerrettbar. — Durch Leidenschaften wirkt sie auf die Leidenschaft, durchs Anschauen, mit der Gewalt des Moments ergreift sie Sinne und Herzen des Volks, das nur durch diese Mittel ergriffen werden konnte. Anders die epische Dichtkunst. Ihr Held darf frei dieses Fehltritts sein, und auf seiner glorreichen Bahn doch mit dem Schicksal kämpfen; Hindernisse, die ihm widerstehen, überwältigen ihn nicht, sondern feuern seinen Muth an: denn sein hochaufgestecktes Ziel ist rein und für die Menschheit ewig ersprießlich. Er erreiche es nun oder nicht (beging er Fehler, so hat er, wie der tragische Held, diese auszukosten): sein Gang in wachsender Größe ist edel ermunternd." Diesen Gang in wachsender

Größe wollte nun Herder in der deutschen Bearbeitung der seinen Landsleuten fast völlig verborgenen Cidromanzen an das helle Licht des Tages stellen, während man bis dahin nur den Cid und Ximenen im Kampf zwischen Ehre und Liebe aus dem französischen Drama kannte. Dieser Cid schien ihm der wahre Held eines ethischen (im Gegensatz zum pathetischen) Epos; die Gedanken eines solchen Helden müßten göttlicher Art, seine Kräfte, sein Gang, seine Gestalt, sein Beruf göttlich sein. „Je vollkommener, desto mehr schlingen wir uns an ihn: denn er ist nur vollkommen auf dieser seiner Bahn, was ihn sonst auch für Fehler begleiten mögen: in den mit- oder gegenwirkenden Charakteren werden diese nicht mangeln." Durch das Bild des edlen spanischen Ritters wollte Herder in seinen Deutschen das Gefühl des Muthes und der Ehre wirksam wecken, das, wie schon Leibnitz geklagt, in allen Ständen Europas allgemach abnehme, und besonders dem neubeliebten Treiben mit leeren oder unsittlichen Balladen entgegentreten. Allbekannt ist, welchen Aerger die schillerschen und besonders die goetheschen Balladen Herder gleich am Anfang erregten, und mit steigendem Unmuth sah er so viele andere Dichter ihren Spuren folgen. „Wissen wir keine andern Gegenstände der Ballade", ruft er in der Abhandlung über Volksgesang aus, „als Gefechte mit Ratten und Mäusen, Szenen aus der Acerra (philologica), aus Berckenmeier*), aus der skandalosen Chronik oder aus der Hölle selbst, weil gewöhnlich zuletzt in Gluten und Fluten, in Grüften, Lüften und Klüften, indisch und welsch, heidnisch und christlich, der Teufel alles holet. — Und so wäre mit dem echten Volksgesange abermals nicht etwa nur der Hauptzweig alter edler, rühmlicher und Ruhm weckender Poesie,

*) Aus dessen „poetischer Einleitung in die Universalhistorie" (1714).

die innere Rechtschaffenheit und Honnetetät im Herzen des Volks — ermordet." Das Gefühl für Muth und Ehre und den wahren, reinen Familiensinn zu wecken, dieser edle sittliche Zweck schwebte Herder bei seiner Bearbeitung der Cidromanzen vor.

Sein Cid ist der männlich starke, an Gott, Vaterland, König, Recht, Ehre und Treue unerschütterlich festhaltende, von innigster Gatten-, Vater- und Freundesliebe durchglühte Ritter, der sich freilich wohl augenblicklich von der Leidenschaft hinreißen lassen kann, aber doch stets auf dem Grunde seiner so kräftigen als edlen, so gesunden als tief und wahr fühlenden Natur ruht. Ganz seiner würdig ist seine Gattin, die so fein fühlende als gefaßt und muthig tragende, besonnen vorsorgende, auf Ehre, Recht und Würde haltende, ihren Heldengatten verehrende Ximene, zu welcher Herder manche Züge aus seiner eigenen Liebe hernehmen konnte, und sein Cid war gerade auch deshalb so sehr mit seinem Innersten verwachsen, weil er in ihrer Darstellung seiner Gattin, die ihm eine so liebevolle Stütze und ein unerschöpflicher, ihm stets neuen Muth einhauchender Trost während seines von Mühen und bittern Leiden so reichen Lebens geworden war, ein Denkmal setzte. Der Cid erschien im Jahre 1805 im dritten Bande der sämmtlichen Werke zur schönen Literatur und Kunst von Johann von Müller besorgt und mit einer historischen Einleitung versehen unter dem Titel: „Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch Johann Gottfried von Herder." Der Eindruck, den die Dichtung hervorbrachte, war ein mächtiger; sie drang in das Herz des Volkes und riß durch ihre einfach schöne Größe um so mehr hin, je trauriger sich die Verhältnisse unseres armen Vaterlandes damals gestalteten. Und noch heute übt Herders Cid auf alle unverdorbenen Herzen eine mächtige Anziehung.

Allgemein hielt man Herders Cid für eine freie Uebersetzung

oder Bearbeitung der spanischen Romanzen, ja selbst Villemain glaubte darin das falsche deutsche Kolorit, die deutsche Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts zu finden. Aber schon 1844 sprach Damas Hinard in der Einleitung zu seinem Romancero general die Ueberzeugung aus, daß Herder nach der Bearbeitung der Bibliothèque universelle des Romans seinen Cid gedichtet habe, deren Verfasser bei aller Feinheit und allem Geschmack keine hinreichende Kenntniß des spanischen Mittelalters gehabt, die Romanzen travestirt und einige ganz frei hinzugedichtet habe. Weder die Kenner der spanischen Literatur in Deutschland noch die Bearbeiter unserer deutschen Dichtung, noch diejenigen, die Herders Cid besonders behandelten*), hatten von dieser Entdeckung Kunde. Erst als Emmanuel de St. Albin im Jahre 1866 in dem Werke La Légende du Cid, comprenant le Poëme du Cid, les Chroniques et les Romances. Traduction", gegen Villemain bemerkte, Herder habe seinen Cid nach jener französischen durchaus freien Prosabearbeitung in Verse gebracht, erwarb sich unser trefflicher Reinhold Köhler das Verdienst in der musterhaften Schrift „Herders Cid und seine französische Quelle" die Art der deutschen Bearbeitung im einzelnen nachzuweisen. Seltsam, daß Klein a. a. O. von dieser Entdeckung Köhlers noch nicht das Geringste wußte.

Der französische Bearbeiter hat das Ganze in drei Abschnitte getheilt, nach den drei Königen, unter denen der Cid gedient, Ferdinand, dem er keinen Beinamen gibt, Don Sancho dem

*) Mönnich „Herders Cid und die spanischen Cidromanzen" (1854). Niemeyer „über Herders Cid" (1857). Des Verfassers erste Ausgabe der „Erläuterungen" (1860). Bei meiner billigen Textausgabe, mit Einleitung, den abweichenden Lesarten und Erläuterungen (Leipzig, Dyck), konnte ich bereits die Ausführungen Köhlers benutzen.

Starken, wobei er die Jahreszahlen 1065—1073 anführt, Alfonso VI. dem Tapfern; die einzelnen Romanzen sind durch Absätze und Striche von einander getrennt, nur einige haben besondere Ueberschriften. Herder hat die drei Abtheilungen beibehalten, aber noch eine vierte unterschieden, in welcher er den Cid als selbstständig betrachtet: „Der Cid zu Valencia und im Tod." Die einzelnen Romanzen hat er durchlaufend gezählt. Zweimal hat er eine Romanze in zwei getheilt (34. 35 und 49. 50), die vierzehnte ganz umgedichtet, die dritte Romanze, ein Liebesgedicht in vier sechszeiligen gereimten Strophen, hat er ausgelassen; zugedichtet sind nach den spanischen Romanzen 54—61, 64—66, 68—70, da der französische Bearbeiter die Geschichte der Grafen von Carrion weggelassen und, was Herder entging, erst in einem spätern Bande der Bibliothèque nachgetragen hatte. Dem Bearbeiter war es darum zu thun, aus den Romanzen eine möglichst zusammenhängende Geschichte zu bilden, in welcher die in den Romanzen sich findenden Lücken, Wiederholungen und Widersprüche möglichst vermieden würden und der ungleiche Ton einer gleichartigen Behandlung wiche. Daß er dabei mit Geschick und Geschmack verfuhr, kann nicht geleugnet werden, wenn er auch freilich oft den feinen französischen Ton zur Unzeit anwandte und die Darstellung nicht selten an zerfließender Breite und matter Zerfahrenheit leidet.

Da Herder von einer Anzahl Romanzen, die der Franzose bearbeitet hatte, im Cancionero de Romances, im Cancionero general und in der Sammlung von Sepulveda das spanische Original kannte, so konnte ihm unmöglich entgehn, wie frei jene Bearbeitung war; aber ihm blieb, da ihm Escobar nicht zugänglich war, keine andere Wahl als dem Franzosen im allgemeinen zu folgen und nur da von ihm abzuweichen, wo ihm

dessen Darstellung weniger volksthümlich und bezeichnend schien. Ja häufig folgt er ihm auch da größtentheils, wo wir wissen, daß ihm die spanische Fassung vorlag. Vielfach hat er sich kleine Aenderungen, Zusätze, Weglassungen, Umstellungen erlaubt, wodurch die Romanzen meist sehr gewonnen haben; höchst selten ist er hinter der französischen Darstellung in treffender Bezeichnung, Klarheit und Geschmeidigkeit zurückgeblieben. Freilich hätten ihm überall die spanischen Romanzen vorgelegen, so würde er manches anders gestaltet haben, aber er würde auch hier mit derselben Freiheit sich bewegt haben, die er bei den wirklich nach spanischen Romanzen gearbeiteten Stücken zeigt, bei denen er einzelnes ausgelassen und geändert, manches frei behandelt, vieles hinzugefügt, ja Theile einer Romanze in die andere versetzt hat. An einzelnen Stellen hat Herder durch Verwechslung zweier ähnlicher französischen Wörter sich irre führen lassen. Im allgemeinen hat der Ton der Darstellung wesentlich gewonnen. Wie hoch steht Herders gehobene, würdige, knappe, in ernstgemessenen Versen sich bewegende Sprache über der oft schwachen, breitspurigen, phrasenreichen Prosa des feinen, geschmiegigen, aber den vollen Brustton verfehlenden Franzosen! Freilich ist auch bei ihm einzelnes Unklare und Nüchterne untergelaufen. Manchen Ausdruck würde er ohne Zweifel noch verbessert haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, die Romanzen vor dem Erscheinen noch einmal durchzugehn oder selbst den Druck zu leiten.

Natürlichkeit, Einfachheit, Klarheit, Kraft und Nachdruck waren die Anforderungen, welche Herder an jede Dichtersprache stellte, und die er in seinen eigenen Dichtungen besonders erstrebte. Bei seiner Bearbeitung des Cid suchte er zugleich den Ton ernster spanischer Würde zu treffen, wogegen er auf die leichte Beweglichkeit des frisch quellenden Volksliedes Verzicht that. Unter den

Mitteln, durch welche er der Rede, Kraft und Würde zu verleihen sucht, treten besonders hervor: die Wiederholung desselben Wortes oder ganzer kleiner Sätze; die einen bedeutenden Begriff voranstellende Wortfolge; der Gebrauch von Partizipialsätzen, wie „angehört den Schimpf des Hauses," und die Auslassung des es in Sätzen, wie „Sprach der Cid," wogegen sonst durch ein Fürwort häufig ein vorangegangenes Hauptwort wieder aufgenommen wird, wie „Mit dem Degen, mit ihm redet mein Gemahl", „Das Andenken an die Härte — längst ist es aus meiner Brust".

Wie wenig er äußern Schmuck suchte, ergibt sich daraus, daß er sogar auf den Reim verzichtete, den er nur in einzelnen Stellen, wo es den innigen Ausdruck der Liebe galt, sich gestattete, im Briefe Rodrigos in Romanze 7, in dem Liebesgespräch (14)*), in den Klagen Ximenens in Romanze 23 und in den vier Versen, welche in Romanze 27 das Glück der Liebe feiern. Bekanntlich herrscht in den spanischen Romanzen die Assonanz, welche Herder als dem Geiste unserer Sprache zuwiderlaufend betrachtete, während sie der Beschaffenheit des Spanischen entspreche und dem daran gewöhnten Ohre des Volkes angenehm klinge. „Alle aus dem Latein entsprossenen Sprachen waren reich an solchen", bemerkt er, „so daß man ihnen kaum entgehn konnte, und da die begleitende Guitarre, die Melodie, der milde Himmel, der Athem des Sängers selbst, geschweige Sinn und Zweck des Gesanges, dergleichen Ausklänge forderten und liebten, so wiederholet sich oft

---

*) Die Worte „Wie? — theilen?" sind als ein Vers zu nehmen, wogegen der Vers „Verwaisete Ximene," an welchen „Du Stifter meiner Thränen" (worauf der drittfolgende Vers reimt) wohl absichtlich anklingt, ohne Reim geblieben. Vorher scheinen drei Verse auf mir, hier und mir aufeinander zu reimen, so daß die Worte „Dem Ungenannten" einen vollständigen Vers bilden.

bis zum Ende des Liedes hinaus ein heller Vokal oder ein sanfter Tonfall zahllos." Schon in der Vorrede zu seinen Volksliedern hatte er bemerkt, daß nichts schwieriger sei als die Uebersetzung einer „simpeln" spanischen Romanze. „Uebersetze jemand, wenn sich, ein langes historisches Gedicht herab, jede zweite Zeile auf ar endigt und damit im Spanischen prächtig und angenehm in der Luft verhallet, übersetze jemand so etwas in unsere Sprache!" Den spanischen vierfüßigen Trochäus hat Herder als durchgehendes Versmaß gewählt, doch so, daß am Ende eines Abschnittes immer der letzte Fuß eine Silbe einbüßt. Anfangs beabsichtigte er die Romanzen in vierzeiligen Strophen zu dichten, deren letzter Vers immer in der eben angegebenen Weise verkürzt war. In solchen vierzeiligen Versen sind auch mit sehr geringen Ausnahmen alle seine spanischen Uebertragungen in den Volksliedern gedichtet, wo nur als zufällige Ausnahme der vierte Vers kürzer ist. Von der fünften Romanze an gestattete er sich neben vierzeiligen auch größere Strophen, doch hatten vorab jene noch das entschiedene Uebergewicht, bis von der elften an meist größere bis zu 15 Versen gehende Strophen sich finden. Die Strophen schließen gewöhnlich mit dem kleinern Verse, doch finden sich davon auch einzelne Ausnahmen, wie 7, 4. 12, 5. 13, 36. 23, 29. 46.*) Zwei kürzere Verse stehen am Schlusse 12, 16 f. 38, 21 f. 53, 12 f. 58, 6 f., wo meist derselbe Vokal am Schlusse beider Verse; die gereimte lyrische Stelle 27, 26 f. gehört nicht hierher. Der kürzere Vers findet sich aber auch oft an Stellen, wo kein Abschnitt angedeutet ist, ja in der Mitte des Satzes, wie 41, 12. An zwei Stellen schließt ein Abschnitt mit einem

*) In Romanze 24 gehört der Vers: „Ach, was thut Ihr, edler Cid?" mit den beiden vorhergehenden Versen zu derselben Strophe.

vollen Verse, dem ein kürzerer vorangeht (55, 41 f. 68, 30 f.), aber dort dürfte ein Abschnitt mit Unrecht im Druck angedeutet sein, wie auch sonst häufig Abschnitte falsch angegeben und wirkliche Abschnitte durch den Druck nicht angedeutet sind. Nur in besonders gehobenen Reden läßt der Dichter statt der vierfüßigen fünffüßige Verse eintreten, welche mit einem kürzern Verse abschließen; wir finden solche nur in drei Romanzen, 28, in der Rede der Urraca*), 51, in der bewegten Mahnung an Pelaëz**), und 63, in Cids rührender Ansprache an Ximenen. Ganz eigenthümlicher Art sind die Verse in den gereimten lyrischen Stellen. Im Briefe Rodrigos an Ximenen finden wir jambische Verse von verschiedener Länge, die erste Hälfte mit weiblichem, die letzte mit männlichem Ausgange. Das dramatische Gespräch zwischen den Liebenden in Romanze 14 beginnt trochäisch, aber schon V. 3 und 6 mischen sich jambische Verse ein, und diese sind von V. 9 an stehend; hier wechseln große Verse mit kleinern zum malerischen Ausdruck. Zweifüßige, unmittelbar aufeinander reimende Verse finden wir zwischen vierfüßigen an den bewegtesten Stellen der Rede Ximenens in Romanze 23.***) In prosodischer Hinsicht hat sich Herder der zu seiner Zeit gangbaren Freiheiten bedient, wie er z. B. die letzten Sylben in Königes, knieete

---

*) Auffallend ist, daß hier am Schlusse ein mit deshalb beginnender Vers abbricht, indem der gewohnte Refrain kräftig eintritt.

**) Eigentlich sollten hier nur die vier Verse „Lieber unterm Fuß — Gesellschaft" in fünffüßigen Versen abgefaßt sein, aber der Dichter gab dieses Versmaß nicht allein dem Schluß der Rede des Cid, sondern auch den vier zunächst folgenden Versen der Erzählung.

***) Hier findet sich einmal ein Vers ohne Reim. Aber statt „soll ich missen" soll wohl, wie später, „soll ich meiden" stehn, so daß wir hier wieder einen dreifachen Reim hätten.

als lang braucht, Verse mit den Entehrten, der großsinnig u. s. w. beginnt. Statt des Trochäus hat er nie sich des Daktylus bedient oder die erste Silbe des Trochäus aufgelöst. In Castilien wird das i nach l fast ohne Ausnahme konsonantisch gesprochen, wie auch häufig das i in Arias, Aragonien, Spanien, Galicien, Asturien, Valencia, Diego. Donna Urraca, Donna Elvira gelten als zwei Trochäen, insofern das schließende a in Donna abgeschliffen wird, wie in Diego das o vor Ordoño.

V. Erörterung der einzelnen Romanzen.

Unsere Hauptaufgabe wird hier sein, die Abweichungen Herders von seiner französischen Quelle und, wo ihm die spanischen Romanzen vorlagen, von diesen nachzuweisen; aber zugleich soll das Verhältniß der französischen Bearbeitung zu den zu Grunde liegenden Romanzen im einzelnen verfolgt werden, so daß überall ein Vergleich Herders mit der spanischen Volksdichtung, auch wo diese ihm nicht vorlag, vermittelt wird.

I. In der Sammlung der spanischen Cidromanzen nimmt diejenige die erste Stelle ein, welche uns den neunjährigen Knaben als altväterisch weisen, von den Rittern in einem bedenklichen Falle gewählten Richter zeigt. Diese Romanze, welche, abgesehen von ihrer innern Unwahrscheinlichkeit, uns den Cid nicht von seiner charakteristischen Seite zeigt, hätte Herder, wenn er sie auch gekannt, gar nicht benutzen können; Cid mußte mit seiner ersten großen That beginnen, welche auch sein Verhältniß zu Ximenen, dieser holden Begleiterin seines Lebens, in wunderbarer Weise begründet.

Um zu zeigen, wie sehr Herder die französische Darstellung gehoben, führen wir diese hier wörtlich an.

Jamais homme ne fut plus triste que l'étoit Don

Diègue.*) Jour et nuit il ne faisoit que penser à la honte de sa Maison.**) La Maison de Laiguez étoit riche, noble, antique***); passant celle de Ignigos et des Abarca.†) Il voit que sa force ne suffit plus à ses ressentimens généreux; que sa vieilleise l'entraine au tombeau sans vengeance††); et que l'ennemi Gormaz†††) se pavane sous le ciel, sans que personne ose lui barrer son chemin. Il ne peut dormir, ni manger, ni lever les yeux de la terre, ni passer le seuil de sa maison, ni porter la parole à ses amis. Il refuse la pa-

---

*) Es ist traurend tief als zwei Wörter zu lesen, wie XXI, 19. Vgl. V. 9 tief gekränket, XXIV, 55 tief-unwissend. Die Nachsetzung des tief soll dieses mehr hervorheben, wie XII, 13 glänzend schöner. Wie viel bezeichnender sind die beiden ersten Verse als des Franzosen einfacher Bericht!

**) In zwei spanischen Romanzen wird der Ohrfeige gedacht, durch welche Laynez entehrt worden. Nach einer soll Gomez diesen bloß mit Worten geschmäht haben, weil er seinen Jagdhunden einen Hasen entrissen. Die Crónica rimada kennt als Veranlassung des Zweikampfs zwischen Cid und Gomez einen Streit zwischen den Hirten der beiden Herrschaften.

***) Wie schön schließt Herder hier an! Er folgt aber dem Irrthum des Franzosen. Don Diego heißt als Sohn des Layn Laynez, aber keineswegs sein Geschlecht.

†) Im Spanischen heißt es alt vor Iñigo und Abarca (antes de Iñigo y Abarca). Der König Garcia Iñigo von Navarra starb in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts und die Sage läßt ihm einen mehr als hundert Jahre ältern Vorahnen gleichen Namens vorangehn. Nach ihm nannte sich wohl ein spanisches Geschlecht, wie ein anderes von Sancho II., genannt Abarca (Bauernschuh), dessen Regierung man in die Jahre 970 bis 995 setzt, sich herleitete und seinen Namen führte. Ein Vorfahre Diegos machte sich unter Froila II. (924—925) berühmt. Herder ließ sich hier irre führen. Abarkos war wohl Druckfehler statt Abarkas.

††) Dies sans vengeance durfte Herder nicht übergehn.

†††) Vielmehr Gomez, der Graf von Gormaz war.

role à ses amis*) qui le consoleroient, et il craint que l'haleine d'un homme déshonoré ne les déshonore. Enfin, Don Diègue secoua la charge de tant d'idées cruelles et fit venir ses fils. Il ne leur fit pas entendre un mot; il leur prit seulement les mains à tous et les leur serra de fort liens qu'ils souffrirent, quoiqu'avec des larmes ils lui demandassent miséricorde.**) L'espérance qu'il avoit concue s'écouloit de sa pensée, lorsque, venant pour lier aussi Rodrigue, le plus jeune de tous, il trouvat ce qu'il n'avoit pas espéré. Le jeune Rodrigue, avec des yeux embrasés de colère, pareils à ceux d'un tigre, recule avec souplesse et dit au Vieillard avec fierté: Vous oubliez que vous m'avez fait Gentilhomme; je me souviens que c'est vous qui m'avez fait. Sans cela, cette main que vous voyez tendue me serviroit de poignard pour aller chercher au fond de vos entrailles***) la réparation de cette injure. Des larmes de joie coulèrent alors des yeux du Vieillard: Bien, mon fils, dit il; c'est toi qui es mon fils†): ta colère me redonne la paix, et ton indignation charme toutes mes douleurs. Cette main, mon enfant, il te la faut montrer, non plus à moi, mais à l'infame qui nous a

---

*) Irrig übersetzt hier Herder, und der von ihm mit denn angefügte Satz paßt dazu nicht.

**) Daß sie mit Thränen um Barmherzigkeit flehten, ist Zusatz des Franzosen, der auch nur errathen läßt, daß der Vater nacheinander den Söhnen die Hände gepreßt. Herder folgt ihm ganz. In der spanischen Romanze drückt der Alte seine Söhne so, daß sie des Todes zu sein glauben.

***) Das Stoßen des Dolches in die Eingeweide, das der Franzose aus der Romanze nahm, ließ Herder weg. Die Worte: Vous oubliez — Gentilhomme, die dem Franzosen angehören, hat Herder glücklicher gewendet.

†) Die Worte C'est — fils hat der Franzose hinzugesetzt.

depouillés de notre honneur. Ou est il?*) Ce fut toute la réponse de Rodrigue; et il ne donna pas le temps à son père de lui raconter son aventure. Die spanische Romanze schließt viel kräftiger damit, daß Diego dem Rodrigo das Schwert gegeben habe, womit er den Grafen geschlagen, „was seiner Thaten Anfang war". Aber dies mußte wegfallen, sollte die folgende Romanze bleiben, die mit der unsern in Widerspruch tritt, ein Widerspruch, der freilich in einzeln gesungenen Romanzen, aber nicht in einem zu einer Einheit verbundenen Romanzenkranze statthaft war.

II. Der französische Bearbeiter von Romanze 3 (5) knüpft näher an, er läßt den Cid gehn, nicht stehn und V. 5—8 statt der Gedanken eine lebhafte Rede eintreten. Nach der Bemerkung, Rodrigo habe den Himmel um Gerechtigkeit gefleht, findet sich im Spanischen noch der erkältende, zum Theil ganz ungehörige Zusatz, „und um Platz bat er die Erde, um Urlaub den alten Vater, und um Ehre, Kraft und Muth", wonach es im Französischen heißt: Justice au Ciel; du champ à la terre; à l'honneur de la force au-dessus de ses années. Die Uebertreibung, daß selbst das neugeborene Kind eines echten Stammes für die Ehre sterbe, hätte wohl gemildert werden sollen. Mudarra (so ist statt Mudarda zu lesen) ist aus den Romanzen und Lope de Vegas El Bastardo Mudarra als Rächer seiner sieben Brüder, der Infanten von Lara, bekannt, die Ruy de Velasquez in einer Gebirgsschlucht ermordet hat. Fünfzehn Jahre alt, verläßt er seine Mutter, die Schwester des Königs von Cordova, sucht seinen Vater Gonzálo Bustos von Salas de Lara auf, den er an Velas-

*) Auch diese Frage, die Herder weiter ausführt, fehlt in der spanischen Romanze.

hatte: Suivi de plus de trois cents Gentilhommes, Rodrigue au milieu de tous, l'épée sanglante au poing. Tous s'en viennent sur les mules; Rodrigue fait ployer un coursier superbe. Sowohl im Spanischen wie in der französischen Bearbeitung stehen die duftenden (olorosos, parfumés) Handschuhe nach der Erwähnung der Kleider von Gold und Seide. Die spanische Romanze gibt den übrigen Rittern Säbel, Stäbchen und Hüte, dem Rodrigo dagegen ein vergoldetes Schwert, einen Speer und Helm mit rothem Mützlein darauf. — In V. 27 fehlt in der spanischen Romanze das Volk, und es heißt dort, einige hätten es leise gesagt, andere laut gerufen. — Rodrigo steigt nicht ab, weil es seinem Ehrgefühl widerspricht, dem König die Hand zu küssen; er unterwirft sich nur der Sitte. — In der spanischen Romanze begründet Diego seinen Befehl damit, daß Rodrigo immer Vasall des Königs sei, und dieser ärgert sich, daß sein Vater ihm so etwas befehle; als er sich zum Knieen neigt, fährt ihm das Schwert aus der Scheide, weshalb der König ihn entsetzt abweist; Rodrigo erwiedert ihm unwillig darauf, und macht sich rasch mit den Seinigen fort, die nun bewehrt und auf Pferden, zum Zeichen ihrer jetzt kriegerischen Stellung, sich entfernen.

VI. Der französische Bearbeiter benutzte hierzu Romanze 8 (11), deren Anfang er schon oben verwandt hatte. V. 1—10 gehören ihm ganz an. Da Ximene so bedeutend hervortreten sollte, so mußte ihr Bild hier besonders gehoben werden; selbst in der langen Unterbrechung der Rede (V. 3—8) deutet sich die Theilnahme des Dichters an. — Das Zeichen der Parenthese vor V. 10 ist zu streichen und Blick' statt Blick zu lesen.*) — Den Trauer-

*) Im Französischen steht statt der Blicke das Geschrei. Ce qui dit la désolée, la Romance va le répéter: mais elle ne peut répéter ses sanglots, ni tous les cris dont elle accompagna ces paroles.

schleier hat sie zum Zeichen ihres Schmerzes zerrissen. Die Rede der Ximene lautet im Spanischen ganz anders. Zunächst bringt sie den Gegenstand der Klage vor, wo die Vergleichung mit der Schlange auf die Bosheit hindeutet, einen solchen Mann zu morden.*) In die Ausführung, welchen Werth ihres Vaters Leben für den König, die Christenheit und das Reich gehabt, drängt sich die Erinnerung an sein so altes wie verdientes Geschlecht. — Der durch die Dichtung verherrlichte Pelayo flüchtete nach dem Unglückstage bei Xeres de la Frontera (714) in die asturischen Gebirge, wo sich die Westgothen erhielten und das Königreich Oviedo gründeten. — Almansor (Al-Mansûr, d. i. dem Gott hilft) ist Beiname mehrerer in Spanien herrschenden arabischen Fürsten. Der berühmte Heerführer und Staatsmann dieses Namens unter dem Chalifen Hischam II. war schon 1002 gestorben. — In der sich anschließenden Berufung auf die Nothwendigkeit, daß ein Fürst das Recht schütze, hat der französische Bearbeiter die Aeußerung, ein ungerechter Fürst verdiene nicht diesen Namen, noch daß er vom Tischtuch Brod esse, durch eine andere, Ximenens liebevolles Gemüth verrathende, mit Benutzung von Romanze 10 (13)**), glücklich ersetzt. Auch aus der bittern Aufforderung des Wütherichs, in ihren Busen (im Spanischen steht der Hals, garganta) zu stoßen, kann man die Verzweiflung herausfühlen, daß gerade Rodrigo ihr

*) Im Französischen wird Rodrigo als ein Undankbarer bezeichnet; Rodrigo habe ihren Vater meuchlerisch getödtet, der ihn geliebt habe. Il a tué mon père, comme un serpent assassine celui qui l'aime. L'ingrat serpent vient de l'assassiner, Sir; assassiner; car il est sûr que mon généreux père ne s'est pas défendu contre un jeune adversaire qu'il aimoit.

**) Dort wird neben dem Brodessen vom Tischtuch das Reden mit der Königin genannt.

solch Weh bereitet.*) Wenn dieser ihr nichts erwiedert, so spricht sich darin nicht Verachtung aus, sondern die Unmöglichkeit, ihr, zu der sein Herz sich geheim gezogen fühlt, irgend entgegenzutreten. Ximene aber fühlt sich gerade dadurch auf das heftigste verletzt, und so bietet sie sich dem Rächer als Preis dar. Das Letztere fehlt in der spanischen Romanze.

VII. Von dieser Romanze finden sich im Spanischen zwei Fassungen, 9. 10 (12. 13), von denen der Franzose die ältere benutzte. V. 5 f. mit bescheidener Gebärde und jammernd sind Zusätze. Ximenens erschütternder Schmerz und ihre Wuth gegen Rodrigo haben abgenommen, wenn sie auch die Klage gegen ihn nicht aufgeben kann. Den äußerlichen Fortschritt bildet der Tod ihrer Mutter, der sie zur Waisen macht, aber es hat sich indessen auch ihr Verhältniß zu Rodrigo entwickelt, der täglich an ihr vorüberreitet, wie es zunächst in ihrer von Herder viel lebhafter und eindringlicher gestalteten Klage hervortritt.**) Daß Rodrigos Falke ihre Tauben tödtet, geschieht wider seinen Willen, während er in der spanischen Romanze und der französischen Bearbeitung den Sperber absichtlich auf ihren Taubenschlag abrichtet; wie aber ihr Haß gegen ihn längst geschwunden, zeigt gerade der Umstand, daß sie sich wegen einer solchen unbedeutenden Kränkung bei ihm beklagt. Er selbst benutzt diese Gelegenheit zu seinem Briefe an Ximenen, der deutlich genug seine Neigung verräth: er kann so wenig für des Falken Mord ihrer Tauben als für die ihm auferlegte Nöthigung der Rache. In

*) Im Französischen steht hier noch: On peut bien tuer une femme, quand on a tué celui qui nous aimoit.

**) Im Französischen heißt es: Tous les jours il m'envoit son oiseau qui me tue mes colombes écloses ou à eclore; et voilà mon tablier, Sire, teint du sang de mes colombes innocentes.

der spanischen Romanze läßt Rodrigo auf ihren Beweis sie bös-
lich bedrohen. Der Brief gehört dem französischen Bearbeiter,
aber Herder hat ihn auf das glücklichste umgestaltet; denn bei
jenem lautet er also:

Qu'à votre noble colombier,
Dame charmante,
Mon épervier
Porte la mort et l'épouvante,
De mes desseins, c'est le dernier.
Dame champêtre,
Quand d'une lettre,
On n'ose se fier,
Qu'on ne peut oublier
Et qu'on craint tant de l'être
Un épervier,
C'est l'Ecuyer
Qui dit les desseins de son Maître:
Ah! puissiez vous, Chimène, entendre le premier!

Der König merkt den Stand der Dinge und schreibt deshalb an
Rodrigos Vater im nahen Bivar, den er zu sich bescheidet; Ro-
drigo erfährt nichts vom Inhalt des Briefes, der sich offenbar
auf die Neigung der Liebenden bezieht, aber er begleitet den
Vater nach Hofe, da er Ximenen zu sehn wünscht. In der zu
Grunde liegenden Romanze ist Rodrigo nach Hof beschieden,
wenigstens sagt dies der Vater, letzterer aber will für ihn hin-
gehn, was seltsam scheinen muß.*) Eine andere Fassung der-

*) In der französischen Bearbeitung ist die Stelle sehr breit gehalten:
Quand le Roi Ferdinand eut entendu la plainte de Chimène, il se mit à
penser; et en suite de sa pensée, il fit une lettre: la lettre fut à peine
écrite, qu'elle étoit partie et remise à Don Diegue, qui voulut la cacher à

vils et devient la source de leur ingratitude, le desésspoir des bons, le premier motif des perfidies et le premier noeud des factions. Vous y avez mal regardé, Sire; vous n'y pensez assez. Pardonnez, si mes paroles vous offensent; le respect se change en audace sur les lèvres des femmes, lorsqu'elles sont outragées. Die Erinnerung, daß sie eine Waise sei, ist sehr treffend, dagegen der Ausdruck „sind undankbar ihren treuen Dienern" nicht recht bezeichnend und das Folgende auch nicht anschaulich genug. Statt der sehr kurzen Zusicherung der Verzeihung äußert der König in der zu Grunde liegenden Romanze, 12 (16), Ximenens Klage könnte wohl ein steinern Herz erweichen. Verständlich genug deutet er hier an, daß er wohl fühle, Rodrigos Bestrafung wünsche ihr Herz nicht. Die spanische Romanze schließt damit, daß der König sie in den Arm nimmt und mit ihr zu seiner eben angekommenen Tochter Urraca geht.

X. Den Anfang (V. 1—8) nahm der französische Bearbeiter aus Romanze 14 (17), welche Ximenen vor dem König erscheinen läßt, um Rodrigo sich als Gemahl zu erbitten, das Folgende aus Romanze 25 (29). — Die Moreria ist das Maurenland, hier wohl zunächst das afrikanische (Mauritanien), im Gegensatz zu den spanischen Königreichen der Mauren, an welche hier wohl nicht zu denken. Die Erhebung zum Ritter, welche besonders feierlich geschieht, kommt hier viel früher als in den spanischen Romanzen, und leitet schon hier sehr glücklich die Leidenschaft Urracas zu dem schönen Ritter ein, die in Gegensatz zu Ximenens zarter Neigung tritt. Die wunderbare Gewinnung Coimbras mußte wegbleiben. Die Belagerung der Stadt hat bereits lange vor der Ermordung des Gomez begonnen; sie ergab sich im Jahre 1064 nach mehr als sechsmonatlichem Widerstand. Die sieben Jahre gehören der Sage an. — Die Ritterwacht Rodrigos ist eine

Zuthat des französischen Bearbeiters, der dagegen die Bemerkung ausgelassen, der König habe ihm statt des Ritterschlages den Friedenskuß gegeben. — Den Schluß von Romanze 25 (29) von den neunhundert Rittern Rodrigos und den hohen Ehren, welche der König ihm seiner Heldenthaten wegen anthat, überging er, ließ dagegen gleich hier die eifersüchtige Bewunderung Urracas höchst treffend hervortreten. Benutzt ist Romanze 23 (26), wo Ximene das Glück der nie von ihrem Manne getrennten Bäuerin beneidet.*)

XI. Die Romanze 44 (45. 54), welche in die Zeit der Belagerung Zamoras fällt, ist hier vom französischen Bearbeiter auf freie Weise benutzt. Urraca hat Rodrigos Liebe zu Ximenen gemerkt, da dieser es an Aufmerksamkeiten aller Art gegen sie nicht fehlen ließ und er in ihrer Nähe sein Herz verräth, wogegen er Urraca ganz vernachlässigt. Diese bescheidet ihn zu sich, wo sie denn ihrer eifersüchtigen Laune vollen Lauf läßt, aber wie sehr sie sich auch über ihn erhebt und ihn herabzudrücken sucht, ihre glühende Neigung nicht verhehlen kann. In der spanischen Romanze, wo Rodrigo schon vermählt ist, sagt Urraca, sie habe um seine Liebe werben wollen, was aber ihr Unglück gehindert. Hier gibt die eifersüchtige Infantin ihm Schuld, er (seine Liebenswürdigkeit) habe ihr Herz ihr bekämpft**), insofern seine Schönheit dasselbe ergriffen und eingenommen, und sie schilt deswegen seine Kühnheit, die auf seine eingebildeten Vorzüge sich gestützt, setzt seine Thaten als etwas nichts Außergewöhnliches herab (sie geht von der letzten, der Eroberung Coimbras, aus, die hier Rodrigo zugeschrieben wird), wodurch er keinen Anspruch auf ihre Liebe habe. Bei der folgenden Verglei-

*) Statt seine Mutter muß es nach dem Französischen ihre Mutter heißen.

**) Bekämpfet muß man wohl statt bekämpft lesen.

chung zwischen ihr und Ximenen liege die Aeußerung der Romanze zu Grunde, mit Ximenen habe er zwar Geld erfreit, aber der Stand sei doch viel besser als Vermögen, und stehe die Vasallentochter der Königstochter nach. Hier trifft ihn ihr bitterer Vorwurf, daß er klein genug gewesen, Vermögen der höchsten Geburt vorzuziehen.*) Alle seine Vorzüge, meint sie in bitterster Verhöhnung, seien nicht so bedeutend, daß er sich deshalb über alle erheben dürfe.**) — Das Grab bezeichnet sie als menschliche Vergessenheit. Vgl. Joh. 11, 44. — Sie will in ihm nur den Ritter erkennen, der kein Recht habe, zu einer Königstochter seine Blicke zu erheben, aber ihre Leidenschaft und die Arbeit, womit sie eben beschäftigt ist, zeugen deutlich gegen sie. Herder hat in der Rede Ximenens mehrere kleine Sätze weggelassen; am Schlusse steht: Souvenez vous que le lion est respectable pour les animaux vulgaires, et non pas pour ses pareils. Der Cid schweigt, wie oben (6) Ximenens Klage gegenüber. In Romanze 44 (54) ist Rodrigo im Begriffe, Ximenen untreu zu werden. Auffällt, daß bereits hier und im Folgenden Rodrigo als Cid bezeichnet wird, obgleich XVIII, 23 f. 34 nach den spanischen Romanzen diesem Namen ein späterer Ursprung beigelegt wird.

XII. Eine spanische Romanze als Vorbild des französischen Bearbeiters ist noch nicht nachgewiesen. In dieser begehrt Ximene vom Könige den Rodrigo zum Gatten. — V. 3. Die winterliche Erde wird mit einer greisen Alten verglichen (vieille et en che-

*) Im Französischen heißt es: Les filles des Rois n'ont rien de vulgaire; elles ont l'honneur, qui a fait divorce avec les propriétés. Mais ma pauvreté, Rodrigue, n'est point une tache. Pauvreté de femme est autant que l'honneur de l'homme.

**) Narcissus, der Sohn des Flußgottes Cephissus, der sich in sein eigenes von einer Quelle ihm wiedergespiegeltes Bild verliebte und aus Sehnsucht hinschwand.

veux blancs). — V. 12—17: Pour lui parler au bord d'une fontaine plus nette que le crystal, à la vue de tout le monde, mais de sorte que personne n'entendit. Bei mit ihm muß ein Abschnitt sein. Nach vernahm sollte wohl noch es stehn. — V. 18 heißt es besser im Französischen: Vous êtes vaillant, et je vous aime, mais vous êtes jeune. — V. 24—27: Et règnent veritablement sur l'Univers: les hommes ne sont que les instrumens de leur empire. C'est en vain que nous élevons de grandes pensées; elles les feront evanouir, si elles leur deplaisent. — V. 38—42: Cette science a son principe caché dans les abymes et pourroit vous mener, comme un certain Philosophe, à reconnoitre quelques effets, et a vous précipiter au fond du gouffre, de désespoir de n'avoir pu rien expliquer. Vom Philosophen Aristoteles erzählte das Mittelalter, er habe sich, weil es ihm nicht gelungen sei, den Grund der Ebbe und Flut zu erkennen, mit den Worten: „Fasse mich, da ich dich nicht fassen kann!" in den Sund zwischen Eubba und Böotien gestürzt. — V. 45 f. Dans le fond de leurs entrailles. — V. 50—52. Il pourra bien avoir la mortification de les savoir toutes coupables, et, par défaut de preuves, de les reconnoitre toutes pour innocentes. Herder, der den letzten Vers hinzufügte, scheint das Französische mißverstanden zu haben. — V. 53. Du plus habile homme. — V. 55—67: Voici pourquoi: c'est que l'homme va toujours en avant, et que la femme regarde venir; que l'homme suit ses idées, et que la femme met toutes les siennes en rapport avec celle de l'homme; que l'un raisonne, et que l'autre élude, Rodrigue: et voyez vous cet oiseau qui se balance sur la branche du buisson? Il menera son chasseur de buissons en buissons, se jouera de toute son ambition, et becquetera le blé du pauvre homme

sous ses yeux, sans que jamais la présence de l'ennemi désarmé l'empêche de faire toutes ses petites affaires. — V. 70 f. „Deshalb — Ausnahm'" ist Herders Zusatz. — V. 72—74. J'ajoute qu'elles ressemblent toutes comme un oeuf ressemble à un autre oeuf, et que c'est une règle de la sagesse que de ne point épouser. — Den letzten Vers hat Herder zugesetzt.

XIII. Auch für Cids Antwort ist bisher keine spanische Bearbeitung als Quelle des französischen Bearbeiters nachgewiesen worden. — V. 5. Les règles de la sagesse. Mit alter Weisheit deutet Herder auf Welterfahrung. — V. 10. C'est une règle de l'honneur. — V. 13—19. Que d'acquerir un droit et du poids pour aider son Seigneur dans ses Conseils; que de se faire un grand nomme qui protège, comme l'ombre d'un grand arbre, tous ceux qui s'y rangent; et que donner des Sujets à sa Religion et à son Roi. Herder „Kinder, die ihm gleichen." — V. 27. Sa Religion, sa Pátrie. — V. 29—36. Et le lieu qui le faisoit tenir à la famille des hommes. Il en est puni par le mépris qu'on fait de sa désertion et son inutilite.*) — Für V. 37—39 steht im Französischen: Les femmes sacrifient tout à l'empire. Il faut bien que j'en convienne: mais, Sire. — V. 41. Maitres, toujours vicieux, quand ils s'en laissent gouverner. — V. 42—45. Celui qui n'a point de vice qui lui fasse un besoin d'aide mercenaire et de secret, est fort contre tout le monde. — Ganz abweichend lauten V. 46—52: Jamais femme ne régna sur un homme bien entier dans son honneur, que par l'article du plaisir; et il faut le lui abandonner, car elle sait mieux gouverner le plaisir qu'un homme ne le peut faire. — V. 53 ist Herders Zusatz. — Statt V. 54 steht:

*) V. 33 steht irrig „Stammes" statt „Stamms", da hier ein Abschnitt sein muß.

Je vous accorde, Sire, que les oeufs se ressemblent. — Auch im Folgenden weicht Herder wesentlich ab, zum Theil, wie es scheint, aus Mißverständniß; denn im Französischen heißt es: Toutes les femmes sont mauvaises: mais chaque femme est bonne, si son époux est homme. A pied et à cheval, contre tous, je soutiendrai que, quand une femme manque, c'est son époux qu'il faut accuser. Das nur behaupt' ich scheint doch einen falschen Gegensatz zu bilden. — Die schließliche Bitte lautet im Französischen: Et partant, Sire, je vous prie, si c'est votre plaisir royal, de me faire épouser la Chimène, orpheline du Comte de Gormaz. — Am Schlusse wiederholt Herder die Worte, mit denen er die Romanze begonnen, während es im Französischen heißt: Après cet entretien, le Roi et le Cid s'en allèrent des bords fleuris de la fontaine.

XIV. Diese Romanze gehört ganz Herder. Auch in der französischen Bearbeitung steht hier eine Romanze, welche ein gereimtes Liebesgespräch zwischen Rodrigo und Ximene enthält. Aber die Ausführung ist eine ganz andere. Sie beginnt: Voici les lieux charmants où mon âme répose. Wir haben hier den ersten Versuch Rodrigos, Ximenen seine Liebe zu gestehn. Zunächst sucht er die noch in stiller Mitternacht Trauernde zu trösten. Vertraulich will er zu ihr sprechen; nur deshalb soll sie ihm die Thüre öffnen. Als sie seinen Namen erfährt, will sie zuerst von ihm nichts wissen, doch entläßt sie ihn mit freundlichem Wunsche, in welchem sich ihre Versöhnung anmuthig ausspricht. Die von dem König geschlossene Verlobung wird übergangen.

XV. Der französische Bearbeiter benutzte hier Romanze 15 (19) und 17 (21). Er macht den Bischof zu Rodrigos Oheim, während die bekannte spanische Romanze den Namen des Bischofs nicht nennt, nur der Gegenwart von Layñ Calvo, ohne Zweifel des

Großvaters des Cid, gedenkt, da wohl der Tod des Vaters angenommen ward. — Luyn ist Schreibfehler Herders; im Französischen steht Lain. — Ueber Belforado vgl. VIII, 4. — Cordonna schreibt Herder hier, XLI und LXIII, während es Cardena heißen muß, wie der französische Bearbeiter zweimal hat, hier freilich Cardaña. In Romanze LXX hat Herder das Richtige. Das Kloster San Pedro de Cardena liegt eine Meile von Burgos. — Die spanische Romanze läßt das Collet von Cids Vater (V. 26 ff.) in drei bis vier Schlachten durchgeschwitzt sein. Für die Darstellung des Fortschreitenden, wie sie Lessing an Homer rühmt, hat Herder nur V. 24 gesorgt. — Das Tuch der belgischen Stadt Courtray ist berühmt. — Jazerine (ghiazzerino, jazzarant) ist ein algierisches Panzerhemd. — Für „ausgeplütscht ein Hermelin" steht im Französischen une hongréline tudesque peluchée de soie, im Spanischen un tudesco en felpa todo forrado, also ein kurzer übergeworfener Rock von Seide. — Tizonada nahm Herder aus dem Französischen Tizonade; gewöhnlich heißt dies Schwert Tizona oder Tizon, und so hat auch Herder unten in Romanze LX und LXIII Tizona. Daß der Cid nach Romanze LXI dieses Schwert erst viel später dem Maurenkönig Bucar nahm, hinderte ihn nicht, mit den spanischen Romanzen es den Cid schon viel früher gebrauchen zu lassen. Solche Widersprüche darf sich nach seiner Ansicht der Volksgesang gestatten; denn kaum möchte er selbst den Widerspruch übersehen haben. — In der spanischen Romanze geht der Cid nicht auf den Kirchenplatz, sondern in den Hof hinab, nach ihm Ximena, die dort mit dem Bischofe, dem Könige und dem Hofe seiner warten. Die Medaille des heiligen Michael ist allein ein Dorf werth, die Perlen und Juwelen werden übergangen. Das Erscheinen vor dem Altar ist nicht ausgeführt. Für tief beschämt hat der französische Be-

arbeiter avec un peu de rougeur, die Herder nicht unbekannte Romanze ganz verwirrt (todo turbado). — Die Anrede Cids beginnt im Französischen besser: J'ai tué votre père; je l'ai tué en homme de honneur et par la plus raissonnable raison du monde. Im Spanischen heißt es: „Erschlagen habe ich deinen Vater, Ximena, aber nicht in schlechter Weise that ich es. Ich erschlug ihn Mann gegen Mann, um zu rächen einen Schimpf." Die Worte „Vater, Freund, Verwandte, Diener" fehlen in der spanischen Romanze, die statt der letzten zehn Verse mit der Bemerkung schließt, alle hätten Cids Worte gebilligt, und so sei die Hochzeit begangen worden.

XVI. In der französischen Bearbeitung nach Romanze 16 (20), wird nach den Herrn, les Seigneurs (V. 8), noch die Menge des nachfolgenden Volkes genannt. Von dem Ehrenbogen heißt es: „Man hatte für den prächtigen Bogen in der zum Palast führenden Straße mehr als 600 Francs (im Spanischen mehr als 34 Quart) gegeben". — V. 15—19 hat Herder die französische Darstellung: D'espace en espace, on chantoit des chansons gaillardes au marié, weiter ausgeführt. Bei Alvar Fañez bemerkt diese: Il étoit suivi d'une danse des Laquais, très vive. In der spanischen Romanze macht Pelayo den Stier, hinter dem andere, und dann ein Lakaientanz. Unter Antolin (so nennt ihn schon die spanische Romanze) ist der treue Burgalese Antolinez (vgl. S. 45 f.) gemeint. Bei Martin Pelaëz, Sohn des eben genannten Pedro Pelayo (vgl. Romanze LI), setzt Herder das Volk statt der besser passenden Kinder. — Statt der „Handvoll Maravedis" (so hießen kleine Gold- und Silbermünzen) hat die spanische Romanze sechszehn, und beim französischen Bearbeiter soll es wohl seize statt six heißen. — Die Königin „empfing sie" soll bezeichnen, daß sie zur andern Seite Ximenens ging. — Daß

der Zug „froh und freier“ (hinter den Herrn) „ward“, (so steht richtig in der Adrastea), ist ein nicht glücklicher Zusatz Herders. — Vor der „Königin Angesicht“ sagt er für malgré la présence de la Reine. — Zu le Roi setzt die französische Bearbeitung hinzu qui étoit encore verd. Statt Alvar Fañez nennt die spanische Romanze hier den Suero. — Statt der folgenden Rede des Königs heißt es beim französischen Bearbeiter ganz nach der zu Grunde liegenden Romanze: Ferdinand lui fit donner un beau panache pour son bon mot; et il voulut que Chimène l'embrassât, lorsqu'on fut arrivé au Palais. Herder verwechselte hier offenbar panache (Federstutz) mit panier (Korb). — Im Folgenden heißt es statt: „Aber — weit entfernt“: Mais c'est en vain que le Roi veut égayer la Chimène, et lui faire dire quelque chose de gaillard, und am Schlusse: Elle ne peut jamais rien dire de si charmant, que son modeste silence. Die spanische Romanze schließt mit der Ankunft am Thore, wo die Menge auseinanderging, nur die blieben, die der König zur Tafel lud.

XVII. Zunächst sehen wir den Cid als heldenhaften Verfechter von Spaniens Ehre gegen alle Uebergriffe von Seiten der christlichen Fürsten und des Papstes selbst. In den Cidromanzen steht die der französischen Bearbeitung zu Grunde liegende 27 (35) nach der folgenden; von der vorhergehenden ist sie ziemlich weit getrennt, obgleich die Hochzeit erst vor kurzem erfolgt sein soll. Papst Viktor II. (1055—1057) hatte Heinrich III. († 1056) zum Oberlehnsherrn aller christlichen Könige erhoben. Der französische Bearbeiter sagt im engen Anschluß an die spanische Romanze: La redoutée Chaire du bon Saint-Pierre étoit occupée par le Pape Victor. Henri, l'Empereur, alla se prosterner devant le Pontife, et lui dit. Den Papst nennt Herder bloß Bischof und er läßt den Kaiser der Deutschen sich nicht vor

ihm niederwerfen. Auffällt die Form Pedro. In der spanischen Romanze kommt Rodrigo, ohne etwas von der Sache zu wissen, zum Könige. Die Hinweisung auf die Pflicht der Diener fehlt in dieser. Statt der kurzen Bemerkung: „Denn, o König, — nichts" hat die französische Bearbeitung: „Songez, Sire, que le système de tous ces gens-là, c'est de laisser faire la besogne pour se l'approprier, et que, si vous donnez une part, ils vous contesteront la possessiont oute entière. — Für „durch die Päße von Aspa" setzt Herder einfach „durch die Alpen". — Der französische Bearbeiter hat die Sendung des Königs an den Papst und die Herausforderung des Kaisers übergangen, die 8900 Mann in 10000 verwandelt, und des Königs Theilnahme am Zug weggelassen, auch sonst vielfach gekürzt. Rodrigos Freude über des Königs Dank ist ein treffender Zusatz.

XVIII. Dem Könige weiß Rodrigo sich unterzuordnen. Die unschickliche Bemerkung, daß Fernando der Vater des unseligen Königs Sancho sei, wie die Erwähnung von Cids Töchtern hat der französische Bearbeiter mit Recht gestrichen, daß sie ihn ehrerbietig Cid genannt, V. 23 aus dem Schlusse der spanischen Romanze eingefügt, wie V. 34 die Anerkennung des Namens Cid. Auch die letzten drei Verse gehören dem Bearbeiter an, bei dem es heißt: Le quel admirer du Vasall ou du Roi.

XIX. Daß Rodrigo von neuem gegen die Mauren ausgerückt, ist hier wie in den Cidromanzen übergangen. Der französische Bearbeiter benutzte Romanze 29 (39). Neu sind bei ihm die Beschreibung der Stunde der Geburt V. 5—7, die V. 14 hinzugefügten „mehr als tausend liebevollen Bitten", auch vorher die Beiwörter in der „zarten Klage" und dem „bescheidnen Angesicht". — Statt V. 16—18 heißt es in der spanischen Romanze, ihre Klagen könnten wohl ein Herz von Marmor zähmen

und zum Mitleid treiben. Im Briefe Ximenens an den König könnte man die weibliche Zartheit vermissen, aber die dringende Noth treibt sie, ihres Herzens Klagen vor ihrem väterlich zugeneigten Könige zu ergießen, gegen welchen sie auch sich eines freien Ausdrucks bedienen und, statt in weichliche Klagen sich zu verlieren, ihrer Laune, aus der die Erregung ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Seele durchblickt, sich überlassen darf. Statt des Grußes, den die Romanze bietet, setzt die französische Bearbeitung gleich die Klage. — Auch der starke Ausdruck, daß sie ihr Leben verfluche und dem König viel Böses wünsche, gehört ihm an, der gerade dadurch die Laune noch mehr hervortreten lassen wollte, wogegen in der Romanze Ximena den Wunsch hinzufügt, daß Gott ihm alles gedeihen lassen möge. — Die sechs Monate (V. 36), welche er hinzusetzt, deuten die Zeit von Rodrigos Entfernung an. — Am Schlusse heißt es im Französischen, das hier von der Romanze abweicht: Que la femme du plus honorable de vos Vassaux se délivre durant son absence comme une fille dont l'enfant n'auroit pas de père. Die Bezeichnung der letzten beiden Strophen als Nachschrift gehört Herder, welcher damit auf eine charakteristische Frauensitte hindeutet. Die Erwähnung der ihr zur Seite schlafenden Schwiegermutter (der Schwiegervater wird als todt angenommen. Vgl. S. 108) steht in der spanischen Romanze an ganz anderer Stelle, und erfolgt in einer viel derbern, verletzenden Weise. Der Schmerz wegen der langen Abwesenheit des Sohnes und das Brennen der Augen Ximenens von vielem Weinen ließ die französische Bearbeitung weg.

XX. Nach Romanze 30 (40). Den Brief hat der französische Bearbeiter am Anfange mit Recht gekürzt. — V. 4 f. Das von vier Punkten eingefaßte Kreuz steht zu feierlicher Bestätigung nach gangbarer Sitte über dem Namenszuge, dem Monogramm. Im

Französischen: Il fit une croix avec quatre points et une paraphe. — V. 17 f. Des Cid Schuld ist es, daß er die Heidenkriege noch nicht zu Ende gebracht, womit es freilich dem König nicht ernst gemeint ist. Im Französischen lesen wir: Mais si je ne le retiens que pour me battre ces payens de Maures qui insultent mes frontières, ce n'est pas vous faire un si grand tort. — Gleich darauf heißt es: Car il seroit à vos côtés, qu'il en repartiroit en entendant mes tambours. — Ein paar Scherze sind ausgelassen, das Anerbieten des Königs etwas weiter zurückgesetzt. — In der spanischen Romanze will der König den Brief in seinem Archiv aufbewahren, wogegen im Französischen eine Erwiederung auf die bezügliche Aeußerung Ximenens eingefügt und der Schluß zugefügt ist, den Herder wieder als Nachschrift bestimmt hat. Der König wird nicht in Burgos, sondern in der Nähe des Schlachtfeldes gedacht. Die Romanze, worin Fernando Ximenen nach der Geburt einer Tochter zur Kirche geleitet, 31 (41), ist nicht benutzt.

XXI. V. 1—7 gehören dem französischen Bearbeiter an. — Das Lüftchen hat die Blase erzeugt. — „Spaniens Monarch und Kaiser" ist Herders Zusatz. Fernando hatte den Titel Kaiser angenommen, den er schon in einer Urkunde vom Jahre 1056 führt, während er auf seiner Grabschrift König von ganz Spanien heißt. — Daß er nur der Ewigkeit gedacht habe, seine Reiche und Güter bereits ausgetheilt, so wie der glückliche Uebergang gehören dem Franzosen, der die Rede der Infantin bedeutend gemildert hat, ohne die in ihr hervortretende Herrschsucht und „stolze Kühnheit" zu verwischen, welche einen Hauptzug ihres Charakters bildet, der in entschiedensten Gegensatz zu Ximenen tritt. — Daß die bestimmte Andeutung der Gegenwart ihrer Brüder bei Herder weggefallen, möchte kaum zu billigen sein. Im

Französischen heißt es doch wenigstens V. 30 nach der spanischen Romanze, 32 (42): Entre mes frères Alfonse, Sanche et Garcie, qui m'entendent.

XXII. Der in der französischen Bearbeitung vorantretende Gedanke, daß die kecke Rede eines Weibes auch Könige verstummen mache (Une femme libre suffit pour faire perdre la parole jusqu'à des Rois), folgt in der spanischen Romanze 33 (45) nach, die auch gleich des Wunsches des Königs gedenkt, der Tochter zu willfahren. — Der Vorwurf V. 29—32, das vielleicht V. 40, auch V. 59—69, welche lieber ihrem Kopfe als ihrem Herzen die Schuld geben möchten, und besonders die Vererbung von Toro an die jüngste Tochter Elvira, die nicht zugegen ist, gehören gleichfalls dem Franzosen an, der anderes in Fernandos Rede ausgelassen, verändert oder ausgeführt hat. Auch die auf das Amen folgenden beiden Verse und die Anführung der andern Brüder im Gegensatz zu dem habgierigen Sancho sind treffende Zusätze.

XXIII. Bei dieser leidenschaftlich den Schmerz Ximenens über Rodrigos neue Entfernung aussprechenden Darstellung liegt Romanze 24 (27) zu Grunde. Anfang (V. 1—15) und Schluß (die fünf letzten Verse) finden sich in diesen nicht und dürften Eigenthum des französischen Bearbeiters sein.*) — Hatte Rodrigo bisher gegen die Mauren gekämpft, so muß er jetzt seinem Lehnsherrn in den ungerechten Krieg gegen dessen Geschwister folgen. In dem spanischen Gedicht bemerkt Ximena nach einigen vorhergehenden Aeußerungen, sie könne nicht begreifen, was ihn von ihr treibe, „er müßte denn wollen, daß sie sterbe, da seine lange Ent-

*) Er beginnt: Il faisoit sonner l'alarme contre ses frères. Le Cid marchoit à la tête de son armée. Tout bon Gentilhomme marche à l'honneur, et n'examine point la justice des querelles de son Roi.

fernung Geduld und Leben ihr raube. In der französischen Bearbeitung lauteten die dreimal mit geringen Veränderungen wiederholten Worte: Ah, Rodrigue vous avez résolu de me faire perdre la patience ou la vie! Wahrscheinlich soll es auch das erstemal bei Herder meiden statt missen heißen, so daß hier ein dreifacher Reim wäre. — In der auf diese lyrischen Verse folgenden Klage tritt zunächst, wie gleich am Anfang der spanischen Romanze, der Schmerz darüber hervor, daß er ihre treue Liebe durch eine so lange Entfernung verletzen könne, und nachdem dieser lyrische Erguß sich wiederholt hat, kommt die in jener unmittelbar sich anschließende Betrachtung, wie sehr Abwesenheit auch die tiefern Wurzeln der Beständigkeit lockert, worauf dann die Versicherung folgt, daß sie damit nicht drohen wolle, da sie ja keiner Beleidigung des Geliebten fähig sei; nur aus kindischer Eifersucht könnte sie den kindischen, weil aus Zweifel an Rodrigos Treue hervorgehenden Entschluß fassen, sich den Tod zu geben.*) Dann aber, nach einer entschiedenern Fassung des lyrischen Ergusses, ergeht sich Ximene in bitterm Tadel der Unbeständigkeit der Männer und wendet sich zuletzt zu Rodrigo zurück mit der Erinnerung an seine Schwüre, denen er jetzt ganz untreu werde. — Die Hauptgedanken entnahm der französische Bearbeiter der spanischen Romanze, auch die äußere Form insofern, als jene in drei gleiche Theile zerfällt, die alle drei mit den in je zwei Versen wiederkehrenden Worten schließen: „Da du mit deiner langen Abwesenheit Ximenen Leben oder Geduld nimmst.“ Hier geht der von

---

*) Im Französischen steht hier: Ce n'est pas pour vous menacer, Rodrigue: non, votre Chimène ne peut pas plus vous offenser d'effet que de paroles; et si vous la rendez jalouse, elle n'est capable que d'en crever, comme l'enfant de sa colère.

Herder lyrisch behandelte Refrain immer voraus. In Ximenens leidenschaftlicher Klage spricht sich die glühende Liebe und die Zartheit ihrer unerschütterlich an Rodrigo hängenden, auf ihn vertrauenden Seele aus, die nur der sie zerreißende Schmerz über des Geliebten Entfernung zu solchen ihrem Herzen fremden Vorwürfen hinreißen kann.

XXIV. Rodrigo erweist sich dem Befehle seines Königs treu, aber mit widerstrebendem Herzen, nicht ohne sein Unrecht diesem vorzuhalten. Den Anfang konnte der französische Bearbeiter zum Theil aus der zu Grunde liegenden Romanze 36 (46) beibehalten. Er lautet bei ihm fast ganz nach der spanischen Romanze: Don Sanche régnoit en Castille, et Don Garcie en Galice; il y avoit longtemps que les deux nobles frères se guerroyoient sur leurs partages (Erbtheil, was Herder mißverstanden zu haben scheint): ils se recôntrèrent dans une bataille épouvantable, où perirent des milliers de braves de part et d'autre. — Die Aeußerung über Sancho (V. 9—14) setzte der Bearbeiter hinzu, ließ dagegen den Versuch Sanchos weg, die ihn bewachenden sechs Ritter zu bestechen. — Auch hier, wie Romanze 16, wird Alvar Fañez als erster Freund des Cid (V. 15 f.) bezeichnet. — Die Ritter des García heißen Asturier, da doch Asturien zu Alfonsos Reich gehörte; hart bezieht sich auf die rauhe Stärke des Gebirgsvolkes. Als robuste Bauern werden in spätern Cidromanzen Asturier aus Oviedo genannt. — Die Beschreibung, wie Alvar Fañez zwei der Ritter niedergeworfen, vier in die Flucht geschlagen, sowie Sanchos zum Kampf anfeuernde Rede ist ausgefallen, aus vierhundert Rittern sind sechshundert geworden und ein höchst lebendiger Uebergang zum Cid gewonnen. — Die ernste Mahnung Cids, daß der von Sancho begonnene Krieg ein ungerechter und unrühmlicher sei, so daß er nur mit Widerwillen

seine Vasallenpflicht thue, ist eine treffende Zuthat des französischen Bearbeiters, der auch ganz in demselben Sinne die fünf Schlußverse hinzudichtete, während in der spanischen Romanze der Cid außerordentlich fröhlich dem Sancho den Garcia bringt. — Auch die höchst lebendige Schilderung des Beginns der Schlacht ist diesem eigen; unmittelbar vorher hat er vier auf Garcias Freude über die Gefangenschaft Sanchos bezügliche Verse gestrichen.

XXV. Treffend wird der Uebergang zum Kriege Alfonsos gegen Sancho gemacht. Die vier ersten Verse sind nach dem Schlusse von Romanze 36 (46) gebildet, das übrige ist Eigenthum des französischen Bearbeiters, nur daß die Gefangennehmung der beiden Brüder, Sanchos Befreiung durch den Cid, und was weiter von Alfonso berichtet wird, aus der Geschichte und Romanze 37 (38. 47) stammen, aus denen aber kein einzelner Zug aufgenommen ist. Die in der Romanze gegebene Beschreibung vom heldenmüthigen Kampfe des Cid ist absichtlich übergangen. Dieser sollte hier nur als der entschiedenste Freund des Rechtes, der Rächer der Beleidigung seiner Ehre und der stets bereite Retter seines Königs erscheinen. — Der Cid wird von Alfonso ein niederträchtiger Räuber gescholten, weil dieser ihn als Urheber aller Gewaltthaten betrachtet, zunächst mit Beziehung auf Garcías Aufhebung, was Donna Urraca am Schlusse ironisch eine Ehre nennt, da sie dem Cid aus Eifersucht bitter zürnt. — V. 24—28 lauten im Französischen: Les méchans seroient honnêtes, si les bons ne les servoient pas; et, par un retour de maxime, c'est le bon qui dévient mechant quand il consacre, par ses succès, des entreprises illégitimes. — Zu V. 40 ff. ist zu bemerken, daß das Königreich Leon Löwen, Castilien Castelle im Wappen führte. Mit „Fangen oder hangen" (gefangen und aufgehängt werden) übersetzt Herder das passendere Französische: Ou me prendre ou le

rendre. Cid bezieht sich auf Alfonsos Bezeichnung als Räuber. Die Gegner nehmen hier den Ausdruck wörtlich. Im Französischen fehlt jener Doppelsinn. — Der Schluß lautet im Französischen: On emmena le malheureux Alfonse prisonnier: mais le Cid, pour le remercier de l'honneur qu'il lui avoit fait, le délivra secrètement dans la suite, et le Roi de Léon s'enfuit chez les Maures. Herder läßt Don Urraca ihn befreien. Die Flucht Alfonsos zu Ali Maymon in Toledo ist geschichtlich, auch in der spanischen Romanze 38 erwähnt.

XXVI. Sancho wendet sich nun gegen Urraca, welche Alfonso in Freiheit gesetzt hat. Romanze 39 (40. 55) ist hier vom französischen Bearbeiter umgestaltet. König Sancho ist nicht, wie dort, schon vor Zamora angekommen, sondern befindet sich auf dem Zuge. — V. 5 f. ist eine lebhafte Frage des Dichters an den Cid, wie er den Zug gegen die Stadt der Infantin mitmachen könne. — Die Rede Sanchos an den Cid ist mehrfach verkürzt, einzelnes, wie ein paar bezeichnende Bilder, eingefügt. — V. 17 ist unverständlich. Im Französischen heißt es: Le Douero lui fait une ceinture. — Die letzten elf Verse gehören ganz der französischen Bearbeitung an. Dieser neue Zug seines Königs macht den Cid bedenklich, eine Ahnung befällt ihn und auch sein Roß, ohne daß ihm klar wird, worauf sie deute. Sancho, der hier seinen Tod finden soll, ist wohlgemuth. Das Roß Babieca wird hier nach Romanze VIII ohne nähere Einführung genannt, seine Bekanntschaft vorausgesetzt. Vor dem Kloster San Pedro de Cardeña soll es begraben liegen. Vgl. S. 100.

XXVII. Diese Romanze, für welche noch kein spanisches Vorbild nachgewiesen worden, schildert treffend Urracas eifersüchtigen, alles überdauernden Schmerz, sich Ximenen vom Cid vorgezogen zu sehn, ehe der Cid vor den Thoren erscheint. Eine so

leidenschaftliche, auf königliche Hoheit haltende Natur muß den Schmerz über das dem Vater in der letzten Stunde bereitete Leid und über das Unglück ihrer beiden Geschwister auf das nachhaltigste empfinden. Die Reimverse, mit welcher die Rede Donna Urracas schließt, sind im Französischen breiter gehalten. Sie lauten dort also:

> Non, rien ne vaut le bonheur d'être aimée.
> Qu'est ce q'un Trône avec la renommée?
> Et les trésors, qu'ont-ils de si charmant?
>   Une Reine, c'est, sur la terre,
>   La plus pauvre Bergère,
>   Qu'adore son Amant.

XXVIII. Den größten Theil nahm der französische Bearbeiter aus Romanze 40 (41. 52). — Die Einleitung V. 1—16 hat mehrfache Aenderungen erlitten, besonders weil jene weiter zurückgreift. Die fünfzehn ihn geleitenden Ritter, von denen oben keine Andeutung, sind aus dem Schluß von Romanze 39 (40. 55), wo er mit diesen wirklich in Zamora einreitet. — Die Rede der Infantin ist im Spanischen in Strophen von zehn Versen gedichtet, von denen die erste beginnt, die zweite schließt mit den Versen: „Bleibe draußen, Rodrigo, stolzer Kastilianer bleibe!“ wodurch der Franzose zu seinem fünfmaligen Refrain veranlaßt ward. Die Infantin wirft ihm vor, daß er seine Ehre aufgegeben, und weist ihn zurück. Er sei ihr Feind, da er sie ins Unglück gebracht und dem Unrecht seine Hülfe geliehen. Wenn sie ihm weiter vorwirft, daß er seinen Schwur, sie zu schirmen, gebrochen, so ist hier wohl an einen Eid zu denken, den er der Infantin noch vor seiner Vermählung geleistet, als sein Verhältniß zu Ximenen schon entschieden war. Sie wirft ihm dann Undankbarkeit vor, daß er dessen nicht mehr gedenke, was er seinen Eltern

schulde. In der Kirche zu Coimbra hatte er nicht bemerkt, wie sehr die Infantin ihn liebe, was jedes Mädchen entdecken konnte*); so versunken war er in sein Glück, wie er jetzt von seiner Vergangenheit nichts mehr wissen will. Aber auch jetzt kann sie ihm nichts Böses wünschen, da sie in den jungen Ritter, dem sie zu Coimbra die goldenen Sporen anschnallte, noch immer verliebt ist.**) Aus Romanze 41 (42. 56) sind die daran sich schließenden Vorwürfe über all das Unrecht geflossen, das Sancho seit dem Tode Fernandos unter seinem Beistande begangen. — Der Cid fühlt, daß er dem liebenden Weibe viel Herzeleid verursacht und er nichts gegen sie unternehmen dürfe, ja er wagt nicht ihr Rede zu stehn, sondern folgt beschämt ihrer Zurückweisung. Beim Schlusse schwebt das Ende von Romanze 44 (45. 54) vor, wo er aber nicht stumm zurückreitet, sondern die Seinigen zurückruft, indem er bemerkt, von jenem stumpfen Thurme habe ihn ein Pfeil getroffen, der auch ohne Eisenspitze ihm blutig im Herzen widerhalle. Der Cid hat bisher dem König, wie sehr er auch sein Unrecht erkannte und strafte, überall schuldige Folge geleistet, hier aber fühlt er sich durch Herz und Schwur gehindert; das Unglück Urracas empfindet er bitter und sein Schwur bindet ihn.

XXIX. Auf die Botschaft, daß die Infantin den Cid zurückgewiesen, verbannt der König diesen, weil er sich von ihm ver-

---

*) Im Französischen: Ce qu'il n'a point considéré, une femme le considère. In der spanischen Romanze: „Was du nicht bedacht hast, bedenken die Frauen". Den ganzen Abschnitt V. 36—46 hat Herder vor den folgenden gestellt.

**) V. 55—57 lauten im Französischen: S'il a blessé mon ame par son orgueil, il a blessé mon coeur . . ., je ne sais par quoi. Si c'est de lui que me viennent tous mes chagrins, c'est de lui que me vient ma clémence.

rathen wähnt. Der französische Bearbeiter hat hierzu den Schluß von Romanze 41 (42. 56) frei benutzt, worin der Cid wirklich nach Zamora kommt und die Antwort der Infantin erhält. Der Anfang ist von ihm weiter ausgeführt, V. 7—10, 15 f. und der Schluß von Cids Rede (von „Auch aus denen" an) sind neu. In der Romanze wird der Erziehung des Cid in Zamora durch König Fernando gedacht (an deren Stelle sind V. 19—22 getreten); Sancho droht ihn hängen zu lassen und gibt ihm neun Tage Zeit, Castilien und sein ganzes Königreich zu räumen. — Unter den V. 15 genannten Weisheitsregeln sind die Mahnungen des Cid verstanden, daß der König das Recht nicht verletzen dürfe. — Erwiedert auch der Cid auf Sanchos ungerechten Verdacht kein Wort, so muß er diesen doch in einer bittern Frage an das, was er ihm verdanke, erinnern. Des Königs anerkennende Antwort entlockt ihm ein Lächeln. Er scheidet im Gefühl seiner Unschuld und seines Werthes.

XXX. Bald soll Sancho den Verlust des Cid fühlen. Der Franzose benutzte Romanze 45 (46. 60). Die beiden lebhaft einführenden ersten Verse gehören ihm an*), V. 3—14 sind mehrfach geändert**), die treffend vortretende Bezeichnung der Namen und der Tapferkeit der beiden Ritter (V. 15—21) ist neu.***) — In

---

*) Im Französischen: Quel est ce bruit éclatant d'armures qui se fait entendre? Galoppe! galoppe!

**) In der spanischen Romanze haben sie grüne Waffenröcke, hellbraune Pferde, reiche Schwerter, Schilde vor der Brust, dicke Lanzen, Silber an den Zügeln und Sporen nach Mammeluckenart; flinker als Doggen fliegen sie den Hügel hinan. Herder hat hier das im Französischen stehende levries (Windhunde) mit lièvres (Hasen) verwechselt.

***) Gonsalo schreibt Herder immer nach dem Französischen statt Gonzalo. — „Zwei Gegner sind ihm", er achtet sie so wenig.

und zum Mitleid treiben. Im Briefe Ximenens an den König könnte man die weibliche Zartheit vermissen, aber die dringende Noth treibt sie, ihres Herzens Klagen vor ihrem väterlich zugeneigten Könige zu ergießen, gegen welchen sie auch sich eines freien Ausdrucks bedienen und, statt in weichliche Klagen sich zu verlieren, ihrer Laune, aus der die Erregung ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Seele durchblickt, sich überlassen darf. Statt des Grußes, den die Romanze bietet, setzt die französische Bearbeitung gleich die Klage. — Auch der starke Ausdruck, daß sie ihr Leben verfluche und dem König viel Böses wünsche, gehört ihm an, der gerade dadurch die Laune noch mehr hervortreten lassen wollte, wogegen in der Romanze Ximena den Wunsch hinzufügt, daß Gott ihm alles gedeihen lassen möge. — Die sechs Monate (V. 36), welche er hinzusetzt, deuten die Zeit von Rodrigos Entfernung an. — Am Schlusse heißt es im Französischen, das hier von der Romanze abweicht: Que la femme du plus honorable de vos Vassaux se délivre durant son absence comme une fille dont l'enfant n'auroit pas de père. Die Bezeichnung der letzten beiden Strophen als Nachschrift gehört Herder, welcher damit auf eine charakteristische Frauensitte hindeutet. Die Erwähnung der ihr zur Seite schlafenden Schwiegermutter (der Schwiegervater wird als todt angenommen. Vgl. S. 108) steht in der spanischen Romanze an ganz anderer Stelle, und erfolgt in einer viel derbern, verletzenden Weise. Der Schmerz wegen der langen Abwesenheit des Sohnes und das Brennen der Augen Ximenens von vielem Weinen ließ die französische Bearbeitung weg.

XX. Nach Romanze 30 (40). Den Brief hat der französische Bearbeiter am Anfange mit Recht gekürzt. — V. 4 f. Das von vier Punkten eingefaßte Kreuz steht zu feierlicher Bestätigung nach gangbarer Sitte über dem Namenszuge, dem Monogramm. Im

Statt V. 64—67 heißt es im Spanischen „lebendig Feuer schleudernd“ habe er zu reden begonnen; statt „euren Abstamm“ bemerkt Diego, er setze alle Verräther auf gleiche Stufe. — V. 83 steht im Spanischen: „Oder mit fünfen will ich streiten, einer nach dem andern, wie es in Spanien bräuchlich ist.“ — Die letzten acht Verse der Herausforderung Diegos hat der französische Bearbeiter, vielleicht aus einer andern spanischen Romanze, hinzugefügt, ebenso den Uebergang V. 101 ff. und die ehrenvolle Bezeichnung der Zamoraner V. 105, wo im Spanischen steht, „wohlachtbare Männer, niedere und hohe“. — V. 92—94 heißen im Französischen: L'honoré Vieillard Gonsalo ne lui répondit qu'avec douceur du haut du rempart, V. 109—104: Je suis vieux et j'aime mieux aller mourir sur une Terre étrangère et me cacher le reste de mes jours, que d'être vaincu en champ clos pour une cause de trahison et de lacheté. Herders Ueberwinder sein scheint weniger treffend.

XXXIV. In der zu Grunde liegenden Romanze 53 (54. 78) ist die Infantin nur betrübt, weil man den Tod des Bruders der Stadt zuschreibt, während der französische Bearbeiter ihr auch schwesterliches Gefühl zuschreibt. — Den allgemeinen Gedanken V. 8—11 läßt dieser selbständig hervortreten und statt der Vertheidigung des Diego von Seiten eines Verwandten bricht der Cid selbst in einen lebhaften Ausruf aus. In der Romanze kniet er vor der Infantin nieder. — Des Arias erste Rede ist etwas verkürzt, besonders die auffallende Bezeichnung weggeblieben, daß seine Söhne vom Geschlechte Lain Calvos stammen, die zweite trefflich umgestaltet; die sechs Schlußverse sind Zusatz des Franzosen.

XXXV. Völlig umgestaltet nach dem Anfang von Romanze 56 (57. 95) vom französischen Bearbeiter, dem die ganze Erwähnung des Cid, und was damit zusammenhängt, angehört. Bei ihm

ist die Romanze von der vorigen nicht getrennt. Am Anfange wünschte man die Szene etwas näher bestimmt; in der spanischen Romanze reiten die Söhne mit ihrem Vater bereits zum Thor hinaus. Hier sollte die Infantin ihre noch immer nicht erloschene Liebe zum Cid verrathen. — Diego wundert sich, wie sie zum zweitenmal auf den Cid kommt, (er wiederholt verwundert ihre Worte „daß der Cid"), da von diesem hier nicht die Rede sei, worauf sie denn dessen Erwähnung fallen läßt. — Im folgenden stimmt fast nur V. 24—26 mit der Romanze, in welcher die Ritter sich mit der Infantin zu der Bitte verbinden, Arias möge vom Kampfe ablassen, dieser aber dann schweigend davon absteht, und seine Söhne nach einander gegen Diego sendet.

XXXVI. Höchst glücklich hat der französische Bearbeiter hier Romanze 56 (57. 95), deren Anfang er eben benutzte, zu einem tragischen Bilde gestaltet, wobei der ihm eigene Refrain „Schweigt, unglückliche Drommeten!" von ergreifendster, lebhaft vergegenwärtigender Wirkung ist. Die Romanzen 57—59 (86. 89. 90), in welchen Diego mit Arias, der seine Söhne verloren, Freundschaft schließt und letzterer als ein toller, prahlerischer Alter sich zeigt, sind unbenutzt geblieben. — Wir werden gleich auf den Kampfplatz geführt, wo wir die zum Kampfe mahnenden Drommeten hören. — Je weniger hier sonst mythologische Vergleichungen gebraucht werden, um so bedeutsamer wirkt hier die Hindeutung auf die Herkulesstärke Diegos.*) — V. 10—34 sind vielfach gekürzt und dadurch gehoben. — Statt des Degens erhebt Diego im Spanischen den Stab (vara), womit er winkt. — Auffallend ist, daß in der Romanze hier nur von drei Söhnen des Arias die Rede ist, wäh-

*) Im Französischen: Don Diègue le parcourut à pas de son cheval avec la fierté d'un Hercule.

fernung Geduld und Leben ihr raube. In der französischen Bearbeitung lauteten die dreimal mit geringen Veränderungen wiederholten Worte: Ah, Rodrigue vous avez résolu de me faire perdre la patience ou la vie! Wahrscheinlich soll es auch das erstemal bei Herder meiden statt missen heißen, so daß hier ein dreifacher Reim wäre. — In der auf diese lyrischen Verse folgenden Klage tritt zunächst, wie gleich am Anfang der spanischen Romanze, der Schmerz darüber hervor, daß er ihre treue Liebe durch eine so lange Entfernung verletzen könne, und nachdem dieser lyrische Erguß sich wiederholt hat, kommt die in jener unmittelbar sich anschließende Betrachtung, wie sehr Abwesenheit auch die tiefern Wurzeln der Beständigkeit lockert, worauf dann die Versicherung folgt, daß sie damit nicht drohen wolle, da sie ja keiner Beleidigung des Geliebten fähig sei; nur aus kindischer Eifersucht könnte sie den kindischen, weil aus Zweifel an Rodrigos Treue hervorgehenden Entschluß fassen, sich den Tod zu geben.*) Dann aber, nach einer entschiedenern Fassung des lyrischen Ergusses, ergeht sich Ximene in bitterm Tadel der Unbeständigkeit der Männer und wendet sich zuletzt zu Rodrigo zurück mit der Erinnerung an seine Schwüre, denen er jetzt ganz untreu werde. — Die Hauptgedanken entnahm der französische Bearbeiter der spanischen Romanze, auch die äußere Form insofern, als jene in drei gleiche Theile zerfällt, die alle drei mit den in je zwei Versen wiederkehrenden Worten schließen: „Da du mit deiner langen Abwesenheit Ximenen Leben oder Geduld nimmst.“ Hier geht der von

*) Im Französischen steht hier: Ce n'est pas pour vous menacer. Rodrigue: non, votre Chimène ne peut pas plus vous offenser d'effet que de paroles; et si vous la rendez jalouse, elle n'est capable que d'en crever, comme l'enfant de sa colère.

XXXVII. Nur wenige Züge hat der französische Bearbeiter aus Romanze 60 (61. 96) und 61 (62. 97) genommen, das Ganze sehr vereinfacht und zusammengezogen. Er läßt die Infantin die Botschaft auftragen, während sie in der zweiten Romanze berichtet wird, als Alfonso sie erhält, und sie ist viel bewegter; auch tritt die Liebe der Infantin zum Bruder, den sie aus der Gefangenschaft errettet hat (XXV), schön hervor. Die Asturier fügte er hinzu. Vgl. XXIV. — Die Reichsversammlung zu Burgos (V. 29 f.) ist ein Zusatz Herders. — In der zweiten Romanze meldet schon Urraca von der von Cid gestellten Forderung, in der ersten dagegen erklärt dieser, als er in Zamora zu Urraca und Alfonso tritt, den Handkuß nur zu leisten, wenn Alfonso sich durch den Schwur vom Verdacht reinige. Auch der Schluß gehört dem französischen Bearbeiter, doch ist dabei eine Aeußerung benutzt, welche Alfonso in den Romanzen unmittelbar nach dem Schwure thut.*) — Alfonso verräth schon jetzt, wie sehr ihn die Forderung des Cid kränke, dieser aber fürchtet sich nicht vor der drohenden Ungnade, da er nur seiner Pflicht und Ehre folgt, ohne der Ehre des neuen Königs Abbruch zu thun.

XXXVIII. Der französische Bearbeiter hat die Romanzen 62 (61. 99), 64 (63. 100) und 65 (64. 101) benutzt. — Armbrust muß es statt Leimruth heißen. Herder verwechselte arbalète mit arbret.**) Armbrust und Eisenriegel sollen auf Tod und Gefängniß deuten. Das Schwören auf Waffen war im Mittelalter

---

*) Gadea ist eine spanische Form des Namens der heiligen Agatha. Die Kirche wird in den spanischen Romanzen bald santa Gadea, bald santa Agueda genannt. Der französische Bearbeiter hat Sainte-Gadée.

**) In Romanze 69 (70. 107) sagt Alfonso, er habe auf die vergoldete Armbrust geschworen, während ihm der Cid den Pfeil auf das Herz gehalten.

sehr gebräuchlich. — Den herben, weitläufigen Eidschwur*) hat der französische Bearbeiter sehr gemildert und gekürzt, hinzugesetzt das Selbstverschlucken des Herzens; er läßt aber den König selbst die Worte sprechen, während in den Romanzen der Cid sie vorspricht, indem er jenen anredet, und ihm die Wiederholung des Schwurs abverlangt.**) — Der zwölf Edeln, die dasselbe beschwören sollen, wird nicht gedacht. — Nach den Romanzen redet Alfonso gleich nach dem Eidschwur den Cid ungnädig an und verbannt ihn, während hier die Verbannung nicht unmittelbar darauf erfolgt.

XXXIX. Der französische Bearbeiter gab dem König die Rede, welche dieser nach der Romanze 65 (66. 101) unmittelbar vor dem Schwure spricht, aber verändert und knapper gefaßt. — Treffend deuten V. 21 ff. an, wie der König seinen Zorn durch die Erinnerung an die Dienste, welche der Cid seinem Vater Fernando geleistet, besänftigen will, ihn dann aber der Gedanke an die schreckliche, für ihn entehrende Fassung des Eidschwurs zu seinem übereilten Entschluß hinreißt.***) — Der Schluß ist aus dem Ende von Romanze 64 (65. 100) genommen, wo aber statt der Worte „da vom Hofe — gebeut" steht: „weil es das erste ist, was Du in deiner Regierung befiehlst". — „Mit Wolfsrachen auf den Schilden" beruht auf falscher Uebersetzung des französischen avec leurs écus orlé de gueule (lies gueules), „mit ihren rothgerandeten Schilden", Spanisch con borlas di colorado. — Wenn der Bearbeiter den Cid die Hand des Königs nicht küssen und ihn die aufgelegte Verbannung sich selbst verlängern läßt, so folgt dieser hierin der leidenschaftlichen Eingebung des Augenblicks.

---

*) „Wie Don Sancho von Bellido", ist Herders Zusatz.

**) „Sprechet Amen!" setzte Herder für Répétez.

***) Nach: Jamais Gentilhomme ne porta la main sur le Roi, steht noch: qu'en cessant de l'être.

XL. Daß die Liebe zum Cid noch immer nicht aus der Infantin Brust geschwunden, zeigt diese unendlich reizende Romanze, von welcher bisher noch keine spanische Quelle nachgewiesen worden ist. Sie weist darauf hin, daß auf Veranlassung der Infantin Alfonso den Cid zurückberufen. Jede derartige Andeutung fehlt den Romanzen, welche gleich nach der Verbannung des Cid diesen mit Aufträgen Alfonsos an den Maurenkönig Almucanis reiten lassen. Wahrscheinlich war die Verbannung gleich nach Alfonsos Regierungsantritt eine spätere Zudichtung. Die beiden rasch aufeinander folgenden Verbannungen sind etwas störend. Urraca erscheint in unserer Romanze zum letztenmal.

XLI. Nach Romanze 68 (69. 106) mit manchen Veränderungen vom französischen Bearbeiter gedichtet. — V. 4 heißt es im Spanischen „mit dem Cid an einem Feste"; die Bezeichnung des Sonntags gehört dem französischen Bearbeiter. — Für des Gothenkönigs hat dieser ce Rodrigue, die spanische Romanze Rodrigo. Daß unter dem Namen hier dieser Gothenkönig zu verstehn sei, ergibt sich aus der spanischen Romanze 95 (96. 138). Herder setzte der Gothenkönig, weil Rodrigo sonst immer den Cid bezeichnet. Jener 714 bei Xeres de la Frontera gefallene König war in Florinda, die Tochter des an seinem Hofe lebenden Grafen Julian in Liebe entbrannt. Julian rief, um die Entehrung seiner Tochter zu rächen, die Araber aus Afrika herüber, welche Rodrigo stürzten. Spätere Romanzen besangen die so traurig endende Liebe dieses Gothenkönigs. — V. 5—9 würde man gern entbehren, und dafür lieber das von der Romanze als nächstes Ziel der Eroberung genannte Cuenca erwähnt sehn. — Die erste Rede des Cid hat in der französischen Bearbeitung durch den am Anfang zugesetzten allgemeinen Satz (V. 13—16), Verkürzung und die Weglassung der Erinnerung an das Gerede wegen Sanchos Ermordung be-

deutend gewonnen. — In Bermudos Worten sind hier „daß ihr jetzt so friedlich denkt“ und „mehr zu lernen“ Zusätze, die „Lehren“ an Stelle des „Wunsches“ getreten und „Spanien“ für den „König“ gesetzt. — Die längere Erwiederung des Cid ist in ein Schlagwort verwandelt („Weissagt auch etwa die Kapuze“, heißt es unter andern in der spanischen Romanze), der Einspruch des Königs neu und des Cid Antwort aus dessen Rede gegen Bermudo genommen.*) — In der Rede Bermudos setzte Herder „hab' ich Söhne, die“ für j'ai engendré qui (ich habe einen gezeugt, der). — In der weitern harten Rede des Königs ist der Fluch und die Erwähnung des Schwurs auf die Armbrust mit Recht gestrichen. — „Ihr duldet Fehler“ ist etwas auffallend statt des spanischen „Ihr treibt Sachen“ (cosas tenedes). — Der wunderliche Schluß der spanischen Romanze, wo der König dem mit seiner Dame vorbeigehenden Grafen von Oñate das Geleit gibt, ist völlig umgeändert, die Stelle von den Oelflecken und die Mahnung, auf die Kanzel zu gehn und für den Sieg zu beten, aus den vorhergehenden Erwiederungen des Cid an Bermudo genommen. Die in der französischen Bearbeitung stehenden Schlußworte bereiten trefflich auf die zweite Verbannung vor, an welcher den Einflüsterungen des Abtes ein großer Theil der Schuld zugeschrieben wird.

XLII. Nach der französischen Bearbeitung von Romanze 69 (70. 107). — Des Königs Verbannung scheint zunächst durch ein freies Wort veranlaßt, das sich der Cid bald darauf erlaubt hat; Alfonso sucht allerlei leere Beschwerden mühsam hervor, um dem Helden etwas anzuhaben. — W i s s e t ist entweder Mißverständniß des französischen entendez oder Druckfehler für W ü n s c h e t. —

*) T i z o n a d a, wie Romanze XV.

V. 4—8 heißen im Französischen: vous pouvez attendre. Ce ne sera point avec mes bras que vous irez au Firmament. Vous faites peur quand vous êtes droit; demeurez à genoux: c'est la posture qui. — V. 11 ff. heißt es in der spanischen Romanze, „seines Hochmuths arges Uebermaß" (mal guisados escesos) habe sich enthüllt. — Die „hassenswerthe Ursache seines so gestiegenen Ruhmes" ist seine Habsucht. — V. 21—24 sagt der König dort: „Obgleich ich Euch frage, verstehe ich Euch gut und erkenne gut genug Euer Verhalten und Euren schmeichlerischen Schein." Er beruft sich auf des Cid bekanntes Schweigen, wenn man ihn zur Rede stelle. — V. 28 ff. heißt es: „Zu Alcala habt Ihr meinem Waffenstillstand, Frieden und Vertrag entgegengehandelt, als beherrschtet ihr meinen Willen durch den Eurigen", womit wohl darauf hingedeutet wird, daß der Cid einen für Alfonso günstigen Frieden mit Ali-Maymon abschloß. Nach Romanze 73 (74. 115) verbannt der König den Cid, weil er in das Land des Königs Ali-Maymon zu Toledo eingefallen. Toledo ging erst 1085 an Alfonso über. — V. 32—39 sind ein Zusatz der französischen Bearbeitung. — V. 40—48 steht in der Romanze: „An der Maurengrenze, sagt Ihr, sind sie Euch so ergeben, daß sie Euch wie einen Gott verehren. Ja großes Vermögen habt Ihr von ihnen." — V. 49 ff. stehen in Widerspruch mit Romanze XXXVII, während der Dichter der spanischen Romanze sie in Uebereinstimmung mit einer von dem französischen Bearbeiter übergangenen dichtete. Im Französischen heißt es: Vous m'avez bravé dans Sainte-Gadée, où je fis serment sur la serrure du Livre sacré, l'arbalète sur le coeur. Vgl. Romanze XXXVIII. Die spanische Romanze hat „über den vier Evangelien und auf die vergoldete Armbrust, haltend den Pfeil auf die Brust". — In der weitern Rede des Königs ist der Vor-

wurf der Furcht in den des Eigenwillens verwandelt und die zweimalige Aeußerung, nur der Cid habe Verdacht gegen ihn geschöpft, hinzugefügt. — V. 61 f. lauten im Französischen: Le Cid ne le fit point, parce qu'il ne fait que ce qu'il ose. In der spanischen Romanze heißt es, einer, der nahe gewesen, habe gesagt, daß er es nur aus Furcht nicht gewagt. Das zum zweitenmale rührt vom französischen Bearbeiter her. — Die Entscheidung, ob er des Cid Grafschaften einziehen solle, will er in der Romanze einer Berathung mit den Seinigen vorbehalten, was der leidenschaftlichen Erregung wenig entspricht, und er droht ihn aufhängen zu lassen, falls er etwas erwiedere.

XLIII. Herder folgte hier ganz der französischen Bearbeitung von Romanze 70 (71. 108). In dieser ist der Anfang (V. 1—33) kräftiger und eindringlicher ausgeführt*), die Stelle über den Schwur glücklicher gewendet, so daß alle Schuld des Cid dabei schwindet, wobei wohl Romanze 66 (67. 103) vorschwebt. Auch V. 55—69 sind viel treffender und würdiger. Aus Romanze 74 (75. 111) stammen V. 70—73.

XLIV. Ehe der Cid von Gemahlin und Kindern scheidet, erhält Ximenens Schmerz über eine solche Entehrung und ihr Unwille über des Königs so unwürdiges als thörichtes Benehmen noch einen ihre Liebe und die Größe des Helden lebhaft vergegenwärtigenden Ausdruck. Der französische Bearbeiter, dem Herder auch hier ganz folgt, benutzte wohl die Aeußerungen des scheidenden Cid in Romanze 71 (72. 109) und 72 (73. 110), aber das Ganze ist wesentlich sein Eigenthum, wenn er nicht uns unbekannten spanischen Romanzen folgt. Die leidenschaftlichen Aeußerungen durfte er eher der Gattin als dem Cid zuschreiben, aus deren auf-

*) Nach „und mich zu heben" steht irrig Fragezeichen.

flammender Glut die Wahrheit hell hervorleuchtet, wie Ximene selbst V. 6 f. andeutet.*)

XLV. Nach Romanze 76 (77. 113) vom französischen Bearbeiter gebildet. V. 1—3 stammen aus Romanze 77 (78. 117). — V. 4—10 sind frei wiedergegeben, V. 11—39 eine schöne Zudichtung. Vgl. Romanze XVIII. — Cids Aeußerung gegen die Juden, die Kisten enthielten, „all sein Silberwerk", hat Herder absichtlich zweideutig gemacht. Der französische Bearbeiter hat remplis d'ustensiles d'argent; die spanische Romanze spricht von „zwei Kisten Silber". Im Französischen heißt es von den Juden: Ils n'emportèrent pas moins les deux coffres que le Cid avoit remplis de sable, und es folgt der Ausruf des Dichters: Infame necessité! comment as-tu pu mordre sur l'ame du Cid et lui faire employer le seul subterfuge de sa glorieuse vie? In der spanischen Romanze klagt der Cid selbst über die schimpfliche Nothwendigkeit, die schon so viele edle Herzen zu üblen Dingen gezwungen. Bei Herder dagegen ist der Cid darüber nichts weniger als bekümmert, da er auf sein Glück vertrauen und sicher hoffen darf, die Juden nicht in Schaden zu bringen. — Die drei letzten, die Romanze kräftig abschließenden Verse sind gleichfalls ein glücklicher Zusatz des französischen Bearbeiters.

XLVI. Die von V. 12 an zu Grunde liegende Romanze 77 (78. 117) ist vom französischen Bearbeiter durchaus verändert, viel würdiger, kräftiger und eindringlicher geworden, und besonders tritt des Cid Treue gegen seinen mißleiteten Herrn und sein tiefer Schmerz, von argen Schmeichlern und Neidern aus der

---

*) V. 36. Asturiens Felsen, wo das einzige christliche Königthum in Spanien nach der großen Niederlage der Westgothen sich erhielt. Die Uebertreibung ist dem leidenschaftlichen Schmerze gemäß.

Gunst desselben verstoßen zu sein*), sowie das Vorgefühl seines Sieges viel ergreifender hervor. Auffallen muß es, daß hier, wie auch XLVIII, Valencia als nächstes Ziel des Zuges genannt wird, was mit der spätern Erzählung in Widerspruch steht. — Die Stelle von den Sirenen (den ehrsüchtigen, seiner Eitelkeit fröhnenden Schmeichlern), die bedeutsam wiederholt wird, bot bereits die Romanze. Der Cid spricht dort die ganze Rede, während er die Zipfel der Fahne faßt, mit welcher Abt und Mönche nach der Messe eintreten, um sie zu weihen, wogegen der französische Bearbeiter die Darstellung durch das Fassen, Aufrollen und Schwingen der Fahne belebte. Die Verse: „Nieder senkt' er jetzt die Fahne" und „Hiemit hob er auf die Fahne" sind glückliche Zusätze Herders. — Als vaterländischer und christlicher Ritter, der seine persönliche Rache dem allgemeinen Besten opfert, nur für Gott, Vaterland und Ehre streitet, tritt der Cid hier glänzend hervor, und kann man diese Romanze, bei welcher freilich der französische Bearbeiter das Beste gethan, als den Mittelpunkt der ganzen Dichtung betrachten. Er hat sich jetzt selbst überwunden und, wie groß auch seine Noth ist, dem augenblicklich gefaßten Gedanken entsagt, etwas für sich selbst zu erwerben. — Die Erwähnung von Neucastilien und dem kleinen Schlosse, das er sich auf den Marken gewinnen müsse, ist aus Romanze 76 (77. 113). Hier wie sonst ist das eingefügte Spiel der lauthallenden kriegerischen Musik treffend benutzt.**) Das „heilige Geheimniß" ist die in der Messe erfolgende Wandlung und Aufopferung.

---

*) „Ob sie sie gleich tief gefühlt", setzt Herder sehr glücklich für das schwache französische „quoique la maxime les (les ames superieures) expose".

**) Neben Trommeln, Zimbeln und Pauken werden als Blasinstrumente Drommeten, Zinken, Pfeifen und Clarinetten erwähnt. Vgl. XXIII, 3.

XLVII. Der allgemeine Gedanke, V. 1—10, wo die Erwähnung der großen heidnischen Götter etwas auffällt*), gehört dem französischen Bearbeiter an, der beginnt: Les Rois voudroient voir les hommes suffire à leur place, mais non pas se mettre au-dessus. Ils ne cessent pas toujours d'estimer quand ils punissent. Comme les femmes, il respectent leur victime, et sont fâchés seulement de ce qu'elle n'a pas voulu se rendre assez méprisable pour leur plaire. Das übrige ist mit Ausnahme von V. 38—44 aus Romanze 75 (76. 112) geflossen. An der Stelle von V. 25—31 lesen wir dort, er sehe, Cid sei der einzige Mann und gewinne tausend Willen, und er bedenke, daß ein guter Krieger, wenn er von seinem König sich entferne, mit seinem Hofe zerfallen, sich an den feindlichen halte, woran sich die folgende Vergleichung mit da (que) anschließt. — V. 36—38 lauten in der französischen Bearbeitung: Un Gentilhomme entre au champ et ne s'inquiète que d'avoir une bonne épée: il faut qu'un Roi pense à tout, souffre tout et combatte. Der König tritt hier in seiner falschen Ehrsucht nach dem herrlichen Bilde des Cid in der vorigen Romanze um so ungünstiger hervor.

XLVIII. Die hier vom französischen Bearbeiter benutzte Romanze 85 (86. 126) fällt eigentlich nach der Rückkehr des Cid, kurz vor die Belagerung Valencias. Die Einleitung V. 1—14 gehört ganz dem französischen Bearbeiter. Herder hat mit richtigem Gefühl die ersten sieben Verse vorangesetzt, während sie im Französischen nachstehen. Sie lauten: Il est armé le Cid. Les

---

XXIV, 53 f. XXXI, 87. LXVI, 20 ff. LXVII am Schlusse. Mit dem neuen Worte „Sammtgehall" gibt Herder hier das französische harmonie wieder.

*) Man vergleiche die schöne Aeußerung des Artabanus bei Herodot VII, 10 und Hor. carm. II, 10.

Maures jurent Mahom *), et ne savent ce quils vont devenir; Alphonse le brave se repent de l'avoir offensé; il n'est plus temps. Le Cid est armé; il s'en va du côté de Valence. — V. 9 f.: Il parle à sa Chimène, en s'appuyant sur sa fière épée. — V. 13 f.: Les bannières du Cid sont deployées au vent dans la prairie. Auch die vier ersten Verse der Rede Cids gehören dem Bearbeiter. Notre amour, heißt es bei ihm, n'est il pas assez fort pour supporter un moment d'absence? — V. 19—27 sind durch freie Umgestaltung gehoben. „Jeder Edle" sagt Herder für Tout homme de noble sang. — V. 23—27 lauten im Französischen: Vous avez des sens et du courage; comportez-vous en mon absence, comme la fille des Héros, comme la femme d'un Guerrier, et qu'on ne voye jamais de foiblesse en vous. — Weiter ausgeführt sind V. 28—38, wo die Romanze nur die Mahnung enthält, die kurzen Stunden zu benutzen, um ihre Geschäfte zu versehn, und keinen Augenblick müssig zu sein, da Müssiggang so gut wie Tod sei. Im Französischen heißt es hier: Occupez tous vos momens au soin de notre ménage; filez, brodez, chantez le soir avec vos filles, et levez-vous avec l'aurore, pour tenir l'oeil sur nos domestiques. Je vous laisse pour amusement le soin de nos poules et de la bergerie; du lin à depouiller, en veillant. Sonst folgt Herder fast ganz wörtlich dem Franzosen. Dieser hat V. 41 f. eingeschoben, V. 45 f. durch den neuen Vergleich den Ausdruck anders gewendet, V. 52 f. hinzugesetzt. Herder hat vor „doch laßt" die Worte: tenez vos filles dans la retraite,

*) „Schwört bei Mahoma" kann nur den Sinn haben, er beschwört den Propheten, ihm Beistand zu leisten. Die Nachricht von des Cid Ungnade war schon zu den Mauren gedrungen. Die Form „Mahoma" hat auch Wieland im Oberon.

nach „von Gefahr": ce seroit les en avertir weggelassen und nach „ohne euch" die Bemerkung: ou du moins qu'elles soient par-tout sous vos yeux übergangen. — In der weitern Rede Cids sind V. 63—72. 77—86, wo die Mahnung ausgefallen, auf den Rath der Töchter zu hören, wenn dieser gut sei, und 98 f. treffende Zusätze des französischen Bearbeiters, V. 100—107 weiter ausgeführt. — V. 55 steht im Französischen: Soyez discrète et modeste avec les étrangers. Bei Herder war Freunde offenbarer Druckfehler für Fremde. „Unnachgebend streng und fest" setzt er für das einfache sévère. — Weiter heißt es: Ne montrez point mes lettres à vos meilleures amies; mon ami le plus sûr et le plus sage ne verra jamais les vôtres: le secret d'un epoux est saint. On ne respecte pas ceux dont on sait toutes les affaires; la femme indiscrète expose son époux à inconsideration et se fait mépriser elle-même: le respect d'autrui fait la puissance des maisons. Si vous n'avez pas la force de cacher la joie que vous apporterons mes lettres (car les femmes ne savent pas cacher leur joie). Statt „fragt, was" steht pensez à celui que; „und folgt dem Rath" fehlt. Für Traitez-vous selon ce que vous êtes, schreibt Herder: „Haltet euch darnach!" An der Stelle von „Lasset keinen als nur mich es wissen" steht: faites en sorte qu'on l'ignore; envoyez m'en demander, lorsque j'aurai pris quelque Château. — „Keinen eurer Leute" beruht auf einem Mißverständnisse des französischen et ne mettez aucun de vos atours en gage; denn Herder verwechselte atours (Schmuck) mit entours (Unterthanen). In der spanischen Romanze steht ganz entsprechend vuestras prendas (euren Schmuck). Weiter heißt es im Französischen: Un seul baiser: je n'en veux qu'un pour t'en rapporter mille, du milieu des batailles.

Kaum dürfte keinen Druckfehler für tausend sein, obgleich man den Sinn Herders nicht wohl versteht. Statt: „Ich sei hier dein Bräutigam", steht: Que je fais avec vous le jeune garçon. — Ausgelassen hat der französische Bearbeiter am Schlusse, daß der Cid nach inniger Umarmung sich aufs Roß schwingt.

XLIX. Nach Romanze 80 (81. 120), vom französischen Bearbeiter, dem die den Uebergang bildenden neun ersten Verse angehören. Die Eroberung des seiner Lage wegen wichtigen Maurenschlosses Alcocer erzählt Romanze 79 (80. 119). Die Reden von Alvar Fañez (V. 19 gehört dem Bearbeiter) und Cid sind verkürzt. In der spanischen Romanze gibt der Cid dem Pedro Bermudez die Fahne, was hier der Einfachheit und der bedeutendern Wirkung wegen geändert wurde. — Statt der weitern Beschreibung des Sieges wird nur des glücklichen Ausfalls gedacht. — Die letzten sechs Verse sind ein weiter führender Zusatz, worin nur auffallend, daß des Cid neben Alvar Fañez gar nicht gedacht wird.

L. Der Anfang gehört dem französischen Bearbeiter. Die zu Grunde liegende Romanze 81 (82. 122) schließt mit der Bemerkung: „Dieses schrieb Rodrigo den Grafen von Consuegra, den Edelleuten und Reichen, denen ohne Ehre und Vermögen." In der französischen Bearbeitung heißt es: Et voici qu'elle fut la réponse du Héros aux Comtes de Consuegra. Hiernach muß „dem Grafen" bei Herder Druckfehler statt „den Grafen" sein. — In der Anrede heißt es in der französischen Bearbeitung: Gentilshommes de Villalon, Chevaliers de Valverna, honnêtes gens de Villalda, et bons Chrétiens de Sansueña. Herder folgte dieser, nur daß er Vilalda schrieb, und gut auch statt honnêtes brauchte, um den Gegensatz zu den bösen Spürern schärfer hervortreten zu lassen. Aber honnêtes hommes soll dem spanischen hombres buenos entsprechen; Christianos hat in der

spanischen Romanze kein Beiwort. Salsuenna bei Herder ist offenbar Schreib- oder Druckfehler Statt Valverna muß es Valduerna heißen, wie es richtig XV, 11 steht. Der Cid steigt in der Anrede von oben nach unten. — Statt V. 11 f. hat die Romanze: „Höret mich, wenn ihr noch Gedächtniß habt, da meine Klagen Töchter Eurer Beleidigung und Enkelinnen Eurer Schuld sind." — Nach V. 19 ist die Bemerkung ausgefallen, daß er im Kampfe immer allen voraus sei, nach V. 22, daß er gern Hab und Gut hergebe. — Statt des Degens wird V. 23 die Tizona genannt, die Feder fehlt V. 24, wogegen die Bemerkung folgt, er nehme nicht klatschsüchtige Weiber zum Vorbild. — V. 27—30 treten höchst passend an die Stelle der Aeußerung, daß den Nachtisch Sturmlaufen bilde. — Auch im folgenden sind manche glückliche Aenderungen eingetreten. V. 40 lauten in der Romanze also: „Nicht leg' ich mich sinnend, mit Lügen Güter zu erschnappen; wenn ich geradezu kann, nehme ich sie, wo nicht, bleibe ich ohne sie. Und erobere ich ein Schloß, so lasse ich auf den Stein das Wappen des Königs Alfonso malen und mich davor knieend." — Daß Ximene glücklich lebe (in Erinnerung an und in treuer Pflichterfüllung) setzt die französische Bearbeitung hinzu, indem sie die Erwähnung der Feinde ganz wegläßt. Im Französischen heißt es: Un homme, qui, quand il est seul, donne un soupir à son femme, abandonnée de lui comme une tourterelle, bien seule et bien triste sur une Terre étrangère, quoiqu'elle soit bien dans sa Terre. — Der Schluß ist in der französischen Bearbeitung frei behandelt, die Berufung auf Gott weggefallen.

LI. Frei bearbeitet von dem Franzosen nach 87—91 (128—130. 132. 133) und bedeutend gehoben. Martin Pelaëz (vgl. XVI, 27 ff.) wird dort als ein riesenhafter, aber feiger Asturier geschildert.

Die bestimmte Beziehung auf Martins Vater Pedro gehört diesem an, wogegen er die Worte, welche dort Cid zweimal spricht: „Lieber unterm Fuß der Heidenrosse" ihrem wesentlichen Inhalt nach aus Romanze 89 (90. 129) nahm, wo sie längere Verse bilden.*) — Die tapfern Helden nennt der Cid einmal Dämonen, weil sie durch ihren Heldenmuth über alle übrigen wie Götter erhaben sind, dann alte Teufel, weil sie furchtbar kämpfen, als ob der Teufel in ihnen stäke. Vgl. V, 33. — Die Romanze gibt dem Cid eine Brust von Stahl (pecho de acero). Die Heldengestalt des Cid tritt uns gerade hier in wahrhaft einfach schöner Heldengröße entgegen. Was Herders Abweichungen von der französischen Bearbeitung betrifft, so steht in dieser V. 2 statt „doch unvermerkt": sans fierté, sans colère. Les fautes à l'honneur doivent être reprochées en secret, que le reproche corrige. — Den Absatz „Ehre duldet — Schütze nicht", hat der Franzose erst nach „Eine Ehre — umzugehn". — Für die Verse: „Sprecht mir — nach" steht einfach: Répétez ces paroles que je vais dire. Weiter heißt es: Pesez bien sur ces paroles, et que le vent ne les emporte pas quand nous serons dans la peine. Herder hat pesez sur richtig widergegeben; denn es steht nicht pesez ces paroles, wie im Spanischen ponderas estas palabras, und es ist auch gar nicht anzunehmen, daß sur Druckfehler sei. Der Franzose läßt den Cid sagen, er solle so auf die Worte drücken, daß sie nicht fortfliegen. — „Auf zum Schwert!" und „Sorget nicht!" setzte Herder hinzu, ließ aber den Satz weg: Qui ne songe point à soi n'a pas souci d'autrui, der hier nach: Je vais vous donner

*) „Eher sterben unter Heiden als die Ehre unter Christen einbüßen. So gerecht mich der Himmel verfolgt, muß ich seinen Zorn zu besänftigen suchen."

un cheval, car je pense que vous avez perdu le vôtre, folgt. Endlich heißt es im Französischen: et tenant la main du jeune homme, il éleva sa voix en disant, avec un coeur d'acier.

LII. Valencias Eroberung wird auch von keiner spanischen Romanze beschrieben. Um so weniger konnte der französische Bearbeiter, dem es mehr das Bild des Helden als Schlachtgemälde galt, dieselbe schildern wollen. Er hielt sich hier an Romanze 92 (93. 136) und beim Schlusse an die darauf folgende. Die vier ersten Verse sind neu, mit Benutzung des Schlusses, der aber des Beistandes der Himmelskönigin nicht gedenkt. — Unter Pedro V. 5 ist Pedro Bermudez gemeint; die zu Grunde liegende Romanze gibt den Namen des Angeredeten nicht an. — Der Cid befindet sich im Lager vor der Stadt oder in der Vorstadt. — Die Bemerkung, daß Ximene im Kloster zu San Pedro de Cardeña weile, ist ausgelassen. — V. 20 heißt im Französischen: Je ne me sers point de femme, si non de la mienne légitime, quand je le puis. — V. 25 nennt die Romanze dreißig Marken. — V. 26 ff. heißt es: „Womit sie sich bereiten können, nach Valencia zu kommen, es zu sehn und zu genießen." — Der Abt Sancho wird übergangen, der unmittelbar daran sich schließende Auftrag an Alfonso fällt weg, die Namen der Juden Raguel und Vida werden verändert. — V. 32 sollten wohl zweitausend Goldgulden genannt sein, das Doppelte der nach Romanze XLV geborgten Summe. Im Spanischen leiht der Cid tausend Gulden (florines) und läßt den Juden zweihundert Mark Gold und so viel Silber nebst den schuldigen Zinsen zustellen. — Ueber Antolinez vgl. XVI, 25. LXI, 47. — Die Bemerkung V. 46—48 ist neu. — Statt V. 50—52 heißt es in der Romanze: „Sagt dem König Don Alfonso, daß er mich nehme an ihrer Statt, da meiner Ximene sehr gefällt Spiel und Sang." Erst darauf folgt der Auftrag an

[A]lfonso ohne Angabe der in zweihundert Pferden bestehenden Geschenke. — Die letzten sechszehn Verse sind aus dem Schlusse von Romanze 93 (94. 136); nur heißt es dort, wenn sie bei der Rückkehr [i]hn nicht in Valencia träfen, würden sie ihn im Kampfe mit den Mauren von Consuegra finden. Im Französischen steht hier: Peut-être feras-tu rire quelques Césars de la ruelle du Maître. Il se pourra que tels autres épluchent mes pensées et tes paroles.

LIII. Der französische Bearbeiter hat hier zuerst einzelnes aus den Romanzen 94 (95. 137) und 95 (96. 138) benutzt. Die Geschenke werden hier zu Anfang nicht angegeben. Bei der Rede des Alvar Fañez ist bis V. 12 (V. 13 ist eingeschoben) die erstere Romanze, von V. 14 an die andere frei benutzt. Nach letzterer sendet der Cid in einem silbernen Schrein fünf Kronen und Zepter und fünf Schlüssel, nach ersterer Gefangene und Pferde. — V. 46 ff. heißt es in der französischen Bearbeitung: Les paroles honorables coûtent peu, Sire, et valent beaucoup aux Rois: elles leur valent des Sujets affectionnés; l'expérience de la fidelité du Cid vous apprend que leur injustice en fait aussi. Ne vous fiez pourtant pas sur cette expérience. — V. 52—72 und 76—79 sind neu. — Bei V. 80—88 ist die andere Romanze mit großer Verkürzung benutzt. — Des Königs Beschwichtigung des Alvar Fañez ist weggefallen. — Die letzten sieben Verse sind ein treffend abschließender Zusatz; die Bitte um die Sendung der Ximene überträgt der Dichter dem Martin Antolinez, dessen die beiden Romanzen gar nicht gedenken, obgleich er in Romanze 93 (136) mitgesandt wird. Bei der wiederholten Aeußerung von Alvar Fañez, wo Cid nicht sei, sei er, ist die Aeußerung in Romanze 94 benutzt: „Da ich er bin in seiner Abwesenheit“.

LIV. Diese und die meisten folgenden Romanzen (ausge-

nommen sind LXII, LXIII, LXVII) hat Herder selbst frei nach den spanischen Romanzen gebildet; die unsere nach Romanze 97 (98. 140), welche er bei Sepulvéda fand; wie auch die meisten folgenden. V. 10 ist die Bezeichnung von Miramamolin als Fürst von Tunis ausgefallen. — V. 29 sind die Pauken neben den Trommeln ein Zusatz. — V. 37. Der Sieg wird schon auf morgen verkündet, welche Zeitbestimmung in der spanischen Romanze fehlt. — V. 42—44 lauten: „Und die Hörner, die sie führen und vor euch geblasen haben, werden für die Kirche des Volkes von Valencia dienen". — V. 47 setzt Herder an die Thore statt durch die Gärten. — V. 57 ff. sind bedeutend verkürzt. Die beiden letzten vorgreifenden Verse würde man lieber entbehren. — Die Romanze schließt: „Es holte ihn der Cid den andern Tag, da er sie in die Flucht geschlagen."

LV. Nach Romanze 98 (99. 141) mit unbedeutenden Auslassungen, Veränderungen und treffender Kräftigung des Ausdrucks. — Das Thor der Wasserschlange zu Valencia erwähnen arabische Schriftsteller häufig. — V. 32—34 springt das Pferd des Cid in der Romanze weit über den Maurenkönig, der, als er umkehrte, ein großes Stück voraus war und in ein Schloß sich rettete. — San Jago (der Erzapostel Jacob) ist der Schutzheilige Spaniens. Der Name ist hier wie auch in der folgenden Romanze dreisilbig zu lesen, dagegen zweisilbig weiter unten. — V. 36 werden im Spanischen tausendfünfhundert, V. 38 ist Gold neben Silber genannt.

LVI. Herder übergeht den Kampf mit Bucar. Bei seiner Darstellung von den Grafen Carrion legt er meistentheils die kurz zusammenfassende Romanze 137 (138. 185) zu Grunde. — V. 1—9 folgen in der Romanze nach V. 10—15, doch ist der Ausdruck mannichfach geändert. — Die Bewerbung beim Könige hat Herder verkürzt,

die Erzählung zusammengezogen, die Umarmung des Cid von Seiten des Königs weggelassen. In der Romanze beginnt der König mit der Freude über des Cid Siege, fügt aber hinzu, es wundere ihn fast, daß er, wie er sehe, schon alt werde. Den Uebergang V. 46 f. hat Herder glücklicher gebildet, auch die Empfehlung der Heirat V. 51 f. ist geschickter. In der Romanze bittet der König, der Cid möge sein Gesuch nicht abschlagen, da er sich selbst der Sünde zeihe, wenn es schlimm gerathe. Die Antwort des Cid ist zurückhaltender als in der Romanze, die Erwähnung Ximenens ein treffender Zusatz. Den Dank des Königs hat Herder weggelassen.

LVII. Nach Romanze 137 (138. 175), nur abgekürzt. Uebergangen ist, daß der Cid mit den Grafen auch den mit sich nahm, der sie erzogen (die Erwähnung des Oheims wäre hier nicht unschicklich gewesen, da desselben später gedacht wird), daß des Cid Rückkunft die Freude verursacht, und daß die Grafen beim Brettspiel saßen. Neu ist das Umstürzen des Tisches, daß das Gebrüll des Löwen (nicht das Angstgeschrei) den Cid erweckt und daß dieser auf den Stuhl springt. Höchst glücklich fügt der Dichter den lebhaften Ausdruck seines eigenen Abscheus V. 40 f. ein. In der Romanze hält der Cid die Grafen wirklich für niederträchtig und ahnt einen argen Anschlag. Herder schildert hier nur den Schmerz der Trennung von Mutter und Töchtern. Nach Romanze 109 (110. 154) läßt er den Cid die Töchter begleiten, aber dort begleitet er sie nur eine Meile weit.

LVIII. Nach letztgenannter Romanze, die als Ort der Schandthat die Eichenwälder am Flusse Tormes nennt. V. 1—7 stehen dort richtiger erst da, als Cid seine Töchter verlassen hat. Die Vasallen heißen „Herrn im Lande". — Daß der Cid beim Abschied Thränen vergossen, sagt die Romanze ausdrücklich. — V. 16 redet

der Dichter, wogegen V. 15 die böse Ahnung der Töchter ausspricht, welche die spanische Romanze dem Cid gibt. — Der Abscheu des Dichters verräth sich V. 24 f. in einem hinzugefügten, an den in der vorigen Romanze anklingenden wiederholten Ausruf, der weiter unten wiederkehrt. — V. 26—31 sind neu. — V. 35 f. erwähnt die Romanze nur vieler Tritte mit den Sporen. — Das folgende ist verkürzt. — V. 46 gehört Herder der Zusatz „wie nach vollführtem Siege". In der Romanze geht die hier treffend den Abschluß und den Uebergang zur folgenden Romanze bildende Mahnung des Cid an seinen Neffen Ordoño vorher, den Töchtern heimlich nachzureiten, um zu sehn, was ihnen zustoße.

LIX. Gleichfalls nach derselben Romanze mit einzelnen Auslassungen und Aenderungen. So werden die Klagen der Damen und Ordoños übergangen. Herder gehören V. 10 f. 14. 25 f. Treffend geändert sind V. 27—36. Die Eroberung Toledos (vgl. XLVI, 74) wird hier vorausgesetzt. Herder hätte hier und im folgenden die Handlung besser nach Burgos verlegt Der Schluß ist stark verkürzt.

LX. Hier liegt am Anfange wieder Romanze 137 (138. 185) zu Grunde. Herder hat die Rede des Cid auf das Allernöthigste beschränkt, die des Königs weggelassen, der Zwischenzeit von dreißig Tagen bis zum Erscheinen der Grafen beim Hoftage gar nicht gedacht. Auch die Forderung der beiden Schwerter ist ausgefallen. — Statt der Colado muß es die Colada heißen. — Die Worte „schimpflich und doch nicht beschämet" sind von Herder zugesetzt. — Bucar griff den Cid eigentlich erst an, als dieser schon im Besitz von Valencia war. — Die Rede des Cid an seine Degen und an Bermudez und Fañez sind mit großer Abkürzung aus Romanze 125 (126. 175). — Den zweiten Theil hat Herder größtentheils aus Romanze 137 (138. 185), die Rede des Grafen Garcia de Cabra

aus Romanze 127 (128. 177) genommen, aber die Andeutung, daß der Cid der Sohn eines Müllers sei, weggelassen, wogegen die Beziehung auf Cids Eisenstimme sein Zusatz ist. Vgl. Romanze LI. — Das Greifen an den Bart findet sich bereits im Poëma.

LXI. Herder benutzte hier in ganz freier, besonders die Kampfszenen bedeutend verkürzender Weise Romanze 132 (133. 181). Er beginnt mit einem allgemeinen Satze; das folgende ist sehr zusammengezogen. — Wenn in der Romanze der Kampf in Carrion erfolgt, so wird er hier vom König nach Toledo zurückverlegt. — Der dritte Kämpfer des Cid heißt hier Gustios, wie im Heldenliede, wogegen die neuern Ausgaben der Romanzen Bustos lesen. — Die letzten neun Verse sind ein glücklicher Zusatz Herders, welcher den tiefen Eindruck, den diese den Töchtern angethane Schmach auf den schon alternden Helden geübt, andeuten zu müssen glaubte.

LXII. Nach der französischen Bearbeitung von Romanze 138 (139. 186). Wie weit der Ruhm des Cid reiche und wie seine echt christliche Ritterlichkeit der allerhöchsten Ehre gewürdigt werde, wird im Gegensatz zu seinem in Schmach gesunkenen Feinde in unserer Romanze dargestellt. — V. 1—8 sind ein schön ausführender Zusatz, der uns die allmähliche Abnahme der Kräfte des Cid schildern soll; in der spanischen Romanze reitet dieser dem persischen Gesandten ein Stück entgegen und führt ihn dann in sein Haus. Den Mittagsschlaf des Cid finden wir schon in der Geschichte vom Löwen (Romanze LVII), und seiner Ermattung gedenkt auch Romanze 139 (140. 187). — Die liebevolle Sorge der Gattin um den alten Helden widerspricht keineswegs dem Geiste der spanischen Romanzen. — V. 9 ff. heißt es in der französischen Bearbeitung: Quand le Cid parut debout devant eux, leurs yeux s'abaissèrent involontairement; et ils furent

épouvantés de la grandeur de l'homme, après avoir été frappés par sa renommée. Ruy Diaz, dirent ils. — Das folgende ist sehr vereinfacht. — V. 18 nennt die Romanze Scharlach, Purpur, Seidenstoffe, Gold, Silber, Weihrauch und Myrrhen. — Die Rede des persischen Sultans steht in dieser bei der Absendung seines Gesandten; hier, wo die Zahl der Gesandten verdoppelt wird, tritt sie besser erst bei der wirklichen Ankunft ein. — Die Rede des Cid ist völlig geändert, um seine Bescheidenheit und den Schmerz über seine niedrig gesinnten Verläumder anzudeuten.*) In der Romanze bewillkommt er den Mauren in seinem Reich Valencia, und äußert seltsam genug, er würde den Sultan gleich in seinem Reiche besuchen, wenn er ein Christ wäre. An der Stelle von V. 43—54 heißt es in der Romanze, der Cid habe dem Gesandten sein Haus, seine Töchter und Ximenen gezeigt, und dieser sei über den so großen Reichthum erstaunt. Der französische Bearbeiter hat hier nur: Après ce discours, et d'autres encore, le Cid montra sa femme et ses filles: les Persans furent étonnés, de ce qu'étant si belles, elles n'étoient pas couvertes de pierreries; et lorsqu'il leur eut montré sa maison, ils ne revenoient pas de leur surprise en voyant une si grande pauvreté. Gerade die Einfachheit in seinem ganzen äußern Haushalte ist für den Cid, den edlen Ritter, der alles für König und Vaterlande thut, viel bezeichnender als der glänzende Reichthum, über welchen sogar der persische Gesandte erstaunen soll. Hatte ja der Cid nach so vielen Siegen, als er verbannt ward, keinen Maravedi. Das einfache, gemüthliche Familienverhältniß des Cid ist nichts weniger als den Cidromanzen fremd. — V. 55 f.

---

*) „Schwerlich, nicht", d. h. schwerlich oder vielmehr gewiß nicht. Die Verbindung ist freilich hart.

sind neu. — Zu den letzten sieben Versen benutzte Herder (denn sie sind ein Zusatz von ihm) die Angabe am Schlusse von Romanze 137 (138. 185), daß die Prinzen von Navarra und Aragon, weil der Cid sehr gefürchtet gewesen, um seine Töchter angehalten, was zur weitern Erwähnung derselben in Romanze 138 (139. 186) nicht stimmt.

LXIII. Die Einleitung V. 1—8 hat der französische Bearbeiter aus Romanze 139 (140. 187), das folgende in freier Nachbildung aus 102 (103. 146) genommen. — V. 31 f. sind ein Zusatz, der Schluß ist ganz frei ausgeführt, da die zu Grunde liegende Romanze nur sagt, der Cid sei ausgezogen, um dem Bucar eine Schlacht zu bieten. Im Französischen heißt es: Le Cid va porter la bataille au Roi Boucar, qui vient lui disputer Valence. — Die dreißig Könige nahm Herder aus der spanischen Romanze 139. — V. 19 ff. lautet dort: Pour me servir de parure funéraire, laissez ma bonne épée dans ma maine droite, et j'ordonne qu'elle ne passe jamais entre des mains efféminées. Die Tizona nennt ausdrücklich die spanische Romanze 103 (104. 147), woher sie wohl Herder nahm. — Merkwürdig ist, daß Bucar, dem der Cid die Colada genommen hat (LXI, 46 f.), hier wiederkehrt oder auch sein Kampf mit dem Cid so spät gesetzt wird. — Das Aufsteigen vom Eckstein deutet auf die Schwäche des Alters. — Mitgefühl und Vorahnung legt schon Homer den Pferden der Helden bei. Vgl. Romanze XXVI.

LXIV. Herder benutzte Romanze 139 (140. 187), wo der Cid tiefbekümmert nachsinnt und Gott bittet, ihm immer zur Seite zu stehn und ihn aus der von Bucar drohenden Gefahr zu erretten. Den Erfolg des in der vorigen Romanze angedeuteten Auszugs des Cid hat Herder ebenso wenig als eine der spanischen Romanzen beschrieben. Der Inhalt von Romanze 139 ist im wesentlichen, an manchen Stellen wörtlich, an andern ins kurze gefaßt,

wiedergegeben, nur die Beziehung, daß der Cid den Tempel des Pedro de Cardeña so sehr geehrt, ist weggeblieben. — Der erste Vers stimmt fast ganz mit dem der vorigen Romanze. — V. 4 fleht der Cid in der spanischen Romanze zu Gott, daß er ihm immer beistehn und ihn aus allen Gefahren retten möge. — Von der Erscheinung des Heiligen heißt es dort „wie kraus und strahlend, so weiß wie der Schnee, mit sehr erhabenem Dufte". — Der Cid habe sein Haus, das von Cardeña genannt werde, gebaut, bemerkt dort der Heilige, und der Sieg wird ausdrücklich als Sieg über den Bucar bezeichnet. Pedro fordert ihn auf, wegen seiner Sünden Buße zu thun. — Die beiden letzten Verse sind bei Herder viel kräftiger als der Schluß der spanischen Romanze, in welcher der Heilige erst verschwindet nach der Bemerkung, der Cid könne ihm unmöglich nahen und seine Füße küssen.

LXV. Von Herder frei bearbeitet nach Romanze 140 (141. 188) und 143 (144. 192). — V. 1—10 sind ganz neu; nur daß der Cid in Ximenens Gegenwart klar und deutlich seinen letzten Willen ausspricht, nahm Herder aus dem Spanischen. Auffallend sind die vier ersten Verse, da der Cid erst neunundzwanzig Tage später starb. Statt zwei und dreißig sollte sieben und dreißig stehn; denn das Todesjahr des Cid 1099 ist nach der spanischen Aera 1037. Auch der Todestag des Cid ist irrig angegeben; man setzt ihn gewöhnlich auf den 10. Juli, das Heldenlied auf den Pfingsttag. Herder folgte hier einer Romanze bei Sepulvéda (C. Michaelis 194). — Die Romanze 140 beginnt mit der Zeitbestimmung „zwei Tage vor Cids Tod". — Aus Romanze 143 ist die Bestattung und das Vermächtniß der fünfhundert Maravedi, aus 143 die Begleitung der Leiche entnommen; V. 18—23 gehören Herder an. — Gil Diaz, der hier zum erstenmal vorkommt und wohl hätte übergangen werden sollen, war nach Romanze

142 (144. 191) ein zum Christenthum übergetretener Maure, Namens Alfaraxi oder Alfacati. Cids alter Freund heißt er Romanze 140. — Don Jeronymo, wie auch Romanze LX statt Hieronymus stehn sollte, da Herder im allgemeinen die spanischen Formen gewählt, war Erzbischof von Valencia, wie er auch in den spanischen Romanzen und bei Herder selbst in Romanze LVII bezeichnet wird. — Die drei Schlußverse gehören Herder.

LXVI. Nach Romanze 140 von Herder bearbeitet. — Die drei beginnenden Verse sind aus dem Schlusse gebildet. — V. 5 ff. In der Romanze heißt es, sie wüßten, Bucar ziehe heran, ihm Valencia zu nehmen, das er gut bewahrt habe. „Große Macht hat er bei sich, viele Könige folgen ihm. Das erste, was ihr thun sollt, sobald meine Seele vom Leibe geschieden sein wird, ist, daß ihr diesen wohl waschet". — V. 7 ist eingeschoben, V. 8—27 sind anders gewendet. V. 15 heißt es in der Romanze, sie sollen sein Haupt salben, daß nichts fehle. V. 16 ist neu. V. 26 f. heißt es geradezu umgekehrt, sie sollten es alle am Orte wissen lassen insgeheim, kein Maure aus der Vorstadt Al-Kudia solle zurückbleiben. — Unter dem Mohren-Seewolf versteht der Cid die mit Bucar über das Meer gekommenen räuberischen Mauren. — Alle sind die Freunde und Diener des Cid mit Ausnahme der im folgenden genannten. — Die wiederholte Einschärfung über die Begleitung seiner Leiche erklärt sich aus der großen Wichtigkeit für seinen Zweck. — San Pedros Verkündigung ist hier ein Zusatz, ebenso die drei letzten Verse, welche die persische Sendung als eine nicht von ungefähr gekommene, sondern eine zu seiner königlichen Salbung für seinen letzten Triumphzug bestimmte bezeichnen.

LXVII. Der Franzose benutzte die letzte Cidromanze des Tesóro escondido (bei C. Michaelis 195) und vielleicht noch eine uns

unbekannte. Cid nimmt zuletzt von seinen Fahnen, der schönen ihn umgebenden Natur und seinem treuen Rosse Abschied; immer mehr ermattet zum tiefsten Schmerze seines tapfern Herzensfreundes und seines treuen Weibes, denen er nur noch stumm die Hand drücken kann, entschläft er, während die Fahnen ihm den letzten Gruß zurauschen, und sofort ertönt nach seinem letzten Willen kriegerische Musik, um seinen Tod den Feinden zu verbergen. — Die französische Bearbeitung beginnt mit Benutzung der vier ersten spanischen Verse: Vieilles, vénérables et lamentables bannières, bannières que j'ai si longtemps chéries, mon dernier regard vous voit encore flotter aux vents, et pleurer, quoique vous n'ayiez point de larmes ni de plaintes à répandre. Sie läßt wie die spanische Romanze, diese Worte dem Cid sprechen (C'est ainsi que parla le Cid, le foudroyant Cid Campéador, humilié sur le lit fatal, et plus foible qu'un enfant), während das Folgende: Adieu, montagnes d'Albaracin et de Terouel; adieu, sa belle Valence; adieu, nobles reliques de son courage et de sa fortune; adieu, la gloire et la vertu: la mort n'est-rien, ne veut de rien, ne laisse rien; le brillant Cid va s'en aller comme un ver qu'il ne faut pas, mit der darauf eintretenden lyrischen Strophe, die beginnt:

Pour dérober ses cendres aux vautours,

---

*) Im Spanischen beginnt die Romanze: „Alte, traurige Fahnen des Sieges, langgeliebte, Sie flattern im Winde und weinen ohne zu reden. Es tönten die heisern Stimmen der mißstimmigen Trommeln und die hochmüthigen Pfeifer erfüllten Straßen und Plätze. Es lag Cid Campeador demüthig und sanft auf seinem Bette, unterworfen der Härte der rachgierigen Parze.“

der Dichter selbst sprechen muß. Herder weist auch den Anfang sehr passend dem Dichter zu, sein Cid kann nicht mehr sprechen, während er in der spanischen Romanze und bei dem französischen Bearbeiter noch seinen letzten Willen sagt; erst darauf folgen die Worte bei Herder V. 19 f. Die Städte Teruel und Albaracin liegen am Guadalaviar, erstere auf einer Höhe, letztere in einem von reichen Bergen eingeschlossenen Thale. Nahm der französische Bearbeiter diesen Abschied von den Bergen, die hier bei Valencia gedacht werden, aus einer andern Romanze? Der Guadalaviar ergießt sich unterhalb der Stadt ins Meer. Der Gebirge, die Valencia beherrschen, gedenkt Romanze 86 (87, 127). Herder hat sich großer Freiheit bedient, und die Stelle wesentlich gehoben. Das Bild vom Habicht deutet auf die Raubgier. — V. 19—24 lauten in der freien französischen Bearbeitung: Qu'a-t-il dit, le terrible Campéador? il est étendu dans son lit plus foible qu'un enfant. Il n'a plus de tête et plus de voix que pour demander à voir son ami Babieça. Auch hier hat Herder den Ausdruck bedeutend gehoben. Daß er nicht vorher, wie die spanische Romanze, seiner beiden Schwerter oder, wie die französische Bearbeitung, der Tizonada gedenkt, dürfte zum Vortheil der reinen einheitlichen Wirkung sein. Die spanische Romanze läßt den Cid erst seine beiden Schwerter sich bringen, die er anredet, dann erst das Roß Babieca, an das er gleichfalls Abschiedsworte richtet. — Die etwas breit gehaltene, von Herder ins knappe gezogene Schilderung des französischen Bearbeiters lautet: Il vint, le noble coursier du Héros; on le fit entrer: et lorsqu'il vit les vieilles, vénérables et lamentables bannières, honteusement inclinées sur le corps de son maître, il parut sentir que les courses de la gloire étoient finies: il se tenoit l'à plus doux qu'une brebis innocente, ouvrant

de larges yeux; et pour montrer qu'il se pénétroit de douleur (?) il ne disoit rien. Son maitre à voulu le voir, et ne peut lui rien dire. — Mit dem Tode Cids bricht die spanische Romanze ab. Folgte der französische Bearbeiter einer uns unbekannten Romanze? In Romanze 144 (145. 193) heißt es nur, Alvar Fañez, der berühmte Schreiber, sei mit vier Zeugen bei Cids Vermächtniß zugegen gewesen. Treffend ist auch hier die Darstellung des Franzosen von Herder gehoben worden. Diese lautet: Chimène et ses filles pleuroient sans parler, le brave Fañez de Minaya se consumoit de douleur en silence, et se seroit battu contre la mort. (Schwebt bei diesem Ausdruck die Sage von der Alcestis vor, die Hercules dem Todesgotte abrang?) Jusqu'aux bannières qui flottoient avec bruit, agitées par le vent des fenêtres, vinrent à se faire d'une noble silence de tristesse. Wie schön läßt Herder auch Wind und Fahnen zuletzt schweigen! Die französische Bearbeitung schließt: Fifres, clairons et tambours (vgl. XXXI, 37), éclatez maintenant; étouffez les cris des femmes; accompagnez l'ame du Guerrier: la voilà partie. Vgl. den Befehl Cids LXVI, 19 ff.

LXVIII. Nach Romanze 146 (147. 197), mit wenigen Aenderungen und Verkürzungen Herders. Die „lieblichen und rothen Wangen" des Todten hat Herder weggelassen, dagegen den „ehrwürdig-weißen Bart", nach Romanze 150 (151. 201), hervorgehoben, während Romanze 146 diesen nur als wohl besorgt bezeichnet. — Daß der Maurenkönig Bucar Valencia hart bedrängte, ist ein passender Zusatz, während die Romanze „Bucar und sein Lumpenpack" (canalla) nennt. — Die „goldnen Kreuze" auf der Kleidung hat Herder hinzugefügt. In „wellenförmig" hat er aber das spanische ondeata mißverstanden. — Jeronymo und Gil Diaz reiten

in der Romanze. — Die beiden Verse über Babieca, der sich seines Herrn noch einmal freut, verdanken wir dem deutschen Dichter. — Das Oeffnen der Pforte und die Bezeichnung des Thores als Trabethor, ein erfundener Name, sind gleichfalls ein treffender Zusatz, wogegen Herder die Erwähnung des Gepäcks weggelassen. — Statt Stern des Himmels steht in der Romanze das einfache Stern (Estrella). — Die Ritter des Cid, nicht Alvar Fañez allein, tödten die hundert Maurinnen. — Die sechsunddreißig Maurenkönige setzt Herder statt „aller Könige seines Heeres"; nur dreißig wurden Romanze LXIII genannt. Die Romanze hat siebzigtausend statt sechsmalhunderttausend. — Die bezeichnenden Worte: „Also siegt' auch nach dem Tode, weil San Jago ihm voranging, Cid" fügte Herder ein, mit Beziehung auf Romanze LXIV. — Der Ausdruck „die freundlichen Begleiter" scheint etwas mager, allein Herder läßt hier absichtlich die Rede ein wenig abfallen; aber das einfache „sie" des Spanischen wäre besser. Die spanische Romanze schließt mit der Ankunft in Cardeña.

LXIX. Der Himmel hat den Helden nach seinem Tode wunderbar geehrt; aber auch auf Erden muß ihm von den höchsten Herren königliche Ehre zu Theil werden. Bei unserer Romanze liegt die spanische 148 (149. 199) zu Grunde, deren Anfang, die Schilderung der Reise nach der Besiegung Bucars bis zur Ankunft im Kloster San Pedro de Cardeña, mit Recht wegblieb. Erst nach der Beschreibung der Reise heiße es dort, Ximene habe schon Boten gesandt an die Verwandten des Cid und seine königlichen Schwiegersöhne. — V. 7—10 fehlen. — V. 16 ff. heißen im Spanischen: „Der Cid hat noch das liebliche Antlitz, diese herrlichen Augen. Da er so wohl sich erhält, bedarf es keiner Veränderung." — Statt des dreisilbigen Olmedo in Valladolid

setzt Herder V. 24 das zweisilbige Osma am Duero. In der spanischen Romanze warteten Don Sancho und Garcia dort. — V. 36 setzte Herder schwarz hinzu. — V. 43 hat er die Bemerkung unterdrückt, daß beide sich verwundert den Cid so wie lebend zu schauen, und viele aus Castilien gekommen, ihn zu sehn. — V. 51—53 sind ein unnöthiger Zusatz Herders. Auch gehören ihm V. 56 und 60 f.

LXX. R. Köhler hat bemerkt, daß Herder hier nicht der Romanze 151 (152. 202), sondern einer bei Sepulvéda gefundenen (jetzt bei C. Michaelis 203) folgte. Daß der Wahn des Uebermüthigen durch den Anblick der Fahne des Cid gebrochen werde, was V. 10 f. als Inhalt der Romanze anzudeuten scheinen, thut sich nicht entschieden hervor, ja die Erinnerung an die Verwandtschaft, die ganz zurücktreten sollte, scheint bei weitem mehr zu wirken. Auch bewundert Sancho mehr die schöne und große Fahne des Cid, als daß ihr Anblick ihm verehrende Demuth abzwänge. Der Schluß der Romanze deutet auf einen ganz andern Mittelpunkt, darauf, daß Cid auch noch im Tode wohlthätig gewirkt. Viel treffender läßt die spanische Romanze 151 den König vor der vom Abt ihm entgegengetragenen Fahne sofort niederfallen und seine volle Verehrung der wunderbaren Größe des Helden aussprechen. — V. 1—17 hat Herder die weitere Darstellung der Romanze etwas verkürzt. Der von der Romanze und von Herder genannte Sancho der Starke (il valiente) ist Sancho VI. (1150—1194), der Urenkel des Cid, der mit Alfonso VIII. von Castilien und den Königen von Aragon in viele Kriege verwickelt war und mehrere glückliche Einfälle in ihre Lande machte. Herder hätte jedenfalls den hier auftretenden Alfonso genauer bezeichnen und von dem Alfonso des Cid unterscheiden sollen. In der Romanze steht: „Mit dem Könige Alfonso hat er Krieg, mit

dem, der in Kastilien herrschte". Nach „der Cid" hat Herder weggelassen „den sich von Bucar nannte der starke Campeador". — V. 27—32 lauten: „Er nahm die Fahne des Cid vom Altare, wo sie stand, da, wo Don Sancho stand, und hob die Fahne in die Höhe. Der König erstaunte, indem er die Fahne bewunderte, da in jener Zeit keine ähnliche Fahne sich fand, die ihr glich, noch in ganz Spanien es eine gab. Der Mönch reichte sie dem Könige, der vor derselben sich demüthigte." — V. 33—49 sind nicht wesentlich verändert; doch heißt es gleich: „In ihm liegt der edle Leichnam des guten Cid, der kämpfte", und statt V. 31 f. steht: „Aus Ehrfurcht für Cid und diese seine geehrte Fahne." — V. 57 heißt es „von jenem guten Cid Campéador, der sich Ruy Diaz nannte." — V. 59—61 sind weitläufig ausgeführt. — V. 62—67. „Zweitens lasse ich sie wegen jener geehrten Fahne und aus Ehrfurcht für seinen Leichnam, den ihr bewahret. Und hätte ich nicht diese Gründe, so wäre es recht sie zu lassen, weil ich sie." — V. 74 f. „Aus diesen Gründen, die ich angegeben, erfülle ich eure Bitte". — V. 76—81. „Es befahl der König, die Beute zurückzulassen und alles, was er genommen. In San Pedro de Cardeña blieb sie sehr lange Zeit, wo man große Almosen gab für den guten Cid, der hier lag."

Wie Herder das Wunder vom Juden, der den Bart des todten Cid berührt (Romanze 150. 151. 201), übergangen hat, so hätte er auch diese Klosterlegende fahren lassen sollen. Das Gedicht würde mit Romanze LXIX treffend abgeschlossen haben, wo freilich die Angabe, daß der Cid länger als 10 Jahre unter dem Tabernakel gesessen, ehe er bestattet worden, wegfallen und der Dichter uns, ohne weitere Hindeutung auf die spätere Bestattung, in dem Augenblick entlassen mußte, wo das Tabernakel vollendet war, etwa mit Hinzufügung eines kurzen Preises des Cid als des

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herders Werken.

23.

II. Legenden.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1880.

Herders Legenden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

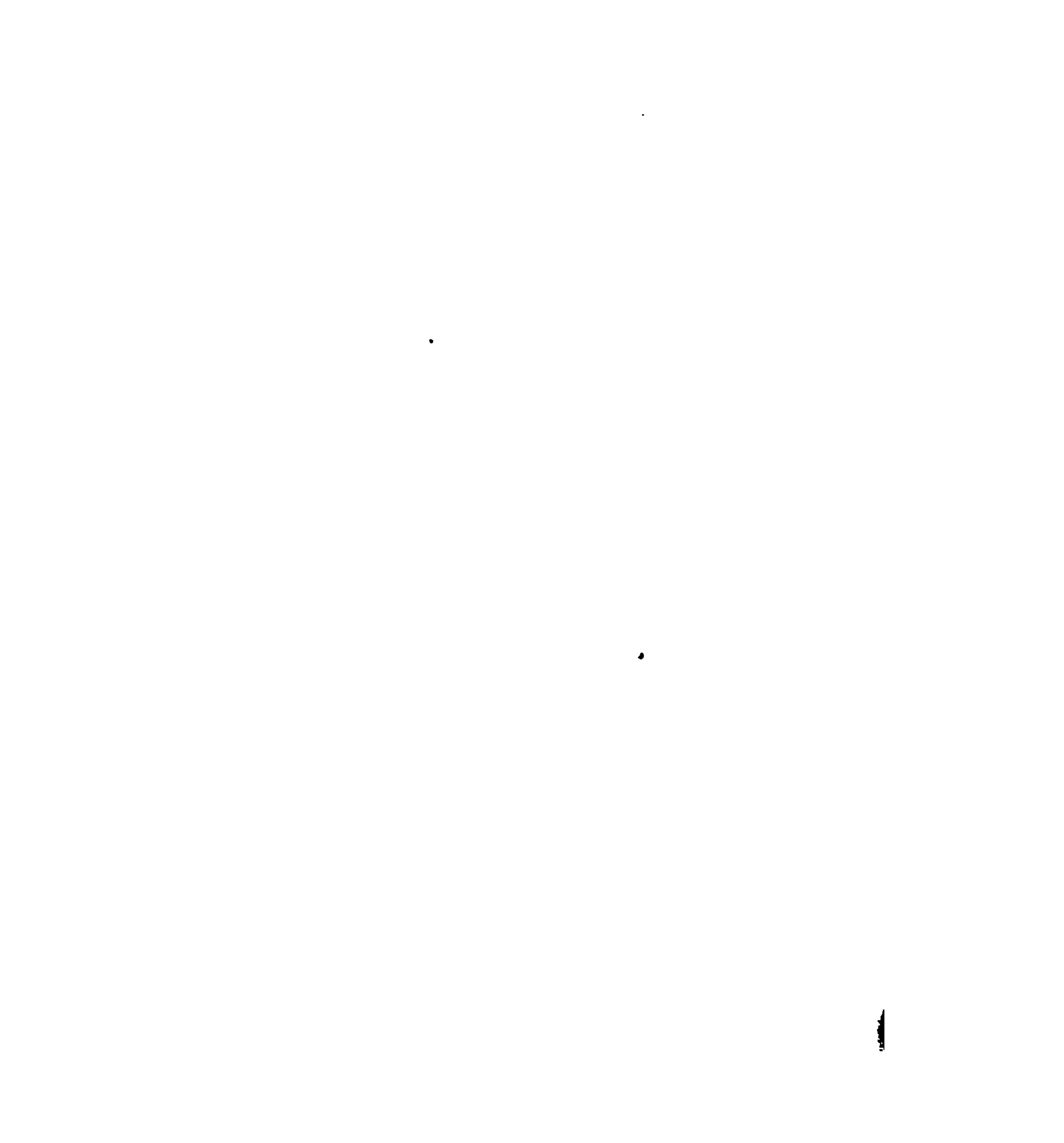
Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag

(Ernst Hoppe).

1880.



Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Vierte Abtheilung:

Erläuterungen zu Herders Werken.

23.

II. Legenden.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1880.

Herders Legenden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1880.

Jede Tugend blüht
An ihrem Ort und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages.

I. Die deutsche Legendendichtung vor Herder.

Unter dem Namen Legende begreift man die gesammte auf religiösem Boden erwachsende Sage, die heilige Sage (ἱερὸς λόγος), im Gegensatz zur Heldensage. In Deutschland trat die christliche Legende erst längst nach der Heldensage, nicht vor dem zwölften Jahrhundert, in das Bewußtsein des Volkes und dessen lebendigen Gesang. Zunächst verbreitete sie sich unter den Geistlichen, und demgemäß im Lateinischen, als der herrschenden Kirchensprache. Bereits im neunten Jahrhundert begegnen wir zwei höchst bedeutsamen Versuchen von Geistlichen, die Erzählung der Evangelien dem Volke in seiner eigenen Sprache und Dichtart nahe zu bringen, und so dem noch immer vorwaltenden Heidnischen und Rohen ein wirksames christliches Gegengewicht zu bieten. Was der altsächsische Heliand für den deutschen Norden, das wurde Otfrieds altfränkische Evangelienharmonie, freilich in geringerm Grade, für den Süden; tauchte der Dichter des erstern tiefer in die volksthümliche Anschauung und das echt epische Element, so ist Otfried mehr ein gelehrter und lehrhafter Bearbeiter, der sich an den lateinischen geistlichen Sängern und den römischen Dichtern herangebildet hat und von ihnen nächst der Bibelsprache seine Töne leiht.

Konnte letzterer wegen seiner Nüchternheit und Ungewandtheit, so wie des fremden Tones wegen nicht tief eindringen, so hatte der altsächsische Dichter den Volkston ganz getroffen, wobei freilich das christliche Element nicht völlig zu seinem Rechte gelangen konnte. Simrock nennt den Heliand das einzige christliche Epos, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum. „Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Herrn und Gebieter.“ Von einem Leben Christi aus dem elften Jahrhundert haben wir nur Bruchstücke einer spätern Bearbeitung. Lyrischer Art sind die derselben Zeit angehörenden sogenannten vier Evangelien, wobei das Lied zu Grunde liegt, das der Bamberger Scholasticus Ezzo 1065 auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe dichtete, durch das viele Zuhörer zum Mönchsstande bestimmt wurden. Sie sollen die im alten Bunde verkündete, im neuen vollendete Neuschaffung des Menschen durch die Gnade Christi darstellen und uns eindringlich mahnen, in unerschütterlichem Glauben an den Heiland auf dem Meere der Welt zur himmlischen Heimat zu steuern. Nach der Schilderung der Schöpfung und der Ausstattung des Menschen leitet der Dichter uns an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes geleuchtet, bis zum Morgenstern, Johannes dem Täufer, welchem die Sonne des neuen Tages in Christus gefolgt, dessen Leben, Wunder und Tod mehr berührt, dagegen eingehend die Erfüllung aller Weissagungen und Vordeutungen des alten Bundes auf das blutige Opfer des hehren Osterlammes hervor-

gehoben wird. Einen ähnlichen Ton schlägt das gleichfalls dieser Zeit angehörende Loblied auf Salomo an, worin jener weise König, die Königin von Saba und des Königs Dienstmannen auf Gott, die Kirche und die Geistlichkeit bezogen werden; an die biblische Erzählung schließt sich die Sage von dem Drachen an, der alle Brunnen Jerusalems austrank, bis ihn Salomo berauscht und zur Angabe des Mittels zwingt, welches den Tempelbau fördert. In den beiden ersten Theilen der Bücher Moses, deren erste Abfassung noch dem elften Jahrhundert angehört (wie auch in dem gleichzeitigen Bruchstück einer Judith) wird die biblische Erzählung einfach wiedergegeben, wogegen im dritten Theile die Geschichten von Moses nur kurz erzählt, manche spätere Sage eingefügt, von Josua gleich auf Christus übergegangen und die mannigfaltigsten Deutungen und Beziehungen höchst gezwungen mit besonderer Neigung herangezogen werden. Eine sinnige, echt gemüthliche Auffassung weht uns in dem Leben Jesu einer Klausnerin Ava zu Göttweih († 1127) entgegen, das nur gelegentlich auf die Vordeutungen des alten Bundes hinweist; eine jüngere Bearbeitung dieses Gedichtes mit vorangeschickter Lebensbeschreibung von Johannes dem Täufer ist die sogenannte görlitzer Evangelienharmonie. Die Behandlung des Versmaßes ist in allen diesen Dichtungen noch sehr regellos.

Mit dem zwölften Jahrhundert wendet sich die aus gläubigem, frommem Gemüthe fließende dichterische Behandlung auch der Mutter des Heilands, den Aposteln und allen Blutzeugen des Christenthums zu, nicht bloß denjenigen, die zur römischen Kaiserzeit litten, sondern sämmtlichen Heiligen bis zur allernächsten Vergangenheit. Der Pfaffe Wernher dichtete

im Jahre 1172 nach einem unechten (apokryphen) Evangelium (liber de infantia Mariae et Christi salvatoris) in drei nur bis zur Rückkehr aus Aegypten reichenden, durch Darstellung, Auffassung, Sprache und größere Regelmäßigkeit des Verses ausgezeichneten Liedern ein Leben Marias, von dem wir nur Bruchstücke und eine etwa ein Jahrzehnt spätere, sowie eine wohl erst dem folgenden Jahrhundert angehörende Bearbeitung haben. Auch fallen in diese Zeit die ältesten Legendengedichte von Johannes dem Täufer, dem Apostel Paulus, von den heiligen Jungfrauen Veronika, Margaretha und Crescentia, dem heiligen Aegidius, von einem wunderlichen Bischof Bonus, von den Heiligen Servatius, Ulrich und Veit, und selbst der im Jahre 1075 gestorbene Erzbischof Anno von Köln erhielt bereits im Anfange des zwölften Jahrhunderts sein Loblied. Alles Wunderbare fand jetzt die bereitetste Stätte, nicht allein wurden die Erzählungen der unechten Evangelien unbedenklich aufgenommen (auch das Evangelium des Nikodemus brachte man in Verse), sondern jeder sonstigen Sage, von wo sie auch kommen, wie wunderlich sie auch sich gebärden, wie deutlich auch ihre sagenhafte Bildung sein mochte, der arglosefte Glaube entgegengebracht. Auch von einer an die Reihenfolge der deutschen Könige sich anlehnenden Legendensammlung haben sich Ueberbleibsel erhalten. Die meisten Geschichten der Heiligen aus der römischen Zeit drangen in die Kaiserchronik ein, deren früheste Gestalt dem zwölften Jahrhundert angehört. An welchen seltsamen Erdichtungen man sich erbaute, zeigen die Geschichte von Pilatus, den man zum natürlichen Sohne eines rheinischen Königs Atus und einer Müllerstochter Pyla machte, und der Bericht vom irischen

Ritter Tundalus, der in einem todähnlichen Schlummer durch Himmel und Hölle geführt wird; beide finden wir schon gegen das Ende des Jahrhunderts behandelt.

Um diese Zeit sehen wir die christliche Legende auch von ritterlichen Sängern aufgenommen, während sie bis dahin ganz in den Händen geistlicher Dichter gewesen. Heinrich von Veldeke, mit dem die neue höfische Dichtung beginnt, schrieb auch einen Servatius. Hartmann von Aue, ein schwäbischer Ritter, der sich dem Kreuzzuge vom Jahre 1197 anschloß, dichtete, nachdem er sich an einem britischen Stoffe, dem Erec des Crestiens von Troyes, versucht hatte, nach der Vie du pape Grégoire le Grand die Legende von Gregorius vom Stein, worin die Oedipussage in christlichem Gewand erscheint. Gregorius, als er das unwissend begangene Verbrechen erfährt, wandert als Bettler aus, duldet jede Schmach, läßt sich endlich von einem Fischer auf einem Felsen im Meere festschmieden, wo er siebzehn Jahre ohne Speise weilt, bis eine Stimme Gottes den Büßer als Nachfolger auf dem eben erledigten Papststuhle bezeichnet. Später fällt die wahrscheinlich nach einem lateinischen Buche bearbeitete schwäbische Volkssage vom armen Heinrich, den Gott wunderbar von der Miselsucht, dem Aussatz, heilt, nachdem er auf das Opfer des armen Mädchens verzichtet, das mit seinem Blute ihn von dem schrecklichen Uebel zu befreien sich bereit erklärt hat, ja schon unter dem Messer des Arztes sich befindet. Simrock erklärt dieses Gedicht für einen Edelstein, der kaum seines Gleichen habe, und für unser bestes christliches Gedicht; die zu Grunde liegende deutsche Sage, vielleicht ursprünglich eine heidnische Opfersage, sei durch das Christenthum so glücklich umgebildet, daß die Idee vollkommen zu Tage

trete und das Wunder kein Wunder bleibe, weil es in der göttlichen Weltordnung begründet sei. Aber der Gegenstand behält immer etwas Abstoßendes, besonders in der Szene, wo das Mädchen sich allein mit dem Arzte befindet (auch ihr Schmähen, als Heinrich auf ihr Opfer verzichtet, ist etwas widerwärtig), und ein irdischer Lohn ist es, welcher dem Heinrich für seine fromme Ergebung in Gottes Willen, dem Mädchen für seine Opfertreue zu Theil wird; denn nur letztere wird doch eigentlich belohnt, nicht echt christliche Hingabe des irdischen Lebens zur Erlangung himmlischer Seligkeit, wie auch Heinrichs Ergebung nicht aus innerster Seele quillt, sondern nur durch Mitleid mit dem geliebten Mädchen hervorgerufen wird, so daß die Triebfeder des Ganzen nicht christlicher Glaube und Duldung, sondern die Macht der Liebe ist. Daß Heinrich auf die Hingabe des Mädchens eingeht und keine Ahnung von dem Frevelmuth des Entschlusses hat, diesem das Herz ausschneiden zu lassen, wirkt doch höchst verletzend; dieser hätte für ein solch sündliches Unterfangen wohl lebenslänglich Buße üben sollen, um es recht anschaulich hervortreten zu lassen, daß der Mensch nie zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen dürfe, sondern gefaßt das von Gott ihm gesandte Uebel ertragen müsse. Die eigentliche dichterische Einheit, welche das Ganze aus einer echt christlichen Idee sich entfalten ließe, können wir dem Gedichte bei aller Anmuth und der eben so reinlichen als gefühlten Ausführung des einzelnen unmöglich zugestehn.

Schon hier, wo die höfische Dichtung sich der Legende bemächtigt hat, vermissen wir den Pulsschlag jenes tief ergriffenen, ungezwungenen Glaubens, der die frühern Darstellungen beseelt. Die überwuchernde ritterliche und höfische Dichtung durchbrach

immer mehr die Macht gläubiger Verehrung, und so trat die Legende zur Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung ganz zurück, und als sie um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder aufgegriffen ward, da war der alte Geist einfältigen, sich ganz gefangen gebenden, im Wunderbarsten sich am behaglichsten fühlenden Glaubens geschwunden; die dichterische Kunst war zur höchsten Höhe gediehen, aber die Gewalt ureigener Glaubensglut vermochte sie nicht einzuhauchen. Von geringer Bedeutung sind am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts des Oesterreichers Konrad von Fussesbrunnen Kindheit Jesu nach sagenhafter, vielleicht französischer Quelle, des Geistlichen Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt und die Urstende, eine trockene Erzählung von Christi Leiden, Auferstehung und Höllenfahrt nach dem schon genannten Evangelium des Nikodemus. Der Schweizer Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, ein Nachahmer Gottfrieds von Straßburg, der die Zeit der höchsten Blüte der ritterlichen Dichtung überlebte (er starb kurz nach 1250), bearbeitete in spätern Jahren, wo er bereits seine weltlichen Gedichte als ein Werk des Truges betrachtete und auf die Welt verächtlich herabblickte, die auf buddhistischer Grundlage beruhende Sage von Barlaam und Josaphat, welche den Sieg des Christenthums über die heidnische Lehre nach einer lateinischen Uebersetzung der dem Johannes von Damaskus (in der Mitte des achten Jahrhunderts) irrig zugeschriebenen griechischen Erzählung darstellt. Der Mangel an wahrer innerer Begeisterung in Behandlung dieser vom Abte von Guido erhaltenen, zu rhetorischer Ausführung geschickten Sage läßt sich nicht verkennen. Auch ein Bischof Otto und ein anderer unbekannter

Dichter versuchten sich an diesem Stoffe. Rudolfs Eustachius (vgl. Herders Legende 25) ist uns nicht erhalten. Von einer andern gleichzeitigen dichterischen Bearbeitung dieser Legende haben wir Bruchstücke. Auch in seinem guten Gerhard, den er auf Antrieb eines Rudolf von Steinach schrieb, ist die nach sonstigen Sagen (vgl. Herders Legende 5) gedichtete Einfassung der Erzählung legendenartig: Kaiser Otto I. wird durch die Stimme Gottes gedemüthigt, der ihn auf den guten Gerhard als ein Musterbild von wahrer Milde und Güte hinweist, dessen Name im Buche des Lebens in goldener Schrift erglänze, wogegen darin des stolzen Kaisers, der den Himmel um Belohnung seiner großen Verdienste angegangen hatte, gar nicht gedacht sei. Der Baier Reinbot vom Turn schrieb auf Wunsch Otto's des Erlauchten von Baiern (1231—1253) nach französischer Quelle in Nachahmung Wolframs von Eschenbach das Leben des heiligen Georg nicht ohne Schwung und ergreifende Lebendigkeit, woneben es freilich an Schwulst und Ueberspanntheit nicht fehlt; die ängstliche Ausmalung der schrecklichsten und scheuslichsten Martern ist höchst widerwärtig. Eine der frühesten Dichtungen war des bürgerlichen Sängers Konrad, der sich von Würzburg nannte (er starb 1287), eines Nachahmers von Gottfried, Legende vom heiligen Nicolaus nach dem Lateinischen; derselbe behandelte auch nach lateinischer Quelle die Legende des heiligen Alexius, eines vornehmen römischen Jünglings, der gleich nach der Hochzeit seine Frau verläßt und ein Leben voll der herbsten und schmachvollsten Entbehrungen führt. Ueber diese sehr beliebte, mehrfach bearbeitete Sage vgl. Goethes Brief aus Münster vom 11. November 1779 in den Briefen aus der Schweiz. Auch

dichtete er die Sage vom heiligen Papst Silvester, der Kaiser Konstantin zum Christenthum bekehrte (vgl. Herders Legende 17), und die für zwei baseler Bürger in deutsche Verse gebrachte Legende des heiligen Pantaleon. Gleichzeitig mit letzterm bearbeitete ein unbekannter hessischer Dichter, gleichfalls in Nachahmung Gottfrieds, die Vita sanctae Elisabethae des Dominikaners Dietrich von Apolda; derselbe dichtete auch eine Geschichte der Erlösung. Der Bruder und deutsche Ordensritter Hugo von Langenstein aus Schwaben führte im Jahre 1293 elf von den zwanzig Martern der heiligen Martina in einem über 30000 Verse umfassenden Gedichte aus, worin er die einfache von Rom mitgebrachte Legende durch weitläufige Schilderungen, Ausschmückungen, Allegorien und Lehren aller Art aufzustutzen suchte. Wackernagel nennt den Dichter der überlangen Legende verworren und verwildert in Sprache und Vers, geschmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll Entlehnungen aus Reinbot und Konrad. In dieselbe Zeit gehört das aus mehr als hunderttausend Versen bestehende Passional eines unbekannten geistlichen Dichters, dessen Sprache auf das nordwestliche Deutschland hinweist. Das Ganze zerfällt in drei Bücher, von denen das erste von Jesu und Maria, das zweite von den Aposteln und in einem Anhange vom heiligen Michael, von Johannes dem Täufer und Maria Magdalena handelt, das dritte die Legenden von 75 Heiligen nach der Folge des Kirchenjahres vom Dezember (dem 6. Nicolaus) bis Ende November (den 25. Katharina) umfaßt. Beim Leben Marias und bei der Kindheit Jesu hat der Dichter ein lateinisches Reimgedicht, bei den Legenden Marias ein dem zwölften Jahrhundert angehörendes lateinisches Werk benutzt. Im zweiten Buche folgt er außer

der Bibel den sagenhaften Acta apostolorum, den Kirchenvätern und manchen andern, auch deutschen Quellen, ja selbst mündlichen Berichten. Zum dritten Buche benutzte er außer einer umfassenden Lebensbeschreibung der Heiligen, die auch der genuesische Erzbischof Jakob von Viraz (de Viragine oder Voragine), der 1298 starb, bei seiner später als legenda aurea oder historia Lombardica bezeichneten lateinischen Legendensammlung zu Grunde legte, viele einzelne Quellen. Daß er nicht ohne „großes Umsuchen" die drei Bücher vollbracht und, so viel er gekonnt, der rechten Wahrheit sehr nachgeforscht habe, sagt er selbst in der „Nachrede" des letzten. Von demselben Dichter ist uns handschriftlich noch ein Leben der Altväter in 30000 Versen erhalten, nach den zehn Büchern der das Leben der Einsiedler darstellenden sogenannten Vitae patrum.*) Auch einzelne Legenden, wie die von den Siebenschläfern, scheinen ihm anzugehören. Ein Marienleben dichtete der Karthäuserbruder Philipp. Prosaische Predigtmärlein zur Veranschaulichung der vorgetragenen Lehren finden sich schon jetzt.

Auch im vierzehnten Jahrhundert verstummte die Legendendichtung nicht, aber sie schleppte sich nur im gewohnten Schritte ohne besondere dichterische Kraft und gläubige Begeisterung fort. Das Leiden des Heilands behandelte ein Bruder Johann von Frankenstein in Polen in einem von Christus als erstem Kreuzträger der Kreuziger (cruciger) überschriebenen Gedichte. Marienleben reimten Walter von Rheinau und der Schweizer

*) De vita et verbis seniorum, deren von dem Jesuiten Heribert Rosweyd besorgte große Ausgabe (1615) für Herder eine Hauptquelle war. Vgl. H. Bone „Buch der Altväter oder Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler" (Paderborn 1863).

Wernher; des Konrad von Heimesfurt Gedicht von unserer Frauen Hinfahrt wurde neu bearbeitet. Aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts besitzen wir eine Darstellung des Lebens und der Wunder der heiligen Elisabeth in sieben Büchern von mehr als 11000 Versen. Herzog Lothar von Braunschweig, der 1331—1334 Hochmeister des deutschen Ordens war, schrieb das Leben der heiligen Barbara in deutschen Versen. Auch die heiligen Frauen Marina, Susanna und Ursula, sowie die heiligen Dreikönige wurden dichterisch behandelt. Mehr als je betrieb man das Legendendichten handwerksmäßig, es galt für ein gutes Werk, wozu es weiter keines innern Antriebes bedurfte; aber diese gutgemeinten Versuche fanden auch keine weite Verbreitung. Ein prosaisches Buch von der Heiligen Leben ließ Hermann von Fritzlar von 1343—1349 von einem andern schreiben; es war „zusammengelesen aus vielen andern Büchern und aus vielen Predigten und aus vielen Liedern"; derselbe meldet, daß noch zu seiner Zeit die Blinden auf den Straßen das Leben und die Zeichen des heiligen Nicolaus sangen. Die erbaulichen Predigtmärlein, zu denen man jetzt auch die Legenden verwandte, wurden immer beliebter. Dem vierzehnten Jahrhundert gehört auch wohl das vielverbreitete Leben der Heiligen nach Jakob von Viraz an, welches seit 1471 als Winter- und Sommertheil mehrfach aufgelegt ward, ebenso das Leben der heiligen Altväter nach den Vitae patrum. Daneben erhielten sich auch lateinische Legendenbücher fort, wie des Karmeliters Johann von Hildesheim, der 1315 starb, Historia trium regum.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert erhielt sich die Legenden-

dichtung; so finden wir die Heiligen Alexius, Barbara, Dorothea, die Dreikönige, Elisabeth, Eustachius, Georg, Hieronymus, Katharina, Margaretha und Veronika, zum Theil mehrfach, von bekannten und unbekannten Dichtern behandelt. Eine gereimte Passion dichtete der Stadtschreiber Johann Rothe aus Eisenach, der 1434 als Domherr daselbst starb. Von ihm haben wir auch ein Leben der heiligen Elisabeth. Höhern dichterischen Werth hat des Kunz Kistener Legende von den Jakobsbrüdern. Die Beliebtheit der Legende und der Werth, den man ihr beilegte, ergibt sich besonders daraus, daß die Buchdruckerkunst gleich in der ersten Zeit sich auf Legendenbücher warf, die, wie auch mystische und ascetische Schriften, dem Hange der Zeit entsprachen. Alle Feste der Heiligen und der Mutter Gottes und ihrer wunderthätigen Bilder hatten ihre eigenen prosaischen Legendenbücher. Nur wenige Spuren der Legende bietet das sechzehnte Jahrhundert; sie sind meist im Liederton, häufig haben wir nur neue Drucke älterer Gedichte. Der Protestantismus verdrängte die Heiligenlegende mit dem Heiligendienste. Hans Sachs hat sich ausnahmsweise der Legende zur moralischen Einkleidung als Schwank bedient (mehrfach tritt der Heiland mit St. Peter auf, wie im St. Peter mit der Geiß), häufiger hat er sie dramatisch behandelt. Im Drama, in den geistlichen Spielen, besonders in den Jesuitenkomödien hat sich die heilige Sage am längsten dichterisch erhalten. Sonst fristete die Geschichte der Heiligen fast nur noch in prosaischen Darstellungen ihr Leben, oft mit abgeschmackten Zuthaten und langweiligen Lehren verschüttet, wie es in den weitverbreiteten Legenden der Heiligen des Kapuzinerpaters Martin von Cochem geschah, neben welchen

die deutschen Uebersetzungen des Lebens der Heiligen des Spaniers Ribadeneira, die gelehrten Werke von Surius und die von dem Jesuiten Johann von Bolland 1643 begonnenen, von dem nach ihm benannten Bollandisten mit längerer Unterbrechung fortgesetzten gelehrten und weitschweifigen massenhaften Folianten der Acta sanctorum hergingen.

II. Herders Legenden.*)

Herder, welcher überall den Geist der Völker und Zeiten zu erfassen sich gedrungen fühlte, mußte auch von der eigenthümlichen Bedeutung der neuern Legende um so lebhafter angezogen werden, als dieselbe für die Entwicklung des christlichen Lebens von höchster Wichtigkeit gewesen. Aber in die 1778 und 1779 herausgegebene Sammlung Volkslieder der ganzen bewohnten Erde gestattete er der christlichen Legende keinen Eingang. Später fesselte ihn dauernd die griechische Anthologie, aus welcher er viele Gedichte übertrug; nicht weniger wandte er sich der römischen und morgenländischen Dichtung zu; auch die ältere deutsche Literatur hatte er schon früher in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, und sie sprach ihn immer von neuem an, wo er denn die verrufene Legende eben so wenig als auf theologischem Gebiete außer Acht lassen konnte. Daß er schon im Jahre 1780 die Legende St. Franziskus und die Grille bearbeitet hatte, zeigt ein Brief an J. G. Müller. Im Januarheft von Wielands „Teutschem Merkur" 1782 findet sich unter der Chiffre J. seine Legende von Jo-

*) Vgl. jetzt Tobien „Herder als Gründer der Legendendichtung", Programm von Lüdenscheid (1864).

hannes und dem Jäger.*) Die Briefe das Studium der Theologie betreffend (1780 und 1781) gedenken der Legende nicht, obgleich er dort auf die dichterische Ausschmückung der Erzählung der Evangelisten zu sprechen kommt, gegen die er sich entschieden erklärt, da dem Christenthum unendlich an der einfachen thatsächlichen Wahrheit, diesem unerschütterlichen Boden seines Daseins, gelegen sei. „Die Absicht und die Einfachheit des Christenthums erträgts nicht, daß seine Geschichte das Feld willkürlicher, wenn auch aufs beste gemeinter Dichtungen werde." Wer ihm ein Evangelium Christi zum Roman mache, bemerkt er, habe sein Herz verwundet, hätte er es auch mit dem schönsten Roman von der Welt gethan. „Mein Auge reicht nicht so weit, den Triumphirenden Stern nach Stern vorbeiziehen zu sehn, wie ihn der alte Otfried und Scultetus schildern, und so schlage ichs lieber zur Erde, wie mir die Himmelsboten sagten." Bereits 1767 hatte er es Klopstock vorgeworfen, daß sein Messias nicht so menschlich wie in den Erzählungen des neuen Testaments erscheine. Einige Szenen aus dem Leben des Heilands hatte er freilich selbst früher in Cantaten- oder Liederform dargestellt.

Als er im Jahre 1785 die erste Sammlung der zerstreuten Blätter herausgab, begann er dieselbe mit einer großen Anzahl übertragener Epigramme aus der Anthologie und einer deren Bedeutung in das Licht setzenden Abhandlung; dieselbe Sammlung brachte noch eine Reihe sinnbildlicher, auf den alten griechischen Mythus gebauter Dichtungen (Paramythien). Zwei Jahre später gab er in der dritten Sammlung unter dem Titel

---

*) Wir geben diese unten am Schlusse.

Blätter der Vorzeit ähnliche Dichtungen aus der Sage oder Geschichte der Morgenländer; schon der Merkur vom Jahre 1781 hatte einige davon als jüdische Dichtungen und Fabeln mitgetheilt. „Niemand vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel“, schreibt er; „sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Ausbildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie da stehen, ganz in der Tradition gegeben. Alle andern aber stützen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen, und je mehr sie sich auf solche stützen, je echter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Märchen seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet.“ So hielt er also bei den Erzählungen des alten Bundes das für völlig unbedenklich, was ihm bei den Evangelisten, wo alles gerade auf die thatsächliche Wahrheit ankomme, Entweihung schien. Erst 1792 erschien die vierte Sammlung der zerstreuten Blätter. Sie gab zunächst unter dem Titel Rosenthal eine große Anzahl Lehrsprüche aus dem Blumengarten des persischen Dichters Saadi und ähnlichen Werken; nicht als eigentliche Kunstwerke wollte er diese schönen „Kinder der Phantasie und des Verstandes“ verpflanzt haben, vielmehr sollten sie als treffliche Sittensprüche aufgenommen werden. Auch Indien mußte zu derselben Sammlung beisteuern; denn er theilte hier die Sprüche

einiger Bramanen und seine Betrachtungen über das indische Drama Sakontala mit, wovon G. Forster eben eine deutsche Uebersetzung geliefert hatte. Die fünfte Sammlung (1793) ward mit Parabeln und Gesprächen des „alten, geliebten" Johann Valentin Andreä eröffnet, wovon Herder schon früher (1779) einzelnes übersetzt geboten hatte. Bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftige, äußerte er, habe er geglaubt, nicht nach Ergetzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke verleihe. Nach den Mittheilungen aus Andreä gab er Briefe zum Andenken an einige ältere deutsche Dichter, denen in der letzten Sammlung vielleicht Briefe über einige ältere deutsche Prosaisten folgen sollten. „Der Keim alter Redlichkeit, Biederkeit und Treue ist in unsern Vorfahren", bemerkte er, „ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unserer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen." Die Briefe über unsere ältern deutschen Dichter beginnen mit Otfried und dem schon in den Volksliedern mitgetheilten Ludwigslied; in letzterm findet er Charakter, deutsche Brust, deutschen Muth, deutsche Treue, eine Anhänglichkeit an die Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Dichtung eigen gewesen. Von dem Lobgesange auf den heiligen Anno, diesem „pindarischen Loblied", macht er ausführliche Mittheilung. „Was sagen Sie zu dem Gedichte?" fragt er. „Zu seiner Kom-

position, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zur Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobreder, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen, wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! — Das Gedicht ist wie eine ungeheure gothische Kirche, im schönsten Stil dieses Geschmacks.“ Die folgenden Briefe handeln von den Minnesingern, Reineke dem Fuchs, einer der ersten Kompositionen, die er in irgend einer neuern Sprache kenne, und die bald in einer neuen Gestalt (in Goethes Bearbeitung) gewiß zum zweitenmal ein klassisches Werk unseres Volkes sein werde, weiter von den Spruch- und Fabeldichtern, von den Grüßen und Priameln der Meistersänger, von Hans Sachs, „der Meistersänger Meister“, Luther, Andreä und Weckherlin. Der Cäcilia überschriebene Aufsatz geht von der Stelle der Legende aus, durch deren Mißdeutung jene Heilige zur Schutzheiligen der Musik geworden sei. Die sechste und letzte Sammlung (1797), die Herder mit einigen Gedichten der durch die Wahrheit ihrer reinen, hohen Empfindung ihn anziehenden römischen Dichterin Faustina Zappi eröffnet, schließt mit der Abhandlung über die Legende und 21 von ihm bearbeiteten Gedichten dieser Art.*) In dem Vorbericht gibt er die Bemerkungen, welche sich mit einer geringen am Anfang gebotenen Veränderung als Vorerinnerung des Verfassers in den

*) Im Jahre 1796 hatte er in der siebenten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität (84) bemerkt: „Wenn Mönche dergleichen (wunderbare) Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst darnach schrieben, so thaten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens, Denkart der Zeit.“

Werken finden. Schon am 26. Dezember 1796 schrieb er an Gleim: „In den zerstreuten Blättern kommen Legenden, für die Ihr mich als einen Kirchenvater verehren sollt"; er bezeichnet sie als christliche Märchen. Es waren die ersten Versuche dieser Art seit der Reformation.*) Den 10. Februar 1797 gingen die ersten gedruckten Bogen der Legenden an Gleim ab. „Die besten Legenden kommen noch nach", bemerkte Herder; „die lustigen habe ich auf ein andermal gespart." Also auch an solchen fehlte es ihm nicht; nur eine davon hat er später gegeben. Daß auch schon J. G. Jacobi einmal die Absicht gehabt, Legenden zu dichten, meldet Gleim, dem Herders Gattin am 19. März das vollständige Exemplar der letzten Sammlung der zerstreuten Blätter gesandt hatte.

Zu Weimar scheinen die Legenden Aufsehen gemacht zu haben. Herders Gattin schreibt am 6. Mai 1805 dem Mitherausgeber der Werke, J. G. Müller: „Schiller fragte den Vater (Herder): „Woher nehmen Sie den Stoff zu Ihren Legenden?" Der Vater antwortete: „Aus der Geschichte und den Sagen. Hier ist eine reiche und noch ungebrauchte Fundgrube." Geist- und seelenvolle Menschen haben seine Legenden mit unendlichem Interesse aufgenommen; mehrere haben ihm nach versucht, aber den geistigen Sinn des Wunderbaren verfehlt. Selbst Schiller hat einen ganz verkehrten Begriff davon; er sagt, das Wunderbare müsse unzusammenhängend mit der Person und der Gegenwart sein. Der Vater hingegen sagt gerade das Gegentheil:

*) Wielands Sixt und Klärchen oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein (1775) in zwei Gesängen kann ebensowenig zu den christlichen Legenden gerechnet werden als des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen in Alexandrinern (1784) von Karl Arnold Schmidt.

das Wunder muß zusammenhängend mit unsern innersten Gedanken, Wünschen und Beschäftigungen sein; es ist gleichsam eine geistige Sanktion, Hülfe und Aufmunterung dessen, was wir jetzt in diesem Augenblicke bedürfen, oder es ist ein heiliges Siegel auf unsere Handlung und den Glauben ans Gute, das als die Frucht unserer Tugend unerwartet hervorspringt." Hiermit vergleiche man die hieraus zum Theil Licht gewinnende Aeußerung derselben in den Erinnerungen: „Diese Epopöen im kleinen thaten unserm Herzen wohl, und erheiterten uns manche Stunde voll Druck und Trübsinn. Auch bei andern unparteiischen und gefühlvollen Lesern machten sie den gleichen Eindruck. — In Weimar wurde bei Anlaß dieser Legenden über Wunder viel hin und her geredet. Gewisse Männer, die uns bisweilen besuchten, stellten den krassesten, mißgestaltetsten Begriff davon auf: ein Wunder müsse ohne allen Zusammenhang mit der Gegenwart und dem Natürlichen sich ereignen; je weniger es Bezug auf den Menschen, dem es begegne, habe, je fremder und heterogener es alle dem sei, was jetzt da ist, desto vollendeter sei es ein Wunder. Es schmerzte Herder, eine solche Sache so schief gestellt, so mißverstanden zu sehn." Auf Veranlassung der herderschen Legenden scheint Goethe die in der Weise von Hans Sachs bearbeitete schwankartige Legende von St. Peter und dem Hufeisen im Mai oder Juni 1797 gedichtet oder zur Mittheilung in dem schillerschen Musenalmanach auf das nächste Jahr hervorgesucht zu haben. Seine Braut von Korinth wurde in demselben Jahrgange des Musenalmanachs als indische Legende bezeichnet. A. W. Schlegel dachte Herder durch die Legende der heilige Lukas zu überbieten. Herder gab später außer jenen 21 Legenden und der am

Schlusse der Vorerinnerung noch: das Teufelchen mit dem verbrannten Daum, Tödten und Lebendigmachen, Freundschaft nach dem Tode, die wiedergefundenen Söhne, die wiedergefundene Tochter und Cäcilia, die meist in der Adrastea erschienen. Herders Gattin bemerkt, er habe den Stoff dazu 1801 in einem baierischen Dorf in einem alten Legendenbuch*) gefunden; denn kaum dürfte sich diese Aeußerung auf die zuletzt angeführte Freundschaft nach dem Tode allein beziehen.**) In der ersten Ausgabe der Werke wurden die spätern Legenden der Sammlung eingefügt; nur blieb die Legende die Rosen am Ende der Vorerinnerung stehn und Cäcilia in ihrem ursprünglichen Zusammenhang in der aus der Adrastea genommenen Abhandlung über Händel. Herders unmittelbarer Nachfolger ward der Prediger L. Theobul Kosegarten auf Rügen, der sich in den verschiedensten Arten der Lyrik, Oden, Idyllen und Liebesgesängen, versuchte und das Schöne nur als anmuthige Erscheinung des Guten betrachtete. Schon 1804 erschienen von ihm zwei Bände Legenden. Später ging die Legende mit der gesammten Sagendichtung ihre eigenen Wege.***)

*) Von Pater Kochem oder von Ribadeneira? Die deutsche Uebersetzung des letztern war in Baiern erschienen.

**) Sie nennt außer dieser beispielsweise nur die wiedergefundenen Söhne und die wiedergefundene Tochter. Alle drei Stoffe konnte Herder auch in den früher von ihm benutzten Quellen finden; sie hatten sich ihm aber damals wohl nicht so lebhaft aufgedrungen.

***) Erst in der dritten Ausgabe der Werke erschienen Goethes schon in den siebziger Jahren gedichtete Spottverse auf die gemeine Vorstellung von der ewigen Seligkeit, die er launig Legende überschrieb. Noch später fällt das Mittelstück seines Paria, das, weil es die zu Grunde liegende indische Sage enthält, als Legende bezeichnet ward.

Eine Hauptquelle Herders bildeten die Vitae patrum und die legenda aurea; daneben wurden die bis zum 53. Bande (14. Oktober) gediehenen Acta Sanctorum der Bollandisten und die Kirchengeschichte von Eusebius, vielleicht auch anderes benutzt; einzelne Legenden scheinen auf eigener Erfindung zu beruhen. Wenige der überlieferten Sagen hat Herder so gelassen, wie er sie vorfand; manchen hat er eine durchaus andere Wendung und Beziehung gegeben, oft sie in ihr gerades Gegentheil verkehrt, bei einigen bloß einen Zug herausgegriffen, auch wohl einen unbedeutenden Keim zu entwickeltster Gestalt ausgebildet. Seine Gattin bemerkt: „Er hat die Legenden aus alten, vergessenen Büchern genommen; was aber in diesen oft kraß und grell, voll Märchen und Mönchsabsichten, ohne allen Zweck und Zusammenhang, ja oft das menschliche Dasein trübend und zerstörend in der Erzählung hingestellt wird, das ward unter Herders Bearbeitung rein menschlich, geistig, ein ebenso rührendes als erhebendes Beispiel von Vorsehung, Tugend und Gottergebung.“ Herder selbst sagt, er habe seine Legenden, die er als Erzählungen bezeichnet, dem lehrenden Idyll näher bringen wollen. Unter dem Namen Idyll, der eigentlich ein Bildchen, und demnächst jedes kleine zierliche Gedicht bezeichnet, verstand Herder, wie er später in der Adrastea bemerkt, „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück“. Hiermit trat er der gewöhnlichen Begrenzung des Begriffes der Idylle entgegen. Schon Schiller hatte den Namen der Idylle in weiterm Sinne gefaßt, indem er Elegie und Idylle als Unterarten der elegischen Dichtung bezeichnete, welche die Natur der Kunst und das Ideal

der Wirklichkeit so entgegenstelle, daß die Darstellung des erstern überwiege und das Wohlgefallen daran herrschende Empfindung werde. In der Elegie sind nach ihm Natur und Ideal ein Gegenstand der Trauer, da jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird; in der Idylle erscheinen sie als ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich hervortreten, da sie uns die unschuldige und glückliche Menschheit, den Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen, vorstellt. Herder bemerkt, das idyllische Glück ruhe nicht allein im Hirten-, Fischer- und Jägerstande, sondern in jedem Stande; in allen Lagen des Lebens, wenn sie nicht wider die Natur seien, könne unser Verstand, aus unserm Herzen sprossend, sich durch Kunst dieses Lebensidyll schaffen; „Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend. / Groß und neu wird hiermit das Gebiet des Idylls. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Von der äsopischen Fabel an (wie manche Erzählung unter ihnen ist rein idyllenartig!) durch Erzählungen, Lieder, Märchen, Romane, Legenden u. s. bis zum Drama, der Oper, dem Epos hinan erstreckt sich dies Gebiet; in allen diesen Gattungen haben wir die schönsten Idyllenszenen. Je näher unserer Lebensweise, desto näher treten sie an unser Herz! „Hier ist Arkadien, vor dir, um dich, es sei nur in dir!“ — Ja lasset uns den Idyllentraum verfolgen; im Anblick dieser reinen Gestalten lernen wir Kletten abschütteln, die uns sonst widrig anhingen, und die kleinen Dämonen verjagen, die mehr als große Unfälle gewöhnlich uns beunruhigen, necken und stören.“

darüber gar nicht andeutet; hörten wir ihn ja eben in einem Briefe an Gleim die „lustigen" Legenden für ein andermal sich aufsparen. Freilich kann der Name Legende an sich jeder aus der Geschichte des Heilands, Marias, der Apostel oder der Heiligen genommenen Dichtung, selbst in dramatischer Form, zugetheilt werden, und man versteht neuerdings darunter jede derartige kleinere Erzählung, aber Herder wollte doch eine besondere, bestimmt begrenzte Dichtart daraus bilden. Lustige, eine Lehre mit eindringlicher Einfalt aussprechende Geschichten, und bezögen sie sich auch auf die bedeutendsten Heiligen, lassen sich zu einer solchen nicht ziehen, noch weniger, solche Darstellungen, welche eine Verirrung des Mönchthums als Warnung uns vorhalten. Gerade die Tugenden, welche reiner Andacht entsprießen, wollte Herder in seinen Legenden zur Erweckung andächtiger Verehrung lebendig schildern; aber von diesem in der Abhandlung festgehaltenen und durchaus anzuerkennenden Grundsatze ist er bei einer großen Anzahl seiner wirklichen Legenden abgewichen, und hat manche geliefert, die freilich in Beziehung zum Mönchsthume oder zur christlichen Anschauung stehen, aber nichts weniger als reine Erbauung in der Seele wecken.

Der charakteristische Zug der herderschen Legende ist das Lehrhafte. Seine Legenden sollen Beispiele zu einer Lehre sein. Häufig spricht der Dichter den allgemeinen Satz am Anfange oder am Ende aus, seltener begnügt er sich mit der Erzählung allein. Zuweilen beginnt und schließt die Legende mit allgemeinen Sätzen, so daß sie in den Predigtton übergeht; diesen Charakter derselben liebte Herder ganz besonders, wobei ihm wohl der Gedanke vorschwebte, daß Legenden zur öffentlichen

wie zur häuslichen Erbauung vorgelesen wurden. Daher erlaubt er sich auch wohl eine weitere Nutzanwendung oder sonstige Beziehung, wodurch die einheitliche Abrundung verloren geht; war es ihm ja zunächst darum zu thun, die Legende nutzbar zu machen und sie als eindringliche Mahnung zu verwenden. Doch fehlt es auch unter seinen Legenden nicht an wirklich gelungenen, treffend in sich abgerundeten, welche den lehrhaften Ton nicht über Gebühr vorkehren, sondern die Lehre aus der Darstellung selbst uns entgegentreten lassen, wie Legende 2. 10. 18. 24. 26; in andern ist die Lehre durchaus nicht störend, sondern erwächst einfach aus der Erzählung, wie Legende 3. 5. 25. 27; bei andern kann die Lehre völlig wegfallen, ohne die Selbstständigkeit des Gedichtes zu verletzen. Von ganz eigenthümlicher Art ist die treffende Legende Christenfreude. Sehen wir von der eigentlichen festen Begrenzung des Charakters der Legende ab, so verdienen auch andere Legenden, wie 9. 11. 12. 15, besondere Auszeichnung, weil sie den zu streng lehrhaften Ton vermeiden.

Freilich den Duft dichterischen Schwunges darf man in den herderschen Legenden nicht suchen. Wenn dieser im allgemeinen der Ansicht war, die Dichtung bedürfe des Schmuckes viel weniger als Prosa, ihr wahrer Schmuck sei „hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief eingreifende Bildung der Gedanken d. i. Dichtung“, wenn er überhaupt in allen seinen Dichtungen dem Schmucke des Ausdrucks entsagt, nur zuweilen ein wirksames Bild oder eine dichterische Uebertragung sich gestattet, so schien ihm eine solche Enthaltsamkeit, und mit vollstem Rechte, besonders bei der Legende geboten, da die Gestalten der Heiligen mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Würde und Schön-

heit auftreten, daß sie durch fremden Schmuck nicht buhlend zu reizen brauchen. Den schlichten, einfach treffenden, knapp sich anschmiegenden, möglichst wenig vom geraden Weg abgehenden Ausdruck hielt er hier allein für passend. Den Reim schloß er völlig aus. Zum Versmaß wählte er den fünffüßigen Trochäus mit seinem würdigen Ernste oder den der gewöhnlichen Rede nähern fünffüßigen jambischen Vers. Nur in der spätern Legende Cäcilia wich er hiervon ab, indem er kleinere jambische Verse gebrauchte, von denen neun eine Strophe bilden und die beiden vorletzten auf einander reimen, und in der Legende die Turteltaube fügte er das Lied der Taube in kleinen daktylisch-trochäischen Versen ein. Strophisch ist auch der Gesang der Muse in der Legende die Fremdlinge. Ganz abweichend von allen übrigen Legenden sind die wiedergefundenen Söhne in Strophen von sieben vierfüßigen trochäischen Versen geschrieben, von denen der zweite, vierte und siebente männlich, die übrigen weiblich schließen. Freilich ist der dichterische Werth dieser Legenden hiernach nicht sehr bedeutend, aber Herders feiner Sinn tritt auch in ihnen wohlthuend hervor. Wenn Götzinger behauptet, die Darstellung habe etwas höchst Unbehagliches, sie sei durchaus modern und wolle doch antik oder romantisch sein, sie sei durchaus verständig und dozirend, und wolle doch gläubig und kindlich sein, so ist dieser Tadel ein ganz unbefugter. Herder wollte die Legenden unserer Zeit nahe bringen und sie deshalb in einem für diese berechneten Tone darstellen: er suchte nicht durch süßliche Sprache und innige Kindlichkeit des Ausdrucks zu bestechen, sondern wollte auf den gesunden Sinn durch einfache Erzählung jener frommen Dichtungen wirken, denen er nicht

erst Innigkeit und Gemüthlichkeit zu leihen brauchte, da sie aus tief ergriffenem Gefühl geflossen. Die alte Sage rollt er vor unsern Augen auf, indem er sie in ihren Hauptzügen schildert, er übergeht weniger wirksame Nebenumstände, setzt nach Gebühr ins Licht oder in Schatten, ja erlaubt sich auch zu seinem Zwecke einzelne Veränderungen, um einer weniger gläubigen und kindlichen Zeit keinen Anstoß zu geben und die innere Bedeutung mehr hervortreten zu lassen. Nicht den Kindern und einem kindlichen Sinne, sondern dem Volke einer aufgeklärten Zeit hat er die Legenden geschrieben, um sie auf diese längst vergessenen Beispiele hinzuweisen, damit ihm die Größe jener ganz verlorenen Tugenden vor Augen trete, und diese ernst würdige, klar verständige Darstellung wirkt eindringlicher als das Hinüberspielen in die durch die Einbildungskraft aufgeregte Gemüthswelt vermöchte. Herder stellt nicht als begeisterter Sänger dar, sondern als ernst würdiger Lehrer, der auf diese erhabenen Beispiele mahnend hindeutet. Ihn leitete die Ueberzeugung, daß diese schmucklosen, von jeder Gefühlsschwärmerei und jedem Schwunge der Einbildungskraft freien Erzählungen, wenn auch nicht in der von solchen Dichtungen abgewandten Gegenwart, doch in der Zukunft zu wirken, zu erheben und zu trösten gar wohl geeignet seien. Wenn er nicht, wie in seinen morgenländischen Dichtungen, auf jede Versform verzichtete, so that er dies, um der ganz schmucklosen Darstellung in diesem gemessenen Schritte ein gewisses Gegengewicht zu geben, und sie, da er auch das rhetorische Pathos vermeiden wollte, wenigstens eine Stufe über die gewöhnliche Rede zu rücken. Wie in jenen, so verfuhr er auch hier mit vieler Freiheit, im Bestreben den Geist jener glaubens- und ent-

sagungsstarken Zeit möglichst rein und wirksam hervortreten zu lassen. Hat man sich bisher von diesen Gedichten, ohne ihnen irgend eine genauere Betrachtung zuzuwenden, mit vornehmer Geringschätzung abgewendet, so ist es endlich Zeit auch der herderschen Legendendichtung einmal gerecht zu werden, die bei einzelnem Verfehlten, doch auch manche schöne Blüten getrieben hat. Besonders möchte ihre Würdigung für den deutschen Unterricht unserer höhern Schulen einen sehr reichen Uebungsstoff bieten. Möge man diesen ersten mühevollen Versuch auf einem bisher noch ganz unbebauten Felde nachsichtsvoll aufnehmen! Seit der ersten Ausgabe ist dafür kaum etwas der Erwähnung Werthes geleistet worden.

III. Erklärung.

1. Die Führerin.

In diesem Einleitungsgedichte, bei dessen Einkleidung wohl Goethes Zueignung vorschwebt, wo die Wahrheit ihren Schleier der Dichtung leiht, werden der Stoff der Legendendichtung und der Lohn, welcher ihres Dichters harrt, sinnbildlich bezeichnet. Die Muse, welcher er sich widmet, ist die christliche Grazie, die überirdische, den Geist beseligende, von Geduld, Liebe und Hoffnung ganz erfüllte Andacht, die hier Carita genannt wird.*) Unter dem Namen Carità erscheint zu Giottos Zeit häufig die Liebe auf Gemälden dargestellt, während man seit Raphael damit die mütterliche Liebe bezeichnet und kurzweg diesen Namen Darstellungen einer Mutter mit ihren Kindern beilegt. Die raphaelische Carità schwebt Herder besonders vor. In der siebenten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität (90) nennt er die dem Christenthum entsprossene neue sittlichere Kunstgestalt, die christliche Grazie, geradezu Carità. „Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der

*) In den Worten: „Niemand kennt ihn (meinen Namen), als wer ihn empfähet", sollte man statt des zweiten ihn erwarten mich.

Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Kompositionen der Neuern mit einem eigenen Geist durchhauchte." Im Gedichte **Pygmalion** erscheint „lilienbekleidet die Menschenfreundin Psyche-Carita" vor der Kunst (I, 7). Diese christliche Andacht, welche für ihren unerschütterlichen Glauben alle Schmach duldet, im sehnsuchtsvollen Hinblick auf das andere Leben, welche alle Entehrung und allen Reiz der Welt für nichts hält, wird in ihrer äußern, ihr Wesen andeutenden Erscheinung näher ausgeführt; sie selbst eröffnet dem Dichter die Bedeutung derjenigen Symbole, die ihm am meisten auffallen und ihr Wesen am klarsten aussprechen. Das helle feine Gewand aus Byssus (Baumwolle) — die Alten nannten ein solches Gewand sindon — deutet auf ihre strahlende Reinheit, die Lilie auf die Unschuld; beide Tugenden verfallen der schrecklichsten Verfolgung. Doch die blutenden Wunden ihrer Brust, welche, wie auch der Dornenkranz um das Haupt, ihre Leiden bezeichnen, rühren nicht allein vom „Dolche feindlicher Verleumdung" her, sondern oft auch von „freundlicher Entweihung", von Wohlwollenden, von Eltern und Verwandten, welche den reinen Drang der nach Gott allein sich sehnenden, die Welt verachtenden Seele nicht verstehen und sie, wie sie wähnen, zu ihrem eigenen Besten auf einen andern Weg zwingen wollen. Den ihrer wartenden Lohn bezeichnen die aus den Dornen wunderbar sprießenden Rosen, die sichere Erfüllung die schon winkenden Siegespalmen*), welche Carita erblickt, und die Lobgesänge der

---

*) Vgl. Klopstocks Ode „**Der Erlöser**" V. 57 f.: „Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel Die Palme wehet."

Seligen, welche der Dichter schon unten vernommen*), wie er auch den seligen Himmelsglanz geschaut hat. Verwundert bemerkt er, daß die Muse, welche er noch eben gesehen, jetzt plötzlich verschwunden ist. Diese Muse ist die weltliche, deren Begeisterung der Welt gefällt und von ihr mit höchstem Ruhm gekrönt wird, während der Legendendichter sich mit der auf die fromme Reinheit seines Strebens deutenden Lilie begnügen und den Dornenkranz auf sich nehmen muß, da die Welt ihn verachten und verspotten wird. Sonderbar ist der Anfang der Erwiderung auf die Frage, weshalb die Muse vor der Carita verschwunden sei: die Muse könne die armen gedrückten Menschen ebensowenig als ihre rohen Quäler erfreuen, da sie auf etwas ganz anderes zu sinnen gezwungen seien als auf den Genuß der Gebilde der schöpferischen Einbildungskraft, weil die Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens sie ganz in Anspruch nehme. Hat denn die Legende keinen andern Kreis, woran sie sich wendet, als die, welche unter der Last des Lebens keichen und fast niedersinken? gibt es keine andere gläubige Seelen, denen sie Trost in mancherlei Nöthen und Bedrängnissen des Lebens zu leisten vermag? Und was haben hier die „rohen Herzen" ihrer Quäler zu thun? Wirkt ja auch die Legende, die Herder sich im Gegensatz zur bilderreichen Dichtung denkt (S. 27 f.), auf diese kaum ein. Am Anfang erscheint die Muse dem Dichter an einem engen, steilen Pfade, aber als er den nach oben gewendeten Blick ihr wieder zuwenden will, ist sie von seiner Seite verschwunden. Die Beschreibung des Pfades, den er vor sich sieht, deutet auf die Vorwürfe, welche man der Legendendichtung

*) Vgl. Klopstocks Ode „Die todte Clarissa" V. 21 f.: „Daß in dem Himmel sanft die liedervollen Frohen Hügel umher zugleich ertönten."

macht, daß sie nicht die reine Wahrheit verkünde, nicht auf offenem, sonnenhellem Pfade wandle, sondern vom Aberglauben und von betrügerischen Mönchen ersonnen sei, daß sie durch das Wunderbare den Geist verrücke. Wenn der Dichter selbst gestehn muß, daß er neben sich Disteln sieht, so deutet dies darauf, daß er durchaus nicht den Mißbrauch leugnet, den man mit der Legende getrieben; er selbst sagt in der Vorerinnerung: „Von einem großen Theil der Legenden kann man nicht Uebles genug sagen; sie verkehren den Sinn und sind Zeugen von verkehrtem Sinne." Aber nicht diese den Geist verdüsternden Legenden will er uns bringen, sondern die wahrhaft erhebenden, aus reinster christlicher Andacht hervorgegangenen und dieselbe feiernden, und dazu führt ihn die in helles Byssusgewand sanft verschleierte, ihm voranschwebende Muse; denn er spricht mit ihr, während er ihr auf dem engen, steilen Pfade nach oben folgt. Bei dem „engen, steilen Pfade" könnte etwa der lange, jähe und am Anfange rauhe Weg vorschweben, der nach Hesiod zur Tugend führt.

---

2. Die Turteltaube.

Auch unser Gedicht gehört noch zur Einleitung der Legenden. Es faßt das Christenthum als die Religion der Liebe auf, die Frieden und Freude der Welt gebracht, und stellt den Heiland als Vorbild aller Märtyrer dar, da er aus Liebe zur sündigen, durch sein Verdienst zu erlösenden Welt alle Schmach, Entehrung und Leiden bis zum grausamsten Tode auf sich genommen. Den eigentlichen Sinn stellt der Gesang der Turtel-

taube dar, aus welcher die ewige Liebe, die Stimme Gottes selbst, spricht, der diese Wundertaube gesandt hat. Das Ganze ist eine freie Dichtung Herders. Die Turteltaube wählte er ihrer zärtlichen Lockstimme wegen, welche sie vor allen Taubenarten auszeichnet. Schon im *Hohenliede* (2, 12) wird ihre Stimme beim Beginn des Frühlings erwähnt, und es heißt dann von der Geliebten (14): „Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt.“ *) Ihre eheliche Treue und Liebe macht sie zu einer sinnbildlichen Bezeichnung der Liebe besonders geeignet, abgesehen davon, daß der heilige Geist in Taubengestalt erscheint. Auch in der von Herder bearbeiteten morgenländischen Sage *die Opfertaube* ist die Turteltaube ein tröstender, sich für Naëmi, Jephthas Tochter, selbst opfernder Vogel. Hier verkündet sie dem göttlichen Kinde die Schmach und Noth, die seiner warten, indem sie den Gott in seiner menschlichen Gestalt auf Erden bewillkommt, aber auf die schweren Leiden des jetzt so lieblich lächelnden Kindes hindeutet, das einst alle seine Erlösten im Jenseits in seiner Gottheit sehn werden. Das göttliche Kind trägt nicht etwa für *eine* ihm zugeneigte Seele Kummer und Schmach, sondern für

---

*) In Herders eigener Uebersetzung in seinen „Liedern der Liebe“, die 1781 erschienen, lauten die betreffenden Stellen:

„Man hört die Stimme
Der Turteltaube
Auf unsrer Flur. —
Mein Täubchen in den Spalten des Felsen,
In den hohlen Klüften der Steige,
Laß sehn mich deine Gestalt.“

Goethe übersetzte 1775: „Der Turteltaube Stimme hört man im Lande. — Komm, meine Taube in den Steinritzen, im Hohlhort des Felshangs.“

eine ganze sündige, von ihm abgewendete Welt, die, statt seine liebevolle Theilnahme anzuerkennen, ihm Hohn, Verfolgung und schmerzlichsten Tod bereitet. Aber die Liebe fordert keinen Dank, sie trägt willig das Aergste zum Wohle des Geliebten, und so wird auch der Gottessohn auf Erden den Kampf mit giftigem Hasse und argem Neide beherzt bestehn.*) Den Sang der Engel, welche die unendliche Bedeutsamkeit dieser Stunde verkünden, und das Wort des Engels an die Hirten behält Herder aus dem Evangelium bei**), nur läßt er zuerst die Stimme der Engel in den Lüften erschallen, so daß bloß ein Engel zu den Hirten herabsteigt. An der Stelle des ganzen Volkes nennt er einfach (V. 21) das Volk, was doch wohl nur von den Niedrigen zu verstehn, denen zumeist der Heiland zum Trost und zur Erhebung gekommen ist. Am Schlusse singen die Engel wieder in den Lüften, wobei Herder ihren Sang ganz ins kurze zusammenfaßt, und zuletzt in einer stark mystischen Weise andeutet, daß die ganze Folgezeit herrlich bewährt habe und bewähren werde***), der Heiland sei der Welt zum Frieden und zur Freude der Menschen gekommen.†) Von Wunderzeichen,

*) Bei den Ottern und Schlangen schwebt wohl das Wort des Heilands (Luk. 10, 19) vor: „Ich gebe euch Gewalt, zu treten auf Schlangen nnd Skorpionen."

**) Vgl. seine beiden „Weihnachtsgesang" überschriebenen Gedichte und sein Oratorium „die Kindheit Jesu".

***) Statt Zeit muß es wohl Zeit= heißen, da neben Ewigkeiten doch auch wohl Zeit nicht in der Einheit stehn kann. Ewigkeiten, wie oben Aeonen, geht hier auf die unendliche Zukunft. In Klopstocks Messias steht es von der Vergangenheit, deren Zeugen die Engel waren.

†) In den Strophen von ungleicher Länge wechseln kurze trochäisch endende Verse mit solchen, die eine Silbe weniger haben; neben dem Schema a b a b findet sich a b a b b, a b a b a a b, a a b a b, a a b a a a b, a a a b a b.

welche die Geburt des Heilands begleitet, nennt Herder V. 12 f. außer der Erscheinung der Engel den hellern Glanz der Sterne und das Erscheinen eines neuen Sternes. Weitere Wunderzeichen, von denen man schon früher berichtete, sind drei Sonnen am Himmel, das Erscheinen einer Jungfrau mit einem Kinde im Sonnenringe u. a.; die Zahl dieser Zeichen stieg später auf 24.*) Die Felsenhöhle, worin der Heiland geboren worden sein soll, findet sich in der Kirche der **Maria de praesepio** zu Bethlehem; zwei Treppen zu den Seiten des Altars führen auf fünfzehn Stufen in sie hinab; sie ist 39 Fuß lang, 11 breit, 9 hoch, mit Marmor belegt und von 32 Lampen erleuchtet; auch zeigt man in ihr den Stall und die Krippe. Am Anfange der Legende, wo der Dichter im Gegensatze zu der heiligen Stille der Geburtsnacht der fürchterlichen Zeichen gedenkt, welche die Geburt eines der Menschheit zur Geißel gegebenen Eroberers begleiten, hat er sich einer ganz freien Ausführung bedient. Ein sehr häufig von den Alten, im Mittelalter und in neuerer Zeit erwähntes Anzeichen ist der Blutregen, dessen Erklärung wir Ehrenberg verdanken.

---

3. Der gerettete Jüngling.

Der Kirchenvater Klemens von Alexandria (er starb um 220 n. Chr.) erzählt die Legende in seiner Rede: „Welcher Reiche wird selig?"**) folgendermaßen: „Als nach dem Tode des Tyrannen (Domitian) Johannes von der Verbannung auf der Insel Patmos nach Ephesus zurückkehrte, wurde er ge-

*) Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik S. 554 ff.

**) Vgl. die Kirchengeschichte des Eusebius III, 33.

beten, auch die umliegenden Provinzen zu besuchen, damit er, wo noch keine Kirchen waren, solche gründe, oder, wo sich solche befanden, die Priester und Diener nach der ihm vom heiligen Geist gewordenen Eingebung belehre. Einst sah er beim Betreten einer nicht weit entfernten Stadt, nachdem er alle seine geistlichen Obliegenheiten erfüllt, einen Jüngling, stark von Körper und lieblich von Antlitz, aber von zu lebhaftem Gemüth. Da sprach er zum neuerlich geweihten Bischofe: „Diesen empfehle ich dir auf das dringendste und nehme Christus und die ganze Kirche zu Zeugen.“ Jener unterzog sich dem Auftrag und versprach, alle Sorgfalt, welche Johannes verlangte, auf den Jüngling zu wenden. Johannes aber wiederholte mehrfach dasselbe und empfahl diesen noch eindringlicher, worauf er nach Ephesus zurückkehrte. Der Bischof nahm den ihm empfohlenen Jüngling in sein Haus, erzog ihn, liebte und hegte ihn und ließ ihm zuletzt die Gnade der Taufe zu Theil werden. Darauf aber, als ob er der erwiesenen Gunst vertraute, hielt er ihn weniger streng. Da dieser in seinem noch keineswegs reifen Alter sich frei fühlte, lernte er sofort von seinen Altersgenossen, denen Wohlleben und Müssiggang am Herzen lag, Liebe zum Laster und den Wandel auf dem Weg des Verderbens. Zunächst verlocken sie ihn mit dem Reize der Gelage, dann ziehen sie ihn in ihr nächtliches Rauben, endlich verleiten sie ihn gar zu größern Verbrechen. Da der Jüngling so allmählich zum Laster gebildet und darin unterwiesen wird, überläßt er sich, weil er lebhaften Geistes war, wie ein ungezügeltes und starkes Pferd, das, den Reiter verachtend, den geraden Weg verläßt und raschen Laufes in den Abgrund stürzt, immer mehr dem Bösen, so daß er zuletzt an seinem ewigen Heile verzweifelt.

Schon schämt er sich, auf geringere Laster zu denken, die größten setzt er sich vor, und indem er sich ganz dem Verderben hingibt, will er keinem in Schandthaten nachstehn. Endlich macht er jene, welche seine ersten Lehrer im Laster gewesen, zu seinen Schülern und errichtet aus ihnen eine Räuberbande, welcher er selbst als wilder Führer und Hauptmann vorsteht, und so begeht er mit ihr jede Grausamkeit. Nach Verlauf einiger Zeit wird Johannes, da man es für gerathen hielt, wieder nach jener Stadt eingeladen. Nachdem er das besorgt hat, weshalb man ihn berufen hatte, spricht er: „Wohlan, o Bischof, zeige mir das anvertraute Gut, das ich und Christus dir so sehr empfohlen haben, indem wir die Kirche, welcher du vorstehst, zu Zeugen genommen." Jener staunte zuerst, da er wähnte, s werde eine Geldsumme von ihm gefordert, die er nicht erhalten, aber wiederum bedachte er, Johannes könne nicht betrügen noch das fordern, was er nicht gegeben habe. So schwieg er vor Staunen. Als Johannes ihn stocken sah, sprach er: „Jnen Jüngling fordere ich zurück und die Seele des Bruders." Dieser seufzte darauf gewaltig und erwiderte, in Thränen aufgelöst: „Er ist gestorben." „Auf welche Weise und welchen Tod? fragte jener. „Er ist Gott gestorben, da er schlecht und nichtswürdig geworden, zuletzt sogar das Räuberhandwerk ergriffen hat. Jetzt hält er einen gewissen Berg mit einer großen Räuberschar besetzt." Als der Apostel solches vernahm, zerriß er sofort das Kleid, welches er trug, schlug sich mit schrecklichem Wehklage das Haupt, und sprach: „Jn dir habe ich der Seele des Bruders einen guten Wächter bestellt. Aber gebt mir ein Pferd und einen Führer." Und sofort besteigt er das Pferd an der Kirche und sprengt rasch davon. Und als er zur Stelle

gekommen, wird er von den Räubern, welche die Wache halten, ergriffen. Da er weder entfliehen noch irgendwie ausweichen wollte, rief er bloß mit gewaltiger Stimme: „Da ich gerade dazu gekommen bin, so bringt mir euren Hauptmann.“ Als dieser herankam und den Apostel Johannes in ihm erkannte, ward er von Scham erfüllt und ergriff die Flucht. Johannes aber treibt sein Pferd an und verfolgt, ohne Rücksicht auf sein Alter, den Fliehenden, indem er zugleich ruft: „Was fliehst du, o Sohn, vor deinem Vater? Was fliehst du vor dem waffenlosen Greise! Halt ein, Armer, fürchte dich nicht! noch hast du Hoffnung des Lebens. Ich werde Christus Rechenschaft von dir ablegen. Gewiß werde ich auch den Tod gern deinetwegen erdulden, wie ihn auch der Herr unsertwegen erduldet, und für deine Seele werde ich die meinige geben. Bleibe nur stehn und glaube mir, da Christus mich gesandt hat!“ Als dieser solches vernommen, stand er still und senkte den Blick zur Erde; darauf warf er die Waffen von sich und zitternd weinte er bitterlich. Der Greis trat zu ihm; er stürzte sich zu seinen Füßen, mit ärgstem Seufzen und Wehklagen bereute er seine Schuld, und wurde mit dem reichen Strome seiner Thränen zum zweitenmal getauft, nur seine rechte Hand verbarg er. Der Apostel aber that einen Schwur, daß er ihm vor Gott Verzeihung erflehn werde; er warf sich zu seinen Knien nieder und küßte seine rechte Hand, deren Schuld des Jünglings Gewissen quälte, als ob diese schon durch seine Reue entsühnt wäre. Dann rief er ihn zur Kirche, und indem er unaufhörlich für ihn betete und mit ihm häufig fastete, erlangte er von Gott die ihm versprochene Verzeihung. Aber auch durch manche tröstliche Zureden gleich wie durch Zaubersprüche milderte er

seinen verwilderten, leidenschaftlich aufgeregten Sinn, und ließ nicht eher nach, bis er ihn ganz gebessert einer Kirche vorsetzte, indem er darin ein großes Beispiel der wahren Reue, einen starken Beweis der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen der in ihm offenbaren Auferstehung lieferte."

Diese auch ins apokryphe Evangelium des heiligen Johannes übergegangene Geschichte nahm Eusebius wörtlich in seine Kirchengeschichte (III, 23) auf; Surius im Leben der Heiligen führt sie aus Klemens an. Im Passional (vgl. oben S. 9) findet sie sich wesentlich ganz nach diesem Berichte, nur flieht der Jüngling dort zu Pferde, und einzelne Züge sind weggeblieben. Auch in der legenda aurea (9) und in dem Leben der Heiligen steht sie mit manchen besonders bei der Verführung des Jünglings gemachten Abkürzungen. Herder hat die Erzählung kurz zusammengefaßt und durch knappen, bezeichnenden, oft mit einem einfachen Bilde bedeutsam wirkenden Ausdruck wesentlich gehoben.*) Er läßt den Jüngling nicht wirklich fliehen, sondern bloß beschämt sich abwenden; die Scham erregt keine Furcht, sondern läßt ihn tief in sein Inneres schauen; die innige Liebe und das gläubige Vertrauen, daß er ihm nicht verloren gehn könne, bewältigen ihn ganz.

*) In der Beschreibung der Verführung des Jünglings gehen die „süßen Schmeicheleien" auf die liebevollen Verlockungen der seinem Herzen schmeichelnden Altersgenossen, der „fröhliche Betrug" auf das gemeinsinnliche Liebesleben, die Bethörung und Verführung der Unschuld; denn unter der „Wollust" ist hier nur die Freude an den Genüssen des Mahles und eines freien, tollen Lebens gemeint. Zuletzt wird die Lust genannt, die Herrschaft über seine Altersgenossen zu üben und immer weiter auszudehnen. So treten hier nebeneinander Müssiggang, Genußsucht, Sündenreiz und Herrschsucht hervor.

Johannes sinkt zur Erde aus dankbarer Freude über die in der Umarmung, in dem starren Schmerz und endlich in dem Thränenstrom sich verkündende Bekehrung des Jünglings; sein Dank gilt dem Himmel, seine Freude dem Jüngling, den er als wiedergefundenen Sohn küßt. Der Ausdruck ist hier fast zu kurz, da er die Handlung nicht sinnlich genug darstellt. Das Verbergen der rechten Hand, die so viel verbrochen, ist übergangen. Vortrefflich schildert der Schluß der Erzählung, daß Johannes sich in ihm den Liebling seiner letzten Lebensjahre gerettet. Wenn Klemens die ganze Geschichte als ein Beispiel betrachtet, wie auch der größte Sünder Gnade vor Gott finden könne, so stellt Herder die Rettung als eine That der höchsten Glaubens- und Liebeskraft dar. Die Einleitungsverse sollen bloß auf die zu erzählende Seelenrettung als eine der Nacheiferung werthe geistige Großthat hinweisen, wobei man nur die doppelte Bedeutung des Wortes schön anstößig finden und statt schönerm, schönst' höherm, höchst' verlangen dürfte. Der Schluß deutet auf die Kraft hin, welche die schöne Seele, die er im Jüngling erkannt hat, auch aus dem Abgrund der Sünde zu retten vermocht. Es war dies der Glaube eines St. Johannes, zu dessen näherer Bezeichnung der Schlußvers dient; festes, unerschütterliches Vertrauen, innigste Liebe des Reinen und Guten und der klar in die Tiefe schauende Blick, die vollste Ueberzeugung von der Wahrheit tragen ihn. Eine genauere Beziehung der einzelnen genannten Tugenden auf die vorliegende Bekehrung dürfte kaum anzunehmen sein.

---

4. Der Tapfere.

Beim Martyrtode des Bischofs Polykarpus, den die römische Kirche auf den 26. Januar, die griechische auf den 23. Februar setzt (nach den Bollandisten starb er den 26. März oder den 2. April 169), liegt der Brief der Gemeinde von Smyrna an die Gemeinden von Pontus zu Grunde, den Eusebius, und zwar in der nach Philomelium geschickten Fassung, in seiner Kirchengeschichte (IV, 14) mittheilt. Zuerst gedenkt dieser des jungen Germanikus, welcher, als der Prokonsul ihn durch die Mahnung, er dürfe sich bei seiner blühenden Jugend nicht dem ihm drohenden Tode aussetzen, vom Glauben an Christus abwendig machen wollte, das zu seiner Zerreißung bereit gehaltene wilde Thier herausforderte. „Als die umstehende Menge", erzählt er, „diesen wunderbaren Tod anzustaunen und die Todesverachtung des ganzen Christenvolkes zu bewundern beginnt, rufen alle: „Schaffe die Gottlosen aus der Welt! Man suche den Polykarpus auf!" Wie dieser hörte, daß das Volk durch den Racheruf gegen ihn aufgereizt sei, wurde er dadurch nicht im geringsten bewegt, sondern blieb ganz unerschrocken; denn sein Geist war ruhig und heiter sein Antlitz. Furchtlos wollte er in der Stadt bleiben, ließ sich aber doch endlich durch die Bitten seiner Freunde bestimmen, auf ein bei der Stadt gelegenes Gut zu gehn, wo er, in Gesellschaft weniger, Tag und Nacht für den Frieden aller christlichen Gemeinden Gott anflehte, wie er sein ganzes Leben hindurch zu thun pflegte. Drei Tage vor seiner Gefangennehmnung sah er während der Nacht eine Erscheinung; es schien ihm nämlich, sein Kopfkissen sei von

der Flamme verzehrt. Als er aus dem Schlaf erwachte, erzählte er den Umstehenden seinen Traum, den er darauf deutete, daß er um Christi willen in den Flammen den Tod finden werde. Da nun die Untersuchung bevorstand, willigte er darein, sich aus Liebe zu seinen Brüdern nach einem andern Orte zurückzuziehen. Bald darauf kommen die Nachspürer dorthin, ergreifen zwei Diener, und gelangen durch die Angabe des einen, den sie durch Schläge dazu bringen, gegen Abend zum Polykarpus. Sie finden ihn oben ruhen. Obgleich er sich leicht von dort zum andern Hause flüchten konnte, wollte er es nicht; „der Wille des Herrn geschehe!" sprach er. Ja, als er vernahm, die Häscher seien da, ging er ihnen entgegen; fröhlichen und ruhigen Gesichtes redete er sie mit großer Freundlichkeit an, so daß diese sich wunderten und staunten, weshalb man mit so großem Eifer einen so würdigen und ehrenhaften Mann, bei so hohem Alter und solchem Ansehen seiner Stellung, aufspüren und einziehen lasse. Unverweilt läßt er ihnen den Tisch decken, als wären sie nicht seine Feinde, sondern Gastfreunde, und er befiehlt, sie reichlich zu bewirthen, bittet sich nur eine Stunde Zeit zum Gebete aus. Und er betete mit solcher Andacht, daß alle Anwesenden ihn anstaunten, und selbst diejenigen, welche zu seiner Gefangennehmung gekommen waren, einen so edlen und gottesfürchtigen, schon durch sein Alter ehrwürdigen Mann der Bestrafung überliefern zu müssen bedauerten. Nachdem er sein Gebet beendigt und aller, welche ihm bekannt sein konnten, Hoher und Niedriger, Edler und Gemeiner und der ganzen Kirche gedacht hat, geht er, da die Stunde nahte, heraus. Auf einem Esel bringt man ihn zur Stadt; es war gerade der Tag des großen Sabbaths. Der Friedenswächter

(Eirenarches) Herodes und dessen Vater Niketas, die ihm begegnen, nehmen ihn zu sich in den Wagen und suchen ihn zu bereden, indem sie sprechen: „Was ist es denn Arges, den Kaiser Gott zu nennen, zu opfern und sonst unangefochten zu leben?" Zuerst hörte er dies schweigend an; als sie aber in ihn drangen, erwiderte er: „Was bedarf es vieler Worte? Ich werde das nicht thun, was ihr verlangt." Diese aber, als sie sahen, daß sie nichts ausrichteten, wurden von Unwillen erfüllt und stießen ihn schmachvoll aus dem Wagen, so daß er beim Stürzen sich den Fuß verletzte. Doch als ob ihm nichts zu Leide geschehen wäre, setzte er heiter und zufrieden seinen Weg fort, bis er zum Richtplatz kam, wohin er gebracht werden sollte. Da bei seinem Erscheinen eine gewaltige Bewegung auf dem Richtplatz entstand, rief eine Stimme vom Himmel: „Sei tapfer, o Polykarpus, und halte dich männlich!" Denjenigen, der diese Worte rief, konnte niemand sehn, aber den Ruf vernahmen viele. Unterdessen steigert sich die Bewegung des Volkes, daß Polykarpus vorgeführt wird, zur Wuth. Nachdem er die Frage des Prokonsuls, ob er Polykarpus sei, bejaht, spricht dieser: „Drum ehre selbst dein hohes Alter und schone deine letzten Tage, schwöre beim Glücke des Kaisers, bereue das Vergangene und rufe auch du: Schaffe die Gottesschänder aus der Welt!" Polykarpus aber rief, indem er das umher auf dem Richtplatz versammelte Volk scharf anblickte, die Rechte zum Himmel hebend, seufzend: „Schaffe die Gottesschänder aus der Welt!" Der Prokonsul drang nun weiter in ihn und sprach: „Schwöre beim Glücke des Kaisers, schmähe Christus, und ich entlasse dich." Polykarpus erwiderte darauf: „Sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, und nie hat er mir etwas zu

Leide gethan; wie kann ich meinen König schmähen und beschimpfen, der mir Heil verliehen hat?“ Und als man von neuem ihm heftiger zusetzte, daß er beim Glücke des Kaisers schwöre, antwortete er: „Wenn du nach dem Schaugepränge begierig bist, daß ich beim Glücke des Kaisers schwöre, und thust, als ob du nicht wissest, wer ich bin, so höre von mir mit aller Freiheit, daß ich ein Christ bin. Willst du aber auch das Wesen der christlichen Religion erfahren, so bestimme einen Tag und höre!“ Der Prokonsul sprach: „Berede dazu das Volk!“ „Dir habe ich geantwortet“, versetzte Polykarpus. „Man lehrt uns den Fürsten und den von Gott gesetzten Mächten Ehre geben, sofern es der Religion nicht zuwider ist. Dem wüthenden Volke genug zu thun ist meine Sache nicht.“ Der Prokonsul bemerkte darauf: „Ich habe wilde Thiere bereit, denen man dich vorwerfen wird, falls du nicht rasch bereuest.“ „So bediene dich derselben“, entgegnete Polykarpus. „Wir beharren unerschütterlich auf unserer Ansicht und können nicht vom Guten zum Bösen bekehrt werden; besser wäre es, diejenigen wendeten sich dem Guten zu, die im Bösen verharren.“ „So werde ich dich verbrennen lassen“, rief der Prokonsul, „wenn du die wilden Thiere verachtest und deinen Vorsatz nicht bereuen willst.“ Polykarpus versetzte: „Mit Feuer droheſt du mir, mit diesem, das im Augenblicke angezündet wird und bald darauf verlöscht, da du das ewige Feuer des jüngsten Gerichtes nicht kennst, welches zur nie endenden Strafe den Gottlosen bereitet wird. Doch was säumst du? Bediene dich des einen oder des andern.“ Während Polykarpus dieses und vieles andere sprach, ward er von Selbstvertrauen und Freude zugleich erfüllt, so daß die Heiterkeit seines Gesichtes und die Standhaftigkeit seiner Ant-

worten den Prokonsul in höchstes Staunen versetzten. Er sendete darauf den Ausrufer zum Volke, diesem laut zu verkünden, Polykarpus habe zum drittenmale gestanden, daß er ein Christ sei. Die ganze aus Heiden und Juden der Stadt Smyrna bestehende Menge schrie, als sie solches vernahm, mit äußerster Wuth: „Dieser ist der Lehrer von ganz Asien, der Vater der Christen, der Vernichter unserer Götter; er ist es, der viele lehrt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten." Und sie rufen darauf dem Kampfordner Philippus zu, er solle auf den Polykarpus den Löwen loslassen. Als dieser aber erwiderte, er dürfe es nicht, weil die Kampfzeit vorüber, so schrieen sie alle zugleich, Polykarpus solle lebendig verbrannt werden; denn die Erscheinung des brennenden Kopfkissens mußte erfüllt werden. Da das Volk selbst Holz aus den Bädern und von andern öffentlichen Orten brachte und Reisig zusammenschleppte, wobei sich besonders die Juden nach ihrer Gewohnheit sehr thätig zeigten, ward der Scheiterhaufen mit größter Schnelligkeit errichtet. Der Greis legte seinen Mantel ab und löste seinen Gürtel; auch suchte er seine Sohlen von den Füßen loszubinden, welche sonst nur von den Gläubigen, die in Treue und Verehrung gegen ihn wetteiferten, gelöst zu werden pflegten. Nachdem alles zum Scheiterhaufen bereitet war, brachten sie ihn darauf und wollten ihn mit Nägeln festschlagen. Er aber sprach: „Lasset mich! Derjenige, welcher mich den Feuertod erdulden läßt, wird mich auch, ohne daß man mit Nägeln mich festschlage, ihn ruhig ertragen lassen." Sie verzichteten deshalb auf das Festschlagen und banden ihm bloß die Hände mit Ketten auf den Rücken." Nachdem ausführlich des Dankgebetes des Polykarpus gedacht ist, heißt es weiter: „Kaum hatte er

sein Gebet vollendet, als die zum ewigen Feuer Verdammten Feuer unter den Scheiterhaufen legten. Wie nun die Flamme gewaltig emporschlug, sahen wir alle, die Gott dessen würdigte, Wunderdinge. Sehr viele von diesen hat der Herr am Leben erhalten, um solches den übrigen zu verkündigen. Die Flamme stand nämlich wie ein Schwibbogen oder ein vom Winde gespanntes Segel oberhalb des Martyrers; sein Körper ruhte in der Mitte nicht wie brennendes Fleisch, sondern glänzte wie Gold oder Silber im Ofen. Auch empfanden wir einen lieblichen Geruch wie von Weihrauch oder der kostbarsten Salbe. Da die Diener der Schandthat zuletzt sahen, daß der Körper nicht verbrenne, ließen sie den Henker herantreten, der den Körper, vor welchem das Feuer zurückwich, mit dem Schwerte durchstach. Darauf aber ergoß sich ein so reicher Blutstrom, daß der Scheiterhaufen davon ausgelöscht wurde. Das Volk wich zurück, bestürzt von Staunen über das Wunder, da es so deutlich die Gunst des Himmels gegen seine Erwählten erkannte." Weiter wird noch berichtet, wie die Christen, denen man den Körper des Heiligen verweigerte, wieder in den Besitz der Gebeine gekommen.

Der Brief der Gemeinde von Smyrna liegt auch selbständig in einer griechischen Handschrift (hier ist statt Philomelium Philadelphia genannt) und mehrfach in lateinischen Handschriften vor, nach welchen ihn die Bollandisten gaben. Wesentliche Abweichungen von der Fassung bei Eusebius finden sich hier nicht, doch ist einzelnes dort weggelassen, manches ohne Zweifel ursprünglicher, aber fast nur an solchen Stellen, die Herder übergangen hat; am bedeutendsten ist der von Herder benutzte Zusatz, daß, sobald der Henker den Körper des Heiligen mit

dem Schwerte durchstochen, eine Taube emporflog. In der griechischen Handschrift wird das Emporfliegen der Taube vor dem Blutstrom erwähnt; in den lateinischen heißt es: „Siehe, sofort kam, während eine reiche Fülle von Blut sich ergoß, eine Taube aus dem Körper hervor.“ Daß die Seelen der Frommen, besonders der Martyrer, als weiße Tauben aus dem Munde der Sterbenden fliegen, berichtet die heilige Sage häufig, auch manche Volkssage; die Seelen der Bösen enteilen als Raben. Das Leben der Heiligen gibt die Legende nur kurz mit Verwischung von einigen Hauptzügen, die legenda Aurea übergeht sie ganz.

Herder hat auch hier durch kurze Zusammenfassung und knappe, treffende Darstellung die Erzählung zu höherer Wirksamkeit gesteigert; die Züge, welche er wegließ, dienen freilich meist zur lebhaftern Vergegenwärtigung der ganzen Handlung, aber der Kern des Ganzen wird dadurch mehr verdeckt als hervorgehoben; und diesen uns lebendig entgegentreten zu lassen, nicht ein alles in reicher Beleuchtung aufrollendes Bild zu bieten, war Herders Absicht. Nichts Wesentliches hat er übergangen; sein Eigenthum ist die treffende Erwiderung des Heiligen auf die Drohung mit dem Löwen, wobei wohl die Stellen von dem Samenkorn Joh. 12, 24. 1 Kor. 15, 36 vorschwebten, und die Art, wie bei den Alten die Saat in die Erde eingetreten ward. Den Ruf vom Himmel herab macht Herder zu einer innern Stimme. Wenn er am Schlusse die Sage von der weißen Taube als bildlichen Ausdruck faßt, so gibt er hiermit wohl der Aufklärung der Zeit zu viel nach (man vergleiche, was er von dem Wunderbaren und dessen bildlicher Bezeichnung im ersten Abschnitt der Abhandlung über die Legende sagt),

und es würde diese Deutung sehr erkältend wirken, wüßte der Dichter sie nicht lebhaft einzukleiden und uns dadurch zu einem treffenden allgemeinen Satze hinüberzuleiten, welcher auf die reine Einfalt des Martyrers glücklich hindeutet, den er als Vertreter aller christlichen Blutzeugen hinstellt. Uebrigens sollte die Taube eigentlich das Eingehen in die himmlische Seligkeit versinnbildlichen.

In den der Erzählung zunächst vorangehenden elf Versen bezeichnet Herder im allgemeinen den Standpunkt, aus welchem er die Legende faßt, den geistigen Heldenmuth, der für die erkannte Wahrheit sein Leben zu opfern sich gedrungen fühlt, wobei er den Gegensatz des leidenschaftlichen Martyrerthums, einer Erscheinung, welche in der Kirche auch nicht selten zu Tage tritt, der krankhaften Sucht, unter Schmerz und Folter zu sterben, in den Worten andeutet: „Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.“ Dazu veranlaßte ihn wohl die Erwähnung eines gewissen Phrygers Quintus in dem Briefe der Gemeinde von Smyrna, der nur aus Muthwillen und Leichtfertigkeit sich zum Martyrertode drängte, den er aber nicht zu bestehn vermochte; „nicht Leichtfertigkeit“, heißt es dort, „sondern Treue und Bescheidenheit wird gekrönt.“ Aber die Einleitung unserer Legende, den Spott auf das Heldenthum gedungener Soldaten, hätte man, wie berechtigt dieser sonst auch immer sein mag, dem Dichter hier gern erlassen; der Ton ist gar zu fremdartig.

---

5. Die Krone.

Unsere Legende wird in den Vitae patrum (VI, 19) nach dem Berichte des Bischofs Basilius also erzählt: „In einem

Frauenkloster befand sich eine Jungfrau, welche sich stellte, als ob sie thöricht und von einem Dämon besessen wäre, und deshalb von allen übrigen so sehr verachtet wurde, daß keine mit ihr speisen mochte. Sie kam nie aus der Küche heraus und versah daselbst alle Dienste, war nach dem Sprichwort der Schwamm des ganzen Hauses, so daß sie das Wort der Schrift bewährte (1. Kor. 3, 18): „Wenn einer in dieser Welt sich für weise hält, so sei er thöricht, damit er weise sei.“ Den Kopf hatte sie mit Lumpen umhüllt, während die übrigen Jungfrauen Hüllen trugen, und sie diente allen. Keine von den vierhundert Jungfrauen konnte sie je essen sehn, nie in ihrem ganzen Leben saß sie am Tische; von keiner nahm sie auch nur das geringste Stück Brot, sondern begnügte sich mit den Brosamen des Tisches und mit dem, was sie beim Spülen der Töpfe fand. Keiner fügte sie etwas Uebles zu, man hörte sie nie murren; zu keiner sprach sie je mehr oder weniger, sie selbst wurde von allen geschlagen, gehaßt und geschmäht. Eines Tages trat ein Engel des Herrn zum heiligen Pyoterius, einem auserwählten, immer in der Wüste lebenden Manne, als er an dem Orte Porphyrites sich befand, und sprach zu ihm: „Was bildest du dir ein, du seist heilig, weil du an einem solchen Orte lebst? Willst du ein Weib sehn, die heiliger, als du bist? Gehe zum Kloster der Frauen von Tabenna; dort wirst du eine finden, welche eine Krone auf dem Haupte hat; wisse, daß die heiliger, als du bist. Jene kämpft gegen so viele allein Tag und Nacht und ihr Herz wich nie von Gott; du, obgleich du immer an *einem* Orte bleibst und dich nie von demselben entfernst, schweifst doch in Gedanken durch alle Städte.“ Sofort ging er nach dem genannten Kloster, und bat die Vorsteher der Mönche,

ihn bei den Frauen einzuführen. Diese verschafften ihm als einem Manne nicht allein von ruhmvollem Leben, sondern auch von höherm Alter sogleich Zutritt. Als er das Kloster betreten, verlangte er alle Schwestern zu sehn, unter welchen er aber diejenige, derentwegen er gekommen war, nicht bemerkte. Endlich sagte er; „Laßt alle kommen! eine scheint mir zu fehlen.“ Man erwiderte ihm: „Eine Verstörte (unam stultam; in der Urschrift fand sich hier σαλός, unruhig bewegt) haben wir noch drinnen in der Küche;“ so nennen sie nämlich diejenigen, welche von einem bösen Geiste besessen sind. „Laßt mich auch diese sehn!“ sprach er, und man ließ sie rufen. Da sie nicht kommen wollte, weil sie wohl etwas ahnte oder durch göttliche Offenbarung es erkannte, sagten sie ihr: „Der heilige Pyoterius wünscht dich zu sehn;“ denn er war ein Mann von großem Ruf und Namen. Als sie nun gekommen war und er ihre Stirn mit Lumpen umhüllt sah, warf er sich ihr zu Füßen und sprach: „Segne mich!“ Sie aber that dasselbe und sprach: „Segne mich, Herr!“ Die Schwestern staunten alle und sprachen: „Abba, leide nicht solche Schmach; denn albern ist diese, welche du siehst.“ Der heilige Pyoterius erwiderte allen: „Ihr seid albern; denn sie ist meine und Eure Ammas (so nennen sie nämlich geistliche Mütter). Und ich bitte Gott, daß ich am Tage des Gerichts ihrer würdig gefunden werden möge.“ Darauf fielen alle ihr zu Füßen und gestanden ihre an ihr begangenen Sünden. Die eine hatte beim Spülen der Schüsseln sie mit dem schmutzigen Wasser begossen, die andere ihr häufig Ohrfeigen gegeben; eine dritte klagte sich an, daß sie ihr die Nase mit Senf angefüllt habe; die übrigen auch gedachten verschiedener Vergehen gegen sie. Der Heilige entfernte sich, nach-

6. Die Pilgerin.

Das Leben der heiligen Paula, welches Hieronymus, der sie selbst gekannt hatte, ihrer Tochter Eustochium widmete (es ist der 27. Brief), fand Herder im ersten Buche der Vitae patrum abgedruckt. Er nahm daraus (die kürzere Fassung in der Aurea legenda und das Leben der Heiligen hat er nicht benutzt) nur die Hauptzüge, welche sie als ein Musterbild christlicher Tugend, christlichen Glaubens, christlicher Liebe und unermüdlicher Wohlthätigkeit bezeichnen, indem er alles wegläßt, was Hieronymus von ihrer übermäßigen Abtödtung erzählt, da er diese Ausartung christlicher Aszetik nicht feiern mochte. Die Ueberschrift der Legende die Pilgerin deutet darauf, daß sie Roms Herrlichkeit verließ, um die durch Christus und die christlichen Blutzeugen, ja auch durch die alttestamentlichen Altväter geheiligten Stätten und das im Morgenland reicher entfaltete christliche Leben, namentlich das dortige Mönchsthum, zu schauen, was freilich etwas stärker hervortreten sollte; daß er mit jener Ueberschrift das Leben als eine Pilgrimschaft bezeichnen wolle, ist durchaus nicht anzunehmen, wenn auch Hieronymus gerade im Anfange der Lebensbeschreibung berichtet, sie habe oft mit dem Psalmisten (120, 5 f.) geklagt: „Wehe mir, weil meine Pilgrimschaft verlängert worden ist! ich habe gewohnt mit den Bewohnern von Cedar; lange ist meine Seele gepilgert."

Nach Hieronymus stammte die Mutter der Paula von den Gracchen und Scipionen, während ihr Vater sein Geschlecht von Agamemnon herleitete. Ihr Gatte rühmte sich der Abkunft

von Aeneas und den Juliern, woher denn auch ihre Tochter Eustochium (Wohltreffend) Julia hieß, wie ihr eigener Name Paula auf den berühmten Aemilius Paulus als Ahnen sich bezieht. Ihre Geburt fällt in das Jahr 347, sie starb im Januar 404; ihre letzten zwanzig Jahre verlebte sie in Bethlehem. Schon fünf Jahre war sie Christin, ehe sie ihre Wanderschaft antrat. Nach dem Tode ihres Gatten, dem sie vier Töchter und zuletzt einen Sohn gebar, verwandte sie ihr Vermögen auf die Unterstützung der Armen, von denen sie keinen unbeschenkt entließ. Als im Jahre 382 die Bischöfe des Morgenlandes und des Abendlandes in Rom zusammenkamen, stand sie mit den Bischöfen Epiphanius von Salamis auf Cypern, der in ihrem Hause wohnte, und Paulinus von Antiochia in innigster Verbindung. Der Wunsch, die frommen Einsiedler des Morgenlandes zu besuchen, erwachte in ihrem Herzen, und als die Bischöfe im Beginne des Frühjahrs nach ihren Bisthümern zurückgingen, schiffte sie sich mit ihnen ein. Herder hat mit Recht den Zug, daß sie ihre Kinder, auch ihren noch ganz kleinen Sohn Toxotius, zurückließ und die Liebe zu den Kindern der Liebe zu Gott nachsetzte, ganz weggelassen, da ihm eine solche Vernachlässigung der Mutterpflicht anstößig sein mußte; er gedenkt nur der Eustochium, die sie auf ihrer Pilgerschaft begleitete. Manche Römer läßt er ihr von dem Entschlusse, von Rom zu scheiden, abrathen, um die Stärke und die Absicht ihres Entschlusses ins Licht zu setzen. Von dem verdorbenen Babel trieb es sie weg, wo sie nicht eine andere Mutter der Gracchen sein konnte; ihr ganzer Sinn hing an Christus und seiner Kirche. Hieronymus beschreibt ausführlich die Reise. Sie besuchte zunächst die Insel Pontia bei Latium,

wo unter Domitian Flavia Domitilla und andere Bekenner Christi in der Verbannung lebten. Daher nahm Herder die Angabe, sie habe die Verbannten besucht, wobei er nicht an verbannte Christen dachte, da diese nicht mehr verfolgt wurden, sondern sie erschien allen Verbannten als Tröstorin. Manche Inseln, besonders unter den Kykladen, waren Verbannungsorte. Vorab folgte sie dem Epiphanius nach Cypern, wo sie zehn Tage blieb und in allen Klöstern das Andenken an ihre fromme Wohlthätigkeit zurückließ. Von da begleitete sie den Bischof Paulinus nach Antiochia. Auf ihrer Reise durch Coelesyrien und Phönizien besuchte sie alle in der heiligen Geschichte denkwürdigen Orte. In Jerusalem, wo der Prokonsul ihr einen ehrenvollen Empfang bereiten wollte, bezog sie eine niedrige Zelle. Hier besuchte sie die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche des heiligen Grabes, wo sie auf dem Ort der Schädelstätte (Golgatha), da, wo das Kreuz aufgerichtet gewesen und dessen Höhle noch mit einer Inschrift bezeichnet ist, sich niederwarf und in der Grabhöhle den Stein, den der Engel einst vom Grabe gewälzt, und den Sarkophag, worin der Herr geruht, mit ihren Küssen und bittern Thränen bedeckte. Dann bestieg sie den Berg Sion, wo sie in der Kirche die Säule sah, woran der Herr gegeißelt worden. Herder übergeht den Besuch von Bethlehem und den übrigen aus den heiligen Schriften ihr denkwürdigen Orte. Auch der Reise nach Aegypten und Nubien, wo sie mit größter Erbauung lange Zeit unter den heiligen Einsiedlern lebte, gedenkt er nur kurz, hebt aber hierbei die Wohlthätigkeit hervor, welche sie auch auf der ganzen Reise geübt. „Gleich darauf ging sie nach Bethlehem zurück, wo sie immer zu bleiben gedachte“, berichtet Hieronymus; „drei

Jahre lang brachte sie hier in einer engen Wohnung zu, bis sie Zellen und Klöster und Wohnungen für Pilgrime erbaute neben dem Wege, wo Maria und Joseph kein Unterkommen gefunden." Paula stiftete vier Klöster. Hieronymus hebt hierauf ihre Tugenden hervor, ihre Demuth, ihre Keuschheit, ihre Mildthätigkeit, die so weit ging, daß sie nach ihrem Tode ihrer Tochter nichts hinterließ, ihre Abtödtung, wobei manches, was Herder als Ueberspannung zur Seite lassen mußte. Dann wendet er sich zur Einrichtung ihrer Klöster, von denen sie bloß die Nonnenklöster beaufsichtigte. Herder konnte hiervon fast nur den Zug benutzen, daß die Nonnen auch zur Arbeit angehalten wurden und für sich oder andere Kleider machten, was er treffend bei seiner Schilderung ihres werkthätigen Klosterlebens verwandte, wogegen ihm die strenge Abtödtung, das Singen der Psalmen (fünfmal am Tage, selbst auch in der Mitternacht) und das Auswendiglernen aus den heiligen Schriften nicht passend schienen. Daß sie noch Hebräisch lernte, hätte Herder wenigstens in der Note bemerken können. Auffallend ist, daß dieser ihrer Stiftung von Klöstern gar nicht gedenkt, obgleich seine ganze Schilderung von den Worten an „Und fortan" sich doch lediglich gerade auf ihr Wirken im Kloster bezieht.

Ausführlich schildert Hieronymus die liebevolle Pflege und den bittern Schmerz der Tochter, als Paula erkrankt war, wovon Herder nur den Zug nahm, daß sie am Bette der Mutter saß, als deren Ebenbild an Gemüth und Herz er sie bezeichnet. Als kurz vor ihrem Ende Hieronymus sie fragte, weshalb sie schweige, und ihm nicht antworten wolle, ob sie irgendwo Schmerz empfinde, erwiderte sie in griechischer Sprache, sie leide nicht,

sondern fühle alles ruhig und still. „Darauf verstummte sie und mit verschlossenen Augen, als ob sie das Irdische verachtete, wiederholte sie, bis sie ihren Geist ausgehaucht hatte, dieselben Verse (aus den Psalmen: „Herr, ich liebe den Glanz deines Hauses“ und: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr!“), so daß man, was sie sagte, nicht verstehn konnte, und machte mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf die Lippen. Schon stockte der Athem und sie röchelte nur noch, aber ihre nach der Befreiung sich sehnende Seele benutzte auch das Geräusch, womit das menschliche Leben endet, zum Lobe Gottes. Die Bischöfe von Jerusalem und andern Städten waren zugegen, die Priester von geringerm Range und eine unzählige Menge von Leviten; das ganze Kloster hatten die Chöre von Mönchen und Nonnen erfüllt. Sofort als sie den Bräutigam rufen hörte (im Hohenliede 2, 10 f.): „Steh auf, komme Nächste, meine Schöne, meine Taube! Denn siehe, der Winter ist vergangen und dahin, der Regen ist weg“, erwiderte sie freudig (das. 2, 12): „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, die Zeit des Schneidens ist gekommen“*) und (Psalm 27, 13):

) Die ganze Stelle gibt Herder dem Chore; in der lutherischen Uebersetzung lautet dieselbe: „Stehe auf, mein Freund, meine Schöne, und komme her: denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist vorüber und dahin; die Blumen sind herfürkommen im Lande, der Lenz ist herbeikommen.“ Herder selbst übersetzte (vgl. oben S. 35):

„Steh' auf, meine Liebe!
Steh' auf, meine Schöne!
Komm! —
Denn siehe! der Winter ist über,
Der Regen ist über, vorüber!
Man sieht schon Blumen am Boden,
Die Zeit des Gesanges ist da!“

„Ich glaube, daß ich sehn werde die Güte des Herrn im Lande der Lebendigen." Die letzten Worte hat Herder schön gewandt; die beiden auf den Gesang folgenden Verse sind sein Eigenthum, da Hieronymus unmittelbar darauf berichtet, wie man die Leiche in die Kirche der Maria de praesepio im Kloster des heiligen Kreuzes auf einer Höhe vor Bethlehem (oben S. 37) getragen. In dieser Kirche liegt sie auch nebst ihrer Tochter und Hieronymus begraben, in einer Höhle nahe bei der Geburtshöhle des Heilandes. Aus allen Städten Palästinas strömte man zu ihrer Bestattung zusammen; kein Mönch, keine Nonne blieb in ihrer Zelle zurück, die Wittwen und Armen zeigten die von ihr geschenkten Kleider vor, alle Dürftigen jammerten, daß sie ihre Mutter und Ernährerin verloren. Die Psalmen wurden in hebräischer, griechischer, lateinischer und syrischer Sprache gesungen, nicht bloß die drei Tage lang, bis sie begraben war, sondern die ganze Woche. Ihre Tochter Eustochium konnte lange nicht von der Mutter weggerissen werden, mit welcher sie sich begraben lassen wollte. Auch diese Züge hat Herder glücklich gewendet, wie er dem Ganzen einen treffenden Abschluß gab. Hieronymus sagt im Anfange seiner Lebensbeschreibung: „Sie, die, wäre sie in Rom geblieben, niemand außerhalb Rom gekannt haben würde, wird jetzt, wo sie in Bethlehem ruht, von fremder, wie von römischer Erde bewundert." Als Heilige führt sie den Namen Paula Romana (aus Rom). Herder hat die lateinische Bezeichnung beibehalten.

Die Einleitungsverse heben hervor, daß die Zeit des Heiden=

Goethe: „Steh' auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm. Der Winter ist vorbei, der Regen vorüber. Hin ist er! Blumen sprossen vom Boden, der Lenz ist gekommen."

thums vorüber, daß das alte Römerthum längst untergegangen war*), als Paula sich mit vollster Entschiedenheit dem Christenthum, als dem Genius der neu erstandenen Zeit, zugewandt hatte. Am Anfange nennt Herder mehrere auf den Untergang des Römerthums deutende Zeichen. Die eherne Löwin mit den beiden Kindern (Liv. X, 23) befand sich auf dem Kapitol. Unter den Tafeln sind Gesetztafeln gemeint. Die Umkehr der Sonne wird beim Greuel des Atreus erwähnt. Unter den Anzeichen findet sich, daß ein Stier geboren habe (Liv. XXIII, 31). Eines schrecklichen Geräusches im Tempel der Juno Sospita gedenkt Livius (XXIX, 14. XXXI, 12). Später dichtete man, zur Zeit der Geburt Christi sei der Tempel des Friedens zu Rom eingestürzt. Das Fliehen der Götter ist eine Zuthat Herders. Nach der etruskischen Weissagung sollte Rom zwölf Säkeln bestehen; das Ende derselben setzte man um die Mitte des fünften Jahrhunderts. Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol stand noch, aber ward schon zum christlichen Dienst verwandt, die Altäre waren weggebracht. Die neue Noth deutet auf die Gefahren des Reiches, denen die alten Götter nicht mehr abhelfen können. Bei der Schilderung des Frühlings liegt die des Hohenliedes zu Grunde (2, 12): „Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch.“ **) Voraus geht dort die Erwähnung

---

*) Ersinken statt versinken (vgl. 27, 16. 29, 2) braucht Herder auch in Prosa. Wir finden es auch bei Klopstock und Wieland, ja selbst in Goethes frühesten Gedichten. Aehnlich stehen erbluten (noch bei Klopstock), erfaulen (bei Hans Sachs), erstummen (bei Luther), erdüstern, erjüngen, ermehren u. a. in älterer Zeit.

**) Goethe übersetzt einfach: „Der Feigenbaum knotet, die Rebe duftet.“

der Turteltaube (vgl. oben S. 59). Der Schluß der Einleitung wendet sich an die Römer, welche des „frommen Wahnes“ spotten, daß eine vornehme Matrone als Pilgerin in die Weite ziehen will. Wenn die Legende mit drei Abschnitten von je sieben Versen beginnt, so dürfte dies rein zufällig sein, da selbst der letzte Abschnitt der Einleitung mehr als neun Verse hat, die Erzählung mitten im Verse beginnt.

---

7. Der Palmbaum.

Herder benutzte hier die Erzählung des heiligen Paphnutius im ersten Buche der Vitae patrum, der das Leben in der Einöde als ein hohes Muster heiligster Aufopferung hinstellt, wogegen der deutsche Dichter es als eine arge Verirrung verwirft, da der Mensch mit und für Menschen zu wirken bestimmt sei. Paphnutius erzählt, wie es ihn einmal in die Wüste getrieben habe, um die daselbst dem Herrn dienenden frommen Mönche aufzusuchen. Vier Tage sei er dort vorgedrungen, als seine wenigen Lebensmittel ausgegangen, wo er denn ganz erschöpft hingesunken; durch göttliche Hülfe habe er sich wieder erhoben und sei weiter gewandert, aber am vierten Tage aus Mangel an Speise wie leblos zur Erde gestürzt. Da habe ihn ein wunderbarer Mann, der bald seine Hände bald seine Lippen berührt, ins Leben zurückgerufen. Nach siebzehn Tagen sah er in der Nähe einen wie ein Thier ganz von Haaren bedeckten, bloß mit einem Gürtel von Blättern und Pflanzen bekleideten Mann, vor dem er auf einen nahen Berg floh, doch wurde er endlich durch dessen freundlichen Zuruf ermuthigt, sich ihm zu

nähern. Als er sich vor ihm niedergeworfen, bat jener ihn, sich zu erheben; er wisse, daß er ein Diener Gottes und ein Freund der Heiligen sei, Paphnutius mit Namen. Dringend aufgefordert, erzählt nun der Wüstenheilige seine Geschichte. Er heiße Onuphrius; siebzig mühevolle Jahre habe er hier zugebracht, wo er nur wilde Thiere gesehen. Aus dem Kloster Hermopolis in der Provinz Thebaïs sei er geflohen, da ihn das unendliche Verdienst des einsamen Wüstenlebens unwiderstehlich gereizt habe. Die frommen Väter hätten so häufig das Leben des Elias gerühmt, der durch Abtödtung und Gebet es endlich erlangt, daß er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren und noch nicht den Tod erlitten habe. Auf seine Frage warum sie denn dieses Beispiel nicht befolgten, erwiderten sie, das Wüstenleben sei außerordentlich beschwerlich, obgleich sie auch des großen beständigen Beistandes gedachten, welchen die Engel in der Wüste solchen Büßern leisteten. Gereizt durch das hohe Verdienst und den herrlichen Lohn dieses Lebens, floh Onuphrius in stiller Nacht mit Brod und wenigen Hülsenfrüchten nach der Wüste. Hier erschien ihm ein glänzendes Licht und versetzte ihn in solche Furcht, daß er schon an die Rückkehr dachte, als eine herrliche Gestalt aus ihm hervortrat. „Fürchte dich nicht!“ sprach sie. „Ich bin Gottes Engel, den bei deiner Geburt die göttliche Vorsehung zu deinem Schutze bestimmt hat, daß ich auf Gottes Befehl bei dir bleibe und dich in dieser Wüste begleite. Sei vollkommen, wandle demüthig vor dem Herrn, arbeite freudig, halte dein Herz wohl verwahrt, lebe ohne Klage, verharre im guten Werke! Ich werde dich nicht verlassen, bis ich deine Seele der höchsten Majestät gebracht habe.“ Auf dem Wege, welchen ihn der Engel begleitete,

fand er in einer Höhle einen Einsiedler, der ihn mit herzlicher Liebe aufnahm und ihn in das Einsiedlerleben einweihte. Mit ihm ging er weiter in die Wüste, und am fünften Tage kamen sie an eine Hütte, in deren Nähe Palmen standen. Da sprach der Mann Gottes: „Siehe, diesen Ort hat dir Gott zur Wohnstätte bestimmt.“ Dreißig Tage lebte er hier noch mit Onuphrius, den er eindringlich mahnte, Gottes Willen immerfort zu üben. Dann entfernte er sich, um nach seiner eigenen Höhle zurückzukehren, doch jedes Jahr besuchte er ihn einmal. Einst, als er außer der Zeit kam, fiel er, nachdem er den Onuphrius begrüßt, todt zur Erde. Den Leichnam begrub dieser mit vielen Thränen neben seiner Hütte. Auf weiteres Befragen des Paphnutius schilderte Onuphrius die Mühseligkeiten des Einsiedlerlebens. Den Brand der Sonne, Thau und Reif, Hunger und Durst und viele Qualen habe er erduldet, aber der Herr habe sich seiner hülfreich angenommen. „Der heilige Engel brachte mir täglich so viel Brod und Wasser, als zu meiner Erhaltung hinreichte. Palmen trugen zwölfmal im Jahre Datteln; ich sammelte sie täglich, mischte sie mit Blättern von Kräutern und speiste sie als Brod.“ Weiter vernahm Paphnutius, daß Engel jeden Sonntag den Einsiedlern den heiligen Leib und das Blut Christi darreichen und, so oft sie Verlangen empfinden, einen Menschen zu schauen, sie auf einen Augenblick in den Himmel entrücken, wo sie die Engel und alle Seligen in der ewigen Herrlichkeit sehen. Sodann führte Onuphrius den Paphnutius zu seiner von Bäumen umgebenen Hütte. In der griechischen Urschrift wird nur ein Palmbaum erwähnt. Die in den Vitae patrum abgedruckte lateinische Uebersetzung gedenkt der Hütte nicht, nur des Ortes, den sie

Kalidiomea nennt, was auf einer Verderbniß der zu Grunde liegenden Handschrift beruht. Dort beteten sie und hielten, an der Erde sitzend, erbauliche Gespräche. Am Abend fanden sie Brod mit Wasser; Paphnutius drang in den Onuphrius, daß er sich des Mahles nicht ganz enthalte. Die Nacht verbrachten sie meist schlaflos, indem sie Gott priesen. Als am Morgen Paphnutius den heiligen Mann ganz erblaßt sah, erwiderte dieser auf die Frage, was ihm begegnet sei: „Erschrick nicht, Bruder Paphnutius! Der allmächtige Gott hat dich gerades Wegs in diese Wüste geführt, damit du mich ehrenvoll begrabest und meinen Körper der Erde übergebest. In dieser Stunde wird meine Seele von den Banden des Körpers befreit und zu ihrem Schöpfer ins Himmelreich geführt! Geliebtester Bruder (ich weiß ja dein Verlangen), kommst du nach Aegypten, so gedenke mein vor deinen Brüdern und allen Christgläubigen.“ Daran schließt sich die weitläufige Ausführung, wie man durch ihn von Gott die Gnade erhalte, von jeder Versuchung des Teufels und von dem Bande menschlicher Neigung zum Bösen befreit zu sein. Den Wunsch des Paphnutius, an derselben Stelle sein Leben zu beschließen, muß Onuphrius zurückweisen; Gott habe ihn bloß dazu hierher geführt, daß er ihn bestatte und der Welt mittheile, was er in der Wüste gesehen. „Nach Aegypten gehe, dort bleibe bis zu deinem Lebensende, thue gute Werke und du wirst die Krone ewigen Ruhmes erlangen.“ Da wirft sich Paphnutius vor ihm nieder und bittet um seinen Segen. Onuphrius segnet ihn, erhebt sich, fleht weinend zu Gott, beugt die Kniee und spricht: „In deine Hände, Gott, befehle ich meinen Geist.“ Bei diesen Worten umgibt ein glänzendes Licht seinen Körper; im Glanz desselben scheidet

die Seele, welche Engelchöre zum Himmel geleiten. Mit Thränen und Seufzern beklagt Paphnutius die Trennung von dem Heimgegangenen. Er zerreißt sein Gewand; in dessen einen Theil hüllt er sich, in den andern legt er die Leiche und begräbt sie in dem in den Felsen gehauenen Grabe. Als er die Hütte betreten will, fällt diese ein und die Palmbäume stürzen ausgerissen nieder, worauf Paphnutius, da er den Willen des Herrn erkennt, sich nach Aegypten zurückbegibt. Man setzt den Tod des Onuphrius in das Jahr 370. Ihrem wesentlichen Inhalte nach ist die Legende auch in das Leben der Heiligen übergegangen.

Herder hat sie mit glücklicher Benutzung der entsprechenden Züge treffend zu seinem der ursprünglichen Bedeutung ganz entgegengesetzten Zwecke umgestaltet. Der Engel errettet auf Gottes Befehl den Onuphrius vom Hungertode und läßt ihn siebzig Jahre hier leben, damit er dem Herrn diene und inne werde, wie thöricht es gewesen, von den Menschen zu fliehen. „Menschen sind geschaffen für die Menschen", ist des Greises letztes Wort. Paphnutius selbst, dessen Namen Herder erst zuletzt nennt, empfindet dies sehr tief, als der Sturm auch bei der Bestattung noch fürchterlich heult, wie wenn er ihn wegtreiben wollte. Die Engel versprechen der zum Himmel von ihnen geleiteten Seele dort die Freude, welche er auf Erden „durch eigene Schuld" verscherzt. Die Einleitung ist gar nicht glücklich, da sie nur durch einen unvermittelten Sprung auf den durch Gott in der Wüste wunderbar gebotenen Palmbaum übergeht. Eben so wenig berechtigt ist der Dank an den Onuphrius dafür, daß Tasso in seinem Kloster zu Rom in den letzten Tagen seines vielbewegten Lebens Aufnahme fand. Die Lust

an diesem hochgelegenen Orte gilt für die reinste in Rom; deshalb hatte Tasso sich dorthin begeben, im Vorgefühl, daß er hier sterben werde. Sein Mißtrauen gegen die Menschen war längst geschwunden, wenn er auch freilich meinte, die Undankbarkeit der Welt habe den Sieg über ihn davongetragen, und trüber Schwermuth verfallen war. An den Heiligen dachte Tasso nicht, und nur höchst uneigentlich kann das Kloster San Onofrio die Palme desselben genannt werden.*) Ein anderer Vergleichungspunkt zwischen Tasso und dem Heiligen hätte sich wohl leicht ergeben; besser aber wäre jede Beziehung auf diesen unterblieben, der ganze Schluß sammt der Einleitung weggeblieben.

---

8. Das Bild der Andacht.

Eine Quelle zu unserer Legende finde ich nicht. Unter den vielen Männern des Namen Sophronius (Besonnen) ist keiner, so viel ich weiß, von dem etwas Aehnliches erzählt wird. Nahe kommt die Sage von einem Bilde der schmerzhaften Mutter zu Rom, welche den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf den Knien hält. Da es dem Maler nicht gelingen wollte, die Trauer ihres Antlitzes so darzustellen, daß ihre Tugenden nicht verdeckt wären, so bat er die Schmerzensmutter um ihren Beistand. Diese erschien ihm mit dem Blicke, den sie in jenem schrecklichen Augenblick gehabt, und blieb so lange, bis der Maler die Umrisse mit einer Kohle aufs Papier gebracht. Sonst stehen Engel wohl einem Maler bei oder vollenden das von ihm begonnene

*) Vgl. Goethes Brief aus Rom vom 16. Februar 1787.

Gemälde. Von dem berühmten Maler Fra Giovanni da Fiesole, einem Dominikaner in Florenz († 1454), erzählt man, er habe, ehe er gemalt, immer gebetet, und das Antlitz der heiligen Jungfrau auf den Knien liegend gemalt. Herder stellt in unserer Legende den Gedanken dar, daß ein wahres Kunstwerk nur demjenigen gelinge, der aus tief ergriffener, das Ideal in aller Reinheit lebhaft erfassender Seele schafft. Das, was des Sophronius von echt christlicher Andacht erfüllter Seele erschienen, stellte er in dem Bilde aus sich heraus; es war nicht etwas Gemachtes, aus griechischen Götteridealen (Athene, Artemis, Aphrodite) Zusammengelesenes, sondern der lebendige Ausdruck eines innerlich Geschauten. Ganz im echten Legendensinne läßt Herder das Bild durch einen Engel begrüßen und das Gelingen desselben dem Künstler gegenüber anerkennen. Auch die Beziehung auf Raphael, dessen Darstellung der Madonna das dem Künstler vorschwebende Ideal in dem Anschauenden weckt, ist höchst glücklich.*) Die heilige Idee wird der Dürftigkeit an Erdenschöne entgegengesetzt. Die sinnliche Schönheit ist nicht im Stande, ein solches Ideal zu bieten, sie ist zu arm dazu; nur der Geist des Künstlers kann ein solches Ideal erschaffen. A. W. Schlegel ward durch unsere Legende zu dem auf sehr später Sage beruhenden Gedichte der heilige Lukas veranlaßt, das ein Jahr nach derselben (1798) im Athenäum erschien.

---

*) Vgl. den Schluß von Herders Pygmalion.

9. Der himmlische Garten.

Diese Legende scheint ganz auf Herders Erfindung zu beruhen. Eine Maximina weiß ich gar nicht nachzuweisen. Die Lilie erscheint wohl als Sinnbild des Geistes und des unsterblichen Lebens; auch kommt eine weiße Rose als Anzeichen des nahen Todes vor; dagegen kann ich die Vorstellung von den Lebensblumen und vom Lebensgarten nicht belegen. Herder wollte die Lehre aussprechen, daß man sich nicht vor der Zeit nach dem Jenseits sehnen dürfe, vielmehr selbst unter Mißgeschick das Leben geduldig ertragen und möglichst zu wirken suchen müsse. Die Kinder dürfen nicht den Eltern nachtrauern, sondern müssen den Zeitpunkt erwarten, der sie mit ihnen wieder vereinigen wird. Der Maximina wird dies durch einen schönen Traum angedeutet, worin sie ihren Vater sieht, der über ihr Leben jenseits mit der Mutter wacht, und sie zu gefaßtem Ausharren mahnt, indem er ihr zeigt, daß ihr noch ein längeres Leben bestimmt ist. Sehr schön ist der Gegensatz der schon längst verklärten Mutter zu dem erst vor kurzem hingeschiedenen Vater in der äußern Art ihres Erscheinens angedeutet. Die Vorstellung ist eine eigenthümliche Wendung der Lehre vom Schutzengel. Nach einer verbreiteten Auffassung ist der Erzengel Michael der Vorsteher des Paradieses; er stellt die Seelen der Gestorbenen dem Herrn vor, und er ist es auch, der den Sterbenden ihren Tod kurz vorher anzeigt. Der Prior Cäsarius von Heisterbach, der vor 1240 starb, erzählt im achten Buche seines Gespräches über Wundergeschichten (45) von einer Nonne, die von solcher Vollkommenheit gewesen, daß

sie nach dem Tode sich gesehnt. Der Erzengel versetzte ihre Seele einmal in das Paradies, wo sie diesen vor einem Altar stehn sah; er gab sich ihr als Hüter des Paradieses zu erkennen und theilte ihr mit, daß er die Seelen aller Frommen Gott vorstelle; auch verkündete er ihren Tod auf Ostern. Fast sollte man glauben, eine ähnliche Geschichte habe Herder vorgeschwebt; den Cäsarius kannte er wohl nicht.

---

10. Das Paradies in der Wüste.

Nach dem Leben des heiligen Hilarion von Hieronymus, im ersten Buche der Vitae patrum. Hilarion wurde von heidnischen Eltern um das Jahr 290 in einem bei Gaza gelegenen Orte geboren. Zu Alexandria, wohin seine Eltern ihn sandten, ergriff ihn der Glaube an Christus. Der hohe Ruf, welchen der Einsiedler Antonius in ganz Aegypten genoß, trieb den fünfzehnjährigen Jüngling zu ihm in die Wüste. Dort blieb er zwei Monate, dann kehrte er, im Gefühle, daß er nicht würdig sei, bei dem Heiligen zu bleiben, zu dem man von allen Seiten strömte, mit einigen Mönchen nach seiner Heimat zurück. Da seine Eltern unterdessen gestorben waren, gab er den einen Theil seines Vermögens seinen Brüdern, den andern den Armen, er selbst zog sich in die Wüste bei Majuma zurück, ohne Furcht vor den Räubern, welche die Umgegend beunruhigten. Bei strengster Abtödtung lebte er hier vier Jahre unter einem Zelte von Binsen und Riethgras; dann erst baute er sich eine fünf Fuß hohe, vier breite und etwa sechs Fuß lange Hütte. Der Ruf seiner Heiligkeit und der von ihm erwirkten Wunder ver-

breitete sich in Palästina und den benachbarten Städten Syriens und Aegyptens, ja er drang auch nach fernen Landen. Der Einsiedler Antonius trat mit ihm in Briefwechsel und verwies diejenigen, welche aus Syrien kamen, um seine Hülfe zu erflehn, an seinen „Sohn" Hilarion, dessen Beispiel die Gründung unzähliger Klöster, die ihn als ihren gemeinsamen Vater betrachteten, durch ganz Palästina veranlaßte. In seinem dreiundsechzigsten Jahre quälte ihn der Gedanke, daß er ein großes Kloster habe und viele Mönche bei ihm wohnten, er auch immerfort von solchen angegangen ward, die Hülfe bei ihm suchten. Befragt, weshalb er sich so sehr gräme, erwiderte er: „Zur Welt bin ich zurückgekehrt, und ich empfange meinen Lohn in der Welt. Sehet, ganz Palästina und die benachbarten Provinzen schätzen mich hoch, und unter dem Vorwande eines Klosters zur Verpflegung der Brüder habe ich Landhaus und Hausrath." Zwei Jahre hatte er deshalb in Trauer verlebt, als eine vornehme Dame auf ihrer Reise zum heiligen Antonius bei ihm vorsprach. „Gerne wollte auch ich zu ihm", sprach er, als er dieses vernahm, „hielte mich nicht das Kloster gefesselt und wäre nicht der Gang vergeblich; denn seit zwei Tagen hat die ganze Welt einen solchen Vater verloren." Jene glaubte dem Worte und ließ von der Reise ab. Wenige Tage später kam die Nachricht vom Tode des Antonius. Nach einiger Zeit verließ er, da man vergebens ihn zurückzuhalten suchte, sein Kloster. Vierzig Mönche nahm er mit sich. Es trieb ihn zur Thebaide, um an der Stelle, wo Antonius gelebt, dessen Todestag zu feiern. Er nahm seinen Weg über Pelusium, Thebatum, Babylon und Aphrodite. Von letzterm Orte kam er in drei Tagen durch eine große und schreckliche Einöde endlich

zu einem sehr hohen Berge, wo sie zwei Mönche, Isaak und Pelusianus, fanden, von denen der erstere des Antonius Dolmetscher gewesen. Es war ein felsiger hoher Berg, von etwa tausend Schritten, an dessen Fuß Wasser entsprang, wovon ein Theil vom Sande verschlungen ward, der andere zur Ebene gelangte und allmählich einen Bach bildete, über welchem an beiden Ufern unzählige Palmbäume standen, die dem Orte viel Annehmlichkeit und Vortheil brachten. Hier sah man den Greis mit den Schülern des seligen Antonius hin und her eilen. „Hier pflegte er zu singen", sagten sie, „hier zu beten, hier zu arbeiten, hier, wenn er müde war, zu ruhen. Diese Weinstöcke, diese Bäume hat er gepflanzt, dieses Gartenbeet mit eigenen Händen angelegt. Diesen Teich hat er mit vielem Schweiß gegraben, um den Garten zu bewässern; diese Hacke hat er viele Jahre gebraucht." Er lag auf seiner Schlafstätte und küßte sein Lager, als ob es noch warm wäre; die Zelle war nicht größer, als daß ein Mensch sich hinstrecken konnte. Außerdem waren auf dem höchsten Gipfel des Berges, wozu man mit äußerster Anstrengung sich hinaufwinden mußte, zwei gleiche Zellen, wohin Antonius sich zurückzuziehen pflegte, wenn er die zu ihm strömende Menge und die Gesellschaft seiner Schüler meiden wollte; sie waren in den Felsen gehauen und hatten nur Thüren erhalten. Als sie zum Garten kamen, sagte Isaak: „Seht ihr dieses mit Bäumen bepflanzte, von Kohl grünende Obstfeld? Als vor ungefähr drei Jahren eine Herde Waldesel dieses verwüstete, hieß er einen von den Führern derselben stille stehn, und sprach, indem er mit einem Stocke ihm den Leib schlug: „Warum freßt ihr, was ihr nicht gesät habt?" Und seit dieser Zeit berühren sie nur noch das Wasser, nicht

mehr die Bäume und den Kohl." Darauf bat der Greis sie, ihm die Grabstätte des Antonius zu zeigen. Sie führten ihn zur Seite, aber man weiß nicht, ob sie ihm jene gezeigt; man sagt, der Grund, diese zu verbergen, sei die Furcht gewesen, Pergamius, ein sehr reicher Mann der Gegend, möchte seine Leiche wegführen und ihm ein Grabdenkmal errichten. Darauf kehrte Hilarion nach Aphrodite zurück, in dessen Nähe er in der Wüste in solcher Abtödtung und Einsamkeit lebte, daß er sagte, jetzt erst habe er angefangen, Christus zu dienen. Von dort begibt er sich, um dem ihn verfolgenden Ruhm zu entgehn, nach der Wüste Oasis, und ein Jahr später, da er auch hier die gewünschte Einsamkeit nicht findet, nach Sizilien, dann nach Dalmatien und zuletzt zur Insel Cypern. Hier verweilte er zwei Jahre in der Nähe der Stadt Paphos: da aber auch sein dortiger Aufenthalt bald verrathen wurde, begab er sich in eine rauhe Felsengegend in der Nähe des Meeres, wohin man nur gelangen konnte, wenn man auf Händen und Füßen kroch. Hier fand er eine von einigen Bäumen besetzte, auch von einer Felsenquelle bewässerte Gegend, mit einem sehr angenehmen Garten und Obstfeldern, deren Früchte er aber nie genoß. In der Nähe waren die Trümmer eines sehr alten Tempels, worin die Dämonen ihr Wesen trieben; es gereichte ihm zur Freude, daß er seine Widersacher so in der Nähe hatte. Hier lebte er fünf Jahre. Auf seinen Befehl wurde seine Leiche, sobald er gestorben war, in dem Garten verscharrt. Sein Schüler Hesychius brachte sie nach zehn Monaten insgeheim von hier nach dem alten Kloster zu Majuma; die Kleider waren noch ganz unversehrt und der Leichnam duftete, als ob er gesalbt wäre. Im achtzigsten Jahre war er gestorben. Auf

Cypern will man den Geist des Heiligen besitzen, da er hier in seinem geliebten Garten mehr Wunder thue als in dem Kloster, wo sein Körper ruht.

Wenn bei Hieronymus besonders die Verachtung des Ruhmes hervortritt, vor welchem Hilarion von einem Orte zum andern floh — in der kurzen Darstellung im Nachtrag zur aurea legenda (186) wird größtentheils nur seine Abtödtung erwähnt —, so wollte Herder im Gegensatz zum nutzlosen, der Menschheit zuwiderlaufenden harten Wüstenleben uns den heitern, einfachen Naturgenuß eines Gott anhängenden, seine Gaben ehrenden, in sich beruhigten Herzens schildern, worin er Hilarion seinem Vorbild Antonius nachstreben läßt. Die schönen idyllischen Züge der Erzählung des Hieronymus hat er auf das geschickteste benutzt und zu einem lieblichen Bilde ausgeführt, dagegen alles der finstern Aszese des strengen Mönchslebens Angehörende entfernt. Antonius und Hilarion leben neben Gott der schönen, von ihm zum Genusse verliehenen Natur; allen Lüsten und aller Eitelkeit der Welt haben sie freudig entsagt, in der sichern Ueberzeugung, so ihre Bestimmung am reinsten zu erfüllen. Hilarion war, wie Antonius, streng, indem er sich keine leidenschaftliche Ungebühr, keine Verletzung der göttlichen Ordnung und seiner Seelenreinheit gestattete, aber zugleich milde, da er mit kindlichem Sinne an allem Guten und Schönen sich freute. Der Anfangspunkt der Erzählung ist sehr glücklich gewählt, diese selbst wirksam vereinfacht, einzelne treffende Züge hinzugefügt. Des Antonius Verbot, sein Grab zu zeigen, wird geschickt begründet und benutzt*), auch bei Hilarion das einfache

*) Gottesstadt heißt in der Bibel Jerusalem. Es wird zur Bezeichnung

Versenken der Leiche hervorgehoben, wie es im Geiste des echten, auf reinem christlichen Glauben ruhenden Mönchsthums lag, das noch an nichts weniger als den Reliquiendienst der Heiligen dachte. Wir möchten dieser Legende vor allen herderschen den Preis zuerkennen Absichtlich schließt sie mit einem unvollständigen Verse.

---

11. Die laute Klage.

Sehr glücklich hat der Dichter hier zwei Erzählungen aus dem dritten Buche der Vitae patrum (155—159) benutzt.*) Die erstere Erzählung lautet also: „Als ein Greis in der Einöde Sciti starb und die Brüder, die das Bett umgaben, nachdem sie ihn wie einen Gestorbenen zurecht gelegt hatten, seinen Tod beweinten, öffnete er seine Augen und lachte, und zum zweitenmal öffnete er die Augen und lachte, und ebenso zum drittenmale. Auf die Frage der Brüder, warum er lache, da sie weinten, erwiderte er: Zum erstenmal habe ich gelacht, weil ihr alle den Tod fürchtet, zum zweitenmal, weil ihr nicht bereit seid, zum drittenmal, weil ich von der Arbeit zur Ruhe gehe." Die andere erzählt von einem Johannes dem jüngern, der zwölf Jahre lang einem kranken Greise diente, ohne je ein freundliches Wort von ihm zu vernehmen. „Als dieser Greis am Sterben lag, hielt er, während die andern Greise um ihn saßen, dessen

---

der Welt gebraucht, in welche jeder gesetzt ist, um zu wirken. Vgl. die folgende Legende V. 41, meine Bemerkung zu Goethes „Divan" IV, 11.

*) Die erstere findet sich auch im fünften Buche, wo am Schlusse noch die Worte stehen: „und ihr weinet. Als er dies gesagt hatte, schloß er sogleich die Augen und starb."

Hand, und sprach dreimal zu ihm: „Heil!“ und empfahl ihn den Greisen mit den Worten: „Dieser ist kein Mensch, sondern ein Engel, da er so viele Jahre mir in meiner Krankheit beigestanden, ohne ein gutes Wort von mir zu vernehmen.“ Herder setzt den tiefen Schmerz innigster Liebe der lauten Klage entgegen, welche nur dem allgemeinen menschlichen Schicksal gilt, das uns mit Furcht erfüllt, die dem wahrhaft Weisen nicht ziemt. Aeußerst glücklich sind Herders Veränderungen. Nur einmal erwacht der Todtgeglaubte und die eine Erwiderung ist viel bezeichnender ausgeführt, indem der Sterbende ihnen ihr Weinen verweist. Herodot berichtet (V, 4), daß die Trauser, ein thrakischer Stamm, ihre Todten mit Frohlocken begraben. Auch die Herrnhuter begehen den Tod als ein freudiges Ereigniß. Die Christen betrachteten den Tag des Heimgangs als wahren Geburtstag. Nur der Jüngling empfindet hier wirklichen Schmerz um den Heimgegangenen, den er als Vater geliebt. Der Gegensatz der stummen Thräne zum vorhergehenden Lächeln ist sehr schön.

---

12. Die Ameise.

Die Legende ist wohl eine Erfindung Herders. Mehrere Heiligen führen den Namen Simplicius, aber von keinem derselben finde ich etwas Aehnliches berichtet. Das Beispiel der Ameise, die sonst als Muster des Fleißes und der klugen Vorsorge genannt wird, ist hier auf ganz eigenthümliche Weise zur Andeutung des Gedankens verwandt, daß jeder ins Leben gestellt sei, um für andere zu wirken, keiner in abgeschlossener Selbstigkeit sein Dasein müßig vergeuden dürfe. Im fünften

Buche der Vitae patrum (20) wird eine Geschichte von einem Mönch erzählt, der sein Leben im Müßiggange hingebracht hatte und in einer schweren Krankheit durch ein Traumgesicht gewarnt wird, welches ihm ewige Verdammung droht.*)

13. Die Fremdlinge.

Zu diesem Preise der Schottischen Mönche, die Gesittung und Bildung über die fernsten und trübsten Länder verbreitet, insbesondere der von St. Gallen, ward Herder zunächst durch den ersten, zuerst 1786 erschienenen Band der Geschichte der Schweiz seines Freundes Johannes Müller veranlaßt. Dieser schließt, nachdem er das Wirken des Columbanus, Gallus, Mang und ihrer Nachfolger im alemannischen Helvetien geschildert hat, mit den Worten: „Kein Land war wie die britischen Inseln, deren Einwohner von Lappland bis in die Lombardei kühn und standhaft alles durchzogen und (weil damals dieses das Löblichste schien) mit Missionen erfüllten; lang behielten die britischen Schriftsteller besondern Fleiß in der Mathematik und ungewöhnliche Freiheit; kaum irgendwo wurden die Alten länger verwahrt u. s. w." Herder benutzt hier auch die Sagen von andern früher aus Britannien nach der Schweiz gezogenen Verbreitern des Christenthums, wobei es auffallen kann, daß er auch der ganz jungen Sage erwähnt

---

) Zu den ersten Versen der Legende vgl. Matth. 6, 26. 28. Luk. 12, 24. 27. — Zur Gottesstadt S. 74. — Ingemein, ältere Form für insgemein, das für gemeiniglich und insgesammt gebraucht wird; hier muß es die Bedeutung für alle, zum allgemeinen Besten haben.

von einem in die Urzeit hinaufreichenden heiligen **Beatus**, den man zu einem vornehmen Briten gemacht. Er soll Suetonius geheißen haben, vom Apostel Barnabas getauft, im zweiten Jahre des Claudius vom Apostel Petrus in Rom geweiht und mit dem Diakon Achates nach Helvetien gesandt worden sein. Auf dem Batten- oder Beatenberge am thuner See zeigt man noch die Höhle des Heiligen, aus welcher die Sage den Drachen entfliehen läßt.*) König **Lucius**, ein britischer König, soll im Jahre 183 wegen seiner Aufnahme ins Christenthum an den Papst geschrieben haben und auf dem Schlosse Martiola zu Chur am 3. Dezember gemartert worden sein. Müller gedenkt seiner I, 12 Note 332 mit der Bemerkung, es sei keine zuverlässige Nachricht von ihm übrig, doch möchte er einer der Edlen gewesen sein, die im sechsten und siebenten Jahrhundert zur Verbreitung des Christenthums über die Alpen gekommen. Auch **Fridolin**, der 514 starb, erscheint bei Müller I, 9 Note 184—186. Aus der Legende nahm Herder die Sage, Fridolin habe den Urso aus dem Grabe aufgerufen, um gegen dessen Bruder Landulph bei Gericht zu bezeugen, daß er ihm sein Besitzthum geschenkt. **Othmar**, der aus Deutschland nach Chur kam, ward Nachfolger von **Gallus** und **Magnoald** oder **Magnus**, **Mang**. **Meinrad** lebte als Einsiedler an dem Orte des spätern Klosters St. Einsiedeln. **Notker** machte sich im Kloster St. Gallen um die Wissenschaft ganz besonders verdient. **Winfred** ist Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Bei der Beschreibung der „tapfern Wildheit“ der Alemannen schwebt zum Theil Müllers Schilderung ihrer Gesetze

*) Daß die ganze Sage ohne alle Gewähr sei, gestehen auch die Bollandisten unter dem 9. Mai.

vor. Das Gesetzbuch der Alemannen, sagt er, spreche nur von ihren Waffen, von ihren Wisaten (großen wilden Ochsen), ihren Kühereien, ihren Rossen und Maren*), ihren Bären, welche sie begierig gegessen, ihren zur Jagd gezähmten Hirschen, ihren Leithunden, ihren Schäferhunden, Hunden zur Bärenjagd, Hunden wider den Wolf u. a. Die Legende erzählt, daß man am Bodensee Bier dem Wodan geopfert. Müller bemerkt auch, daß Leibeigene die Hälfte des Ackers für sich, die Hälfte für den Herrn gebaut. Merkwürdig ist es, wie Herder von den frühesten britischen Mönchen in der Schweiz gleich zu den Benediktinern überspringt, die erst nach den hier übergegangenen Stiftern in St. Gallen gewirkt. Darauf aber spricht er im allgemeinen von der segensreichen Wirksamkeit der frommen Mönche, die nicht allein den Erdboden zu einer annehmlichen, sichern und fruchtbaren Stätte umgeschaffen, sondern auch die wilden Menschenseelen gezähmt**), die Sitten gemildert, auf das ganze Leben den wohlthätigsten Einfluß geübt.***) Günther ist der König der Burgundionen, der mit seinem Volke zum Christenthum übertrat, nachdem ein alter Bischof, der zu ihnen

*) Müller bemerkt hierzu, von dem alten Worten Mare komme noch das gemeine Märe. Daher ist in den Worten Herders: „Von Bärenbraten, Auerochsenjagd und Weiberjagd und Mähr' und Hunden" zu schreiben Mär-, so daß nach früher verbreitetem Gebrauche die Endung en ausgefallen, wie unten Legende 18 in „auf Bäum- und Sträuchen".

**) Wie die Bezähmung des Urs, so ist auch die Befreiung mancher Gegend von einem Drachen bildlich zu fassen, und zwar nicht in dem Sinne, den Herder im ersten Abschnitt der Abhandlung über die Legende andeutet, sondern unter dem Drachen versteht er wilde, grausame Räuber.

***) Zur Erläuterung diene, was Herder in der genannten Abhandlung im zweiten Abschnitt sagt.

gekommen, sieben Tage zu ihnen gesprochen. Müller bemerkt kurz vor Erwähnung dieser Bekehrung (I, 7) in einer Anmerkung (17), im Gesetzbuche der Burgundionen würden die Fürsten Gibich, Godemar und Giselar neben Gonthahar (Günther) genannt, doch sei es nicht klar, ob sie vor oder mit ihm regiert. Hiernach ist Herders eigene Anmerkung zu berichtigen. Die Bezeichnung Geißel Gottes ist von Attila hergenommen.

Nachdem der Dichter Fleiß, Verstand, Güte und Milde als die einzigen, eine feste Ordnung der Dinge begründenden Mächte hervorgehoben, blutige Leidenschaft, niederdrückende und zerstörende Gewalt als verderblich und unwürdig bezeichnet hat*), geht er wieder zu den Alemannen über, die ihm schon bei den letzten Bemerkungen vorschwebten, doch hält er sich bei den wilden Sitten und Gesprächen derselben nicht lange auf.**)

Die Muse selbst singt die Legende in zwei Absätzen, und zwar mit Ausnahme des Schlusses in vierzeiligen Strophen. Herder folgt meist der Legende, wie sie von Columban Adomnam, von Gallus Walafrid Strabo, von Magnoald Theodor von Kempten beschrieben. Comogellus war der Abt des Klosters zu Bangor. Sie bauten in der Wüste des Wasgaus an einem zerstörten Orte das Kloster Lützel. Der Burgunderkönig, den Columban mahnte, dem Ehebruch zu entsagen, war

*) In den Worten „Rach' und Muth — Schwert" stehen die Sätze in der Form des Chiasmus, so daß die Gegensätze die Mitte bilden (a b b a).

**) Statt zu sagen „Sind nicht die besten Sitten und Gespräche", hebt er zur Bezeichnung ihrer Gespräche einen neuen Satz an, von dessen Vollendung ihn aber der Drang abhält, endlich zu seiner Legende zu gelangen. Eigenthümlich tritt hier die Aufforderung an die Muse ein, die meist am Anfange steht. Vgl. oben Hor. carm. I, 24, 2. Virg. Aen. I, 9.

Sigberts Enkel Dietrich. König Ditbert von Austrasien erlaubte ihnen, sich in Helvetien anzubauen. Zunächst gingen sie nach Tuggen an der Limmat; von dort vertrieben, weil sie an die heidnischen Tempel Feuer legen wollten, wandten sie sich, nachdem sie den Einwohnern geflucht, durch Berg und Wald ziehend, nach der Burg Arbon, wo sie den frommen Priester Willeram fanden, welchen Herder mit Absicht übergeht. Dann begaben sie sich nach Bregenz. Hier erbauten sie eine Kapelle, aber die Verfolgungen des wilden Volkes veranlaßten den Columban, auch diesen Ort zu verlassen und sich nach der Lombardei zu wenden, wo er das Kloster Bobbio stiftete.*) Gallus erkrankte und erklärte dem Columban, indem er ihm zu Füßen fiel, er könne nicht mitreisen. Dieser wurde darüber unwillig, da er die Krankheit nur für einen Vorwand hielt, doch ließ er ihm Magnoald und Dietrich zurück; aber nach Walafrid Strabo untersagte er ihm, bei seinen Lebzeiten Messe zu lesen, und vergab ihm erst kurz vor seinem Tod.

Herder läßt hier seine Muse einen neuen Aufschwung nehmen, um die Stiftung von St. Gallen, das eigentliche Ziel seiner Legende, zu besingen. Als Gallus wieder genesen war, begab er sich nach Arbon zum Priester Willeram, der ihn freundlichst aufnahm. Dort erkundigte er sich beim Diakonus Hildebold**), der Jäger war, nach einer zur einsamen Bergwohnung passenden Gegend. Hier und im folgenden schöpfte Herder ganz aus seiner

*) Wenn Herder sagt, noch lehre uns Columban in seinen Schriften, so denkt er an die Sprüche voll Einfalt und Würde, welche Müller aus seinen Schriften anführt. „Die Welt lehrte er so", schreibt dieser, „dem Kloster gab er ganz spartanische Regeln."

**) Hildebald bei Herder.

Quelle. Daß er böse Geister vertrieben, entnahm er gleichfalls der Legende, die aber von wilden Thieren nur den Bären nennt, dem er ein Brod gereicht und ihn beschworen, ihnen Holz zu bringen, es ins Feuer zu werfen, und in der Umgegend weder Menschen noch Vieh zu verletzen. Dieser Bär ward ihr treuester Diener. Sie bauten sich Zellen, legten einen Kohlgarten an, machten Jagd auf Wild und fingen Fische mit selbstbereiteten Netzen. Graf Talto, Kämmerer des königlichen Hofes, schenkte ihm die Gegend. Die Verwaltung des Hochstifts Constanz lehnte Gallus ab. Am ganzen Bodensee und in Rhätien war er hochverehrt wegen seiner segensreichen Wirksamkeit, da er nicht allein die Gegend urbar machte, sondern allen Leidenden Trost und Hülfe brachte. Besonders liebte er den Diakonus Johannes in Chur, dem er nicht allein das Verständniß der heiligen Schrift eröffnete, sondern ihn auch lehrte, sich redlich von der Arbeit seiner Hände zu nähren. Nachdem Gallus zur Arbon im 95. Jahre um 640 gestorben, folgte ihm Mang in seiner Zelle als Kirchenvorsteher. Fünfzig bis sechzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gallus wurde das Kloster errichtet, worin der erste Abt Othmar eine Schule errichtete. Stifter der Bücherei (Bibliothek) waren nach Müller (I, 11) die Aebte Waldo, Gotzbert*), Hartmuth, der Gründer der sogenannten frohen Schulen (des Studiums der sieben freien Künste) und Abt Grimwald, „Vater der Armen". Als römische Schriftsteller, die hier abgeschrieben wurden, nennt Müller (I, 11) Cicero, Ammian, Quintilian, Valerius Flaccus, Asconius, Boethius, Marcianus Capella.**) Auch hat Herder

*) Auch hier weicht Herder in den Namensformen ab.

**) Herder weicht absichtlich ab. Unter Valerius ist bei ihm wohl die Anek-

die Anmerkung Müllers (I, 9 181) benutzt: „Solche Handschriften des Klosters wurden auf dem Titel durch die Worte unterschieden Scotice scripti, weil sie von den scotischen Mönchen oder nach ihren Exemplaren abgeschrieben worden waren; wir sahen sie.“ Neben den Bemühungen der schottischen Mönche um die Wissenschaft nennt Herder überhaupt die der Benediktiner. In Frankreich war es die im Jahre 1618 von Benard gegründete Kongregation vom heiligen Maurus, welche sich durch Pflege der Wissenschaft, besonders der Theologie, Geschichte und Diplomatik (bekannt sind die sogenannten mauriner Ausgaben der Kirchenschriftsteller), ausgezeichnet verdient machten; Männer, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, Toustain, Tassin, Surius, gehörten ihnen an. Gerade, daß die schottischen Mönche nicht allein heldenmüthig das Christenthum verbreiteten, sondern auch als thätige Lehrer und Förderer reiner Menschheit auftraten, Gesittung und Bildung lehrten, und insbesondere zur Erhaltung der Alten und der in ihnen fließenden Quelle klarer Anschauung und frischen maßvollen Sinnes*) beigetragen, hebt der Dichter noch einmal am Schlusse hervor.

---

botensammlung von Valerius Maximus gemeint; als Dichter nennt er darauf Lucrez und Silius, zuletzt des Inhaltes wegen Manilius, den Dichter der fünf Bücher Astronomicon, und Columellas Werk über den Landbau.

*) In den Briefen zur Beförderung der Humanität (91) hatte Herder geäußert: „Das Licht der Alten ists, das die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Verhältniß, Regel, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesammten Menschheit.“

---

14. Christenfreude.

Bloß den letzten Theil unserer Legende fand Herder gegeben, und zwar in folgender Stelle der Annales Minorum von Lukas Wadding, welche er im Leben des heiligen Franciscus bei den Bollandisten fand. „Nachdem der Heilige mit dem Kardinal Hugolinus (im Jahre 1219 zu Perugia) seine Angelegenheiten geordnet hatte, kehrte er nach Assisi zurück, um dort eine allgemeine Ordensversammlung zu halten. Auf diesem Wege sprach er im Eifer des Geistes folgendes über die Tugend der Demuth und die vollkommene Entsagung des Menschen zu seinem Genossen Leo [dem Beichtiger des Heiligen]: Theuerster Bruder, ich dünke mir nicht, noch bin ich ein Minorite, wenn ich nicht mit aller Demuth und mit derselben Heiterkeit und Ruhe des Geistes erdulde, was ich beispielsweise anführe. Ich bin jetzt mit großer Ehrfurcht und Verehrung von den Brüdern zu dieser unserer Versammlung berufen und demüthig gebeten, ihnen Worte des Heiles zu sagen. Wenn sie nun, nachdem ich das verkündigt, was der Geist mir eingibt, gegen mich aufstehen und mit Worten des Hasses mich umringen und sagen: „Wir wollen nicht, daß du über uns herrschest; denn wir schämen uns über die so große Unwissenheit des unerfahrenen Menschen, der gar keine Beredtsamkeit und Kenntniß und nur sehr geringe Weisheit und Welterfahrung besitzt. Darum wage nicht, dich in Zukunft unsern Vorgesetzten zu nennen" — wenn sie mit diesen und andern ähnlichen Schmähreden gegen mich losführen und mich endlich aus dem Versammlungshause würfen mit Verachtung und Beschimpfung: wenn ich dieses alles nicht mit

demselben Antlitz, mit unbewegtem Blicke und standhafter Heiterkeit des Geistes höre und annehme, womit ich Lobpreisende und Verehrende empfange, so halte ich mich nicht für einen wahren Frommen. Wahrlich die Ehrenbezeugung bringt meiner Seele Gefahr, sowohl wegen der Gunst eitlen Ruhmes als wegen der Verlockung des Vorzugs; dagegen habe ich bei der Schmähung Verdienst, und wenn ich von der Leitung ausgeschlossen werde, brauche ich nicht für so viele Seelen Rechenschaft abzulegen." In den von Wadding angeführten Quellen für diese Geschichte findet sich nichts davon, dagegen enthält Bonaventuras Lebensbeschreibung des Heiligen wesentlich dasselbe; nur wird hier der Genosse, den Franciscus angeredet, ebensowenig genannt als eine nähere Zeitbestimmung gegeben, nicht einmal gesagt, daß der Heilige wirklich damals zur allgemeinen Versammlung sich begeben.

Herder hat den ihm gebotenen Gedanken in einem lebhaft bewegten Gespräch glücklich ausgeführt. Wir finden die beiden Brüder zuerst auf der Höhe des Berges, über den sie wandern müssen; Franciscus sieht sich trotz des hier so schneidenden Windes gedrungen, seinen Begleiter, da er sich wie von göttlicher Eingebung begeistert fühlt, zum Stillstehen aufzufordern, damit er ihm, was der Geist ihm sagt, verkünde. Lebhafte Begeisterung bezeichnet durchweg alle Reden des Heiligen. Später sehen wir sie den Berg herabsteigen, dann auf der Ebene, weiter in der Nähe von Dörfern, wo sie der gesammelten Haufen nicht achten, dann wieder auf dem Felde, endlich in der Nähe der Stadt, wo der Orden sich versammeln soll. Franciscus führt aus, wie der Christ am Ruhme, am Beifalle und an der Gewalt seiner Rede, an der Tiefe seiner Weisheit, selbst an übernatür-

spricht. Darum müssen alle drei vor einen heiligen Bischof treten, von dem sie Heilung hoffen; alle müssen ihr Unglück verschuldet haben, die beiden ersten aber in entschiedenen Gegensatz zum dritten treten.*) Anstößig ist die launige Bezeichnung des letzten als Kritiker, insofern er versuchen wollte, ob ihm auch die Beraubung eines Todten gelingen werde. Vielleicht wäre auch die Bezeichnung V. 18, daß der Heilige ein Bischof gewesen, besser weggeblieben.

---

16. Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Diese Legende gehört zu Herders spätern, woraus aber nicht folgt, daß ihn die betreffende Geschichte nicht schon früher angezogen. Wie er das Leben des Franciscus in den Bollandisten durchgesehen, so mochte er eine gleiche Aufmerksamkeit auch dem Stifter des Dominikanerordens zugewandt haben. In der von einem gewissen Dietrich (Theodorich) im Jahre 1291 vollendeten Lebensbeschreibung des heiligen Dominikus wird nach dem Zeugnisse einer Ordensschwester Cäcilia folgendes erzählt, was sich in Rom unter Papst Honorius III. begeben; „Als der Mann Gottes einstmal, nachdem er bis Mitternacht in der Kirche gebetet hatte, in seinem Zimmer bei einem Kerzenlicht schrieb, begann der böse Geist in Affengestalt mit verzerrtem

*) Herder läßt die Beisetzung in der Kirche geschehn, und zwar zur Mitternacht, wogegen in der zu Grunde liegenden Erzählung der „wohl bekleidete" Todte hinter der Kirche des heiligen Johannes eben bestattet ist. Auch nimmt Herder keine doppelte Beraubung an.

Gesichte vor ihm auf und ab zu wandeln und allerlei spöttische Geberden zu machen. Der Heilige winkte ihm mit der Hand, daß er stillstehn mußte, und gab ihm die Kerze in die Hand, damit er sie ihm halte, wobei dieser aber seine Geberden mit der Gesichtsverzerrung fortsetzte. Indessen ging die Kerze zu Ende und der Finger des Affen begann zu brennen, so daß er vor Schmerz sich krümmend jammerte, da er doch in der Hölle, wo er brennt, die Flamme nicht fürchtet. Der Heilige aber winkt ihm, er müsse noch halten. Kurz, er muß so lange stehn, bis sein Zeigefinger bis zur Hand verbrannt war. Nachdem der im Glauben starke Gottesmann so den zum Besten gehalten, der ihn zum Besten hatte halten wollen, schlug er ihn tüchtig mit dem Stocke, den er immer bei sich trug, und sprach: „Weg, Nichtswürdiger!" und der Schlag erscholl so, als wenn er einen mit Wind gefüllten trockenen Schlauch getroffen hätte. Der Böse fiel an die entgegenstehende Wand und war verschwunden, ließ aber einen Gestank hinter sich, der verrieth, wer es gewesen. Wahrlich verdient der unter den englischen Gewalten gekrönt zu werden, der mit solcher Gewalt des Teufels Streiche vereitelt und zunichte machte." Schon Melchior Canus verwarf diese und andere Geschichten als alberne Erfindungen, wogegen sie an Johannes Malvenda einen gläubigen Vertheidiger fanden. Auch in das Leben der Heiligen ist die Sage übergegangen. Dominikus schreibt dort an einer Predigt für den nächsten Morgen, und die Erzählung endet damit, daß der böse Geist, nachdem Dominikus fertig ist, mit großem Zorn entweicht. Aber der Dichter fand die Geschichte im Jahre 1777 in Wielands „Teutschem Merkur", der dort aus des Jesuiten Angelin Gazée (Gazay) Pia Hilaria nach der französischen Uebersetzung (Les

pieuses Recréations, Rouen 1617) unter andern folgendes Geschichtchen auszog: „Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist), mit einem alten wohlerfahrenen Teufel um hundert Prügel zu wetten, daß er dem heiligen Dominikus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bei dem Heiligen ein, und bemühte sich, ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleien in seiner Beschäftigung zu stören. Der heilige Dominikus schrieb immerfort und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grimassen und Affenstreiche, doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respekt, der ihn vorher noch einigermaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn. „Da steh“, spricht er, „und halt mir diese Kerze!“ Der arme Teufel steht ganz vertattert da, hat das Herz nicht, sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn greulich, daß er sich so in seiner eigenen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidet ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. („Holla ho! Herr Teufel!“ ruft Peter Angelin, „die Finger in Acht genommen!“) Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrannt, er heult abscheulich, ruft die ganze Hölle zu Hülfe, aber alles vergebens. Der heilige Vater hält die höllischen Mächte in Respekt, und der junge Teufel ist dahin gebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt, sich

zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrannten Pfoten in die Hölle und kriegt noch die verwetteten hundert Prügel obendrein."

Herder läßt den Heiligen das Buch der Inquisition*) schreiben, und wendet die Geschichte dahin, daß der oberste Teufel selbst gestehn muß, die Inquisition habe wesentlich zur Verbreitung einer freiern Ansicht und zur Erlösung von den herrschend gewordenen beschränkten Vorstellungen beigetragen. Das Teufelchen hat sich getäuscht, wenn es meinte, ein der Hölle förderliches Werk zu thun, indem es die Abfassung des Buches von der Inquisition, nicht ohne eigenen Schmerz zu leiden, begünstige. Wunderlich ist es freilich, daß Dominikus sich durch Teufelslob geschmeichelt fühlt, aber der launige Ton läßt das Unwahrscheinliche weniger hervortreten. Daß die Nähe des Höllenbewohners die Glut des Heiligen schüre, hätte man angedeutet gewünscht.**)

---

*) Gemeint ist wohl die Schrift des Dominikus Libellus rationes atque auctoritates in confirmationen fidei continens, die er in Folge einer mit den Albigensern gehaltenen Unterredung schrieb. Inquisitionsrichter war Dominikus eigentlich nicht.

**) V. 5 f. Wie denn die Teufelchen vor Heilgen pflegen. Am bekanntesten ist die Versuchung des heiligen Antonius. — V. 11. Augbrau, die Herder geläufige ältere Form. — V. 13. Ein Teufel lobte, er sprach seine Freude darüber beim Lesen aus. — Halt, das Licht noch fort. Der Heilige denkt ihn nun auch zu bestrafen. — V. 19. Flammten, die Brust des Heiligen von Glaubenswuth, der Daumen des Teufels von der Kerze. — V. 22. Bei alledem, bei der Inquisition, der es nur darum zu thun ist, daß die Form des Gerichts erfüllt wird, und die Kirche ihre unumschränkte Gewalt zum allgemeinen Schrecken übt. — V. 25. Du weißt es ja, da er gelesen, was Dominikus geschrieben. — V. 27. Gaum war Druckfehler für Daum. — V. 28. Nieden, unten, nach einem besonders Herder geläufigen Gebrauche. Prahlt' sich, sich prahlend zeigte. Hageborn braucht so sich zum Doktor prahlen, Blumauer sich in diesem Aufputz prahlen. — V. 31. Je, immer, doch, wie bei Luther

17. Tödten und Lebendigmachen.

Auch unser Gedicht gehört zu den spätern. Herder hob diese Legende aus der Sage über das vor dem Kaiser Konstantin und dem Senat zwischen den Juden und Papst Silvester öffentlich gehaltene Religionsgespräch aus, das neuerdings in Simrocks Legenden in seiner ganzen Ausdehnung dargestellt worden. Ueber die Geschichte der Sage handelt Maßmann zur Kaiserchronik (S. 857 ff.). Unser Dichter folgte hier wohl allein der Darstellung der legenda aurea (12). Nachdem Silvester nach allgemeinem Urtheile über die Juden den Sieg davon getragen, ruft der zwölfte der weisen Juden, der Zauberer Zambri, höchst unwillig aus: „Laßt uns von Worten zu Thaten kommen. Die größten Thoren sind diejenigen, welche den am Kreuze Gestorbenen verehren, da ich den Namen des allmächtigen Gottes weiß, dessen Macht keine Felsen aushalten, noch irgend ein Geschöpf zu hören vermag. Und damit ihr zugebt, ich spreche die Wahrheit, so lasset den wildesten Stier herbeiführen, und sobald der Name desselben in seinem Ohr ertönt, wird der Stier sterben." Auf Silvesters Frage, wie er denn den Namen erfahren habe, ohne ihn zu hören, erwidert Zambri, er brauche ihm sein Geheimniß nicht zu verrathen, da er der Juden Feind sei. „Ein Stier wird herbeigebracht, der so wild, daß kaum hundert der stärksten Männer ihn fortziehen können. Als

---

„da lasset das je zu sehen". — V. 36. Bei den Worten steck ihn wird die Rede abgebrochen, da den Satan der Gedanke des großen Schadens leidenschaftlich ergreift, den jenes Höllenfeuer der Inquisition der Hölle gebracht hat, die dagegen nur ein Dampf ist. — V. 44. Nach der Eiferer greift der Satan im Aerger zu einer andern Wendung.

Zambri aber das Wort in sein Ohr gerufen, starb der Stier sofort, indem er laut brüllte und die Augen weit aufsperrte. Alle Juden rufen laut Beifall und schmähen den Silvester. Dieser spricht: „Nicht Gottes Namen hat er gesprochen, sondern den Namen des schlimmsten bösen Geistes genannt; denn mein Gott Jesus Christus tödtet nicht bloß die Lebendigen, sondern belebt auch die Todten; denn tödten und nicht lebendig machen können ist die Gabe der Löwen, Schlangen und wilden Thiere. Soll ich also glauben, daß es nicht der Name eines bösen Geistes gewesen, so mache er durch ihn wieder lebendig, was er getödtet hat. Denn von Gott steht geschrieben (1 Sam. 2, 6): Ich werde tödten und ich werde lebendig machen. Kann er das nicht, so hat er ohne Zweifel den Namen eines bösen Geistes genannt, der den Lebendigen tödten, den Todten nicht lebendig machen kann." Als Zambri von den Richtern gedrängt ward, den Stier wieder zu beleben, sprach er: „Silvester, erwecke ihn im Namen des Galiläers Jesu, und wir wollen alle an ihn glauben; denn könnte er auch mit Flügeln fliegen, so würde er dieses doch nicht erwirken können." Alle Juden gestehen darauf, erwecke er den Stier, so würden sie glauben. Darauf betet Silvester, und indem er zum Ohre des Stiers sich wendet, spricht er: „O Namen des Verderbens und Todes, weiche auf Befehl unseres Herrn Jesu Christi, in dessen Namen ich zu dir spreche. Stehe auf, Stier, und wandle gezähmt zu deiner Herde!" Sofort erhob sich der Stier und ging ganz gezähmt davon. Da bekehrten sich die Königin, die Juden, die Richter und alle übrigen zum Glauben."

Herder wollte die Sage zur Hervorhebung der göttlichen Kraft des Christenthums verwenden, die das Todte frisch belebe,

das Wilde zähme und so ein neues geistiges Leben schaffe. Unter dem Todten dachte er sich das erstarrte Heidenthum (wohl nicht zugleich das Judenthum), unter dem Wilden zunächst das Germanenthum. Der Christ fleht um das Wunder, nicht um die Göttlichkeit seiner Religion dem Richter zu beweisen, sondern damit er für sich ein Zeichen gewinne, diese sei wirklich zur frischen Belebung in die Welt gekommen, indem der Stier gezähmt wieder erstehe; daß dieses Zeichen ihm nicht fehlen werde, davon ist er fest überzeugt. Aber wie eigentlich der Zauberer und der Christ sich vor dem Heidenrichter entgegentreten, ist gar nicht klar.*) Hat der Zauberer den Christen seines Glaubens wegen angeklagt, wozu bedarf es eines Beweises seines Glaubens? Und wir hören gar nicht, welchen Glauben der Zauberer eigentlich hat. Soll aber Heidenrichter, was nicht wohl angeht, bezeichnen, daß der Heide zwischen der Wahrheit der jüdischen und heidnischen Religion entscheide, so mußte dies doch näher angedeutet sein, und wir sehen nicht, wie der Heide gerade zu einem solchen Spruche komme. Hier hat das Herausgreifen der Erzählung aus dem Zusammenhang offenbar etwas sehr Anstößiges hereingebracht. Eine kurze Bezeichnung der Situation nach der wirklichen Sage wäre durchaus nothwendig gewesen, und hätte leicht nach der vollständigen ersten Rede des Zauberers (nicht zwischen dieser) gegeben werden können; das übrige bedurfte gar keiner Veränderung. Der Zauberer heißt in der Legende Zambri, auch Zambres.

*) Herder gebraucht V. 6 das jetzt ungebräuchliche vorüberstehn statt gegenüberstehn, das weiter unten folgt. So hat auch Wieland 1784 ihr vorüberstand, im Oberon VI, 85 saß dem guten blinden Alten vorüber. Vorüber wird jetzt in dieser Weise nur bei der Bewegung gebraucht.

Wenn Herder ihm den Namen Jambres gab, so that er es in der ganz berechtigten Ueberzeugung, daß der Name eine Verderbung von Jambres sei, wie nach der Ueberlieferung (vgl. 2 Timoth. 3, 8) einer der Moses gegenübertretenden Zauberer heißt. Der Name des Jambres ist dort in zwei Handschriften in Mambres entstellt; in der rabbinischen Ueberlieferung ist daraus auch Zambres, Sambres geworden. Daß Jambres die Wiederbelebung von sich weist, ist in Herders Erzählung übergangen.

---

18. Die Cicade.

Schon 1780 gedenkt Herder unserer Dichtung. Vgl. oben S. 14. In Waddings Annales Minorum heißt es: „Bei der Kirche Maria von Portiuncula (zu Assisi) saß bei der Zelle des Mannes Gottes (Franciscus) eine Cicade auf einem Feigenbaum, die den Diener des Herrn, der auch in dem Kleinen die Größe des Schöpfers zu bewundern gewohnt war, häufig durch ihren Gesang zum göttlichen Lobe anregte. Als er eines Tages sie rief, flog sie, als wie vom Himmel gelehrt, auf seine Hand. Auf seine Anrede: „Singe, meine Schwester Cicade, und lobe mit deinem Jubel den Schöpfer und Herrn!“ begann sie auf der Stelle zu singen und hörte nicht auf, bis sie auf Befehl des Meisters an ihre Stelle zurückflog. Sie blieb acht Tage an dem Orte, kam, sang und entfernte sich jedesmal auf seinen Befehl. Endlich sprach er zu seinen Genossen: „Laßt uns der Schwester Cicade Urlaub geben; denn acht Tage lang hat sie uns durch ihren Gesang erfreut und uns zum Lobe

Gottes angeregt." Und sofort, als sie von ihm beurlaubt war, entfernte sie sich und kam nicht wieder, als ob sie seiner Anordnung in keiner Weise zuwider handeln wollte." Das Wesentliche dieser Geschichte geben auch die legenda aurea und das Leben der Heiligen; in letzterm wird statt der Cicade ein Vogel genannt, und der Heilige sieht, wie bei Herder, aus dem Fenster.

Der Dichter wandte die Sage so, daß sie den Gedanken ausspricht, überall, auch im kleinsten Geschöpfe, müsse man die Macht und Gnade des Schöpfers erkennen. Wenn er zunächst bemerkt und den Heiligen sagen läßt, im Kleinsten zeige sich die Macht und Huld des Schöpfers am größten, so liegt die Ansicht zu Grunde, daß wir sie gerade darin am wenigsten erwarten, und darum desto mehr bei genauerer Betrachtung überrascht werden. Die Cicade und später der Chor singen, Gott sei groß im Größten wie im Kleinsten. Von der Liebe dieses Heiligen zu den Thieren, die er seine Brüder und Schwestern zu nennen pflegte, weil Gott sie alle geschaffen habe, sein Lob zu verkünden, weiß die Legende viel zu berichten. Die Cicade freut sich zunächst Gott zu preisen für das von ihm ihr verliehene Glück, worin sie bezeichnend ausspricht, wie Gott alles wohl gemacht und auch dem kleinsten Geschöpfe reichen Lebensgenuß verschafft. Ohne Zweifel schwebte Herder hierbei das auch von Goethe übersetzte anakreontische Lied auf die Cicade vor, auf das er sich selbst in seinem Gedicht die Feldheimen bezieht, sowie manche Lieder der griechischen Anthologie, die er übertragen hatte, mit der Ueberschrift die Grille (im ersten und zweiten) und die Cicade (im achten und neunten Buche). Als sie aber von dem Preise der heitern, lebensvollen

Schöpfung Gottes sich zur eitlen Verkündigung wendet, wie gierig und geschickt sie andere kleinere Insecten fange und verzehre, da will der Heilige nichts weiter von ihr hören, er verweist sie zur Ruhe, indem er ihre Eitelkeit sanftmüthig bestraft.

---

19. 20. Die Orgel. Cäcilia.

Herder wußte gar wohl, daß die heilige Cäcilia ursprünglich mit der Erfindung der Orgel gar nichts zu thun habe, daß diese sowie die Beschützung der Musik erst spät ganz zufällig auf sie übertragen wurde; dies konnte ihn aber nicht abhalten, jene Vorstellung in seiner Weise zu einer Legende auszubilden, um die Orgel als das eigentlich christliche Instrument zu feiern, das, weil es das ganze Lied der Schöpfung von der allerleisesten Gefühlsregung bis zum fürchterlichsten Schmerz in sich vereinigt, zur Erweckung christlicher Andacht geschaffen ist.*) Der sehnsüchtige Wunsch der frommen Cäcilia, das Lied der Schöpfung zu vernehmen**), wird vom Engel, der ihr oft sichtbar erschien

*) Von der christlichen Musik sagt Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität (82), sie habe die Dichtung beherrscht, während es bei den Alten umgekehrt gewesen, sie sei gleichsam von einem unermeßlichen Chor in den Wolken getragen worden; den christlichen Tonkünstler bezeichnet er als „Zauberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte".

**) Nach der Stelle Daniel 3, 57 ff, wo, nachdem alle Werke des Herrn angerufen sind, den Herrn zu preisen, nacheinander aufgefordert werden Sonne, Mond und Sterne, Regen und Thau, alle Winde, Feuer und Hitze, Schlossen und Hagel, Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Eis und Frost, Reif und Schnee, Blitz und Gewölk, die Erde, Berge und Hügel, alle Keime der Erde,

(nur dieser Zug stammt aus der echten Sage), augenblicklich erfüllt, indem er ihr Ohr wunderbar berührt, und als sie einen Nachhall desselben sich erfleht, gibt er einem Künstler*) die Erfindung der Orgel ein, deren Spiel die ganze Gemeinde auf das mächtigste hinreißt.**) Cäcilia aber genoß dabei die höchste Seligkeit, da sie hier die Seelen und Herzen aller mit einander und mit Christus vereinigt fühlte.***) Die Antwort des Engels auf die Frage, wie dieses wunderbare Instrument zu nennen sei, bezeichnet die Orgel (organum) als Erweckerin der Andacht. In der Einleitung wird die Vereinigung aller Instrumente und des Ausdrucks aller der verschiedenartigsten Empfindungen und des ganzen Reiches der Töne in der Orgel bezeichnet.†) Der Schluß der Einleitung hebt diese weit über alle Erfindungen

---

Brunnen, Meere und Ströme, alle Thiere des Meeres, alle Vögel des Himmels, alle wilden Thiere und alles Vieh, alle Menschenkinder, alle Priester u. s. w.

*) Bezaleel ist einer der Künstler an der Stiftshütte. Der Herr spricht (2 Mos. 31, 2—5) zu Moses: „Siehe, ich habe mit Namen berufen Bezaleel, den Sohn Uri, des Sohns Hur, vom Stamm Juda, und hab' ihn erfüllet mit dem Geist Gottes, mit Weisheit, Verstand und Erkenntniß, und mit allerlei Werk, künstlich zu arbeiten am Gold, Silber, Erz, künstlich Steine zu schneiden und einzusetzen, und künstlich zu zimmern am Holz, zu machen allerlei Werk."

**) Bei der „Tuba, die den Tag des Zorns erklang", schwebt das Kirchenlied Dies irae vor, das auch von Herder (Adrastea V, 5) übersetzt ward. Vgl. Goethes Faust in der Szene im Dom.

***) „Alle Theile der sogenannten Messe", bemerkt Herder einmal, „sind Stimmen aus dem Chor Himmels und der Erde, zusammentönend im stillen Herzen des Menschen." Das „Chor der Kirche" bezeichnet er daselbst als „eine Gemeine der Seelen, eine Geisterversammlung". Vgl. Klopstocks Ode die Chöre.

†) Der Absatz in der Mitte von V. 12 ist irrig, der Gedankenstrich erst später falsch hinzugesetzt, wie V. 5 leisen Druckfehler statt leisem ist. Die Worte „wie schwebet jetzt u. s. w." beziehen sich auf die Erwartung des jüngsten Gerichts von allen Geschöpfen, deren Gefühl auf den Schwingen des Gesangs sich erhebt

der griechischen Musik. Die dem Hermes zugeschriebene Lyra wird nur als eine Weiterbildung der Kithara betrachtet; erstere hatte einen tiefern Schallboden. Pan tritt hier in doppelter Bedeutung hervor, einmal als Hirtengott, dann aber in höherm Sinne als Gott des Alls nach orphischer Auffassung. Uebrigens wird dem Pan die Erfindung der Hirtenpfeife (Syrinx), die Flöte dem Marsyas (ausnahmsweise dem Apollo oder der Athena) zugeschrieben.

Später hat Herder die ursprüngliche Sage von der Cäcilia zu folgender den Namen der Heiligen führenden Legende*) benutzt:

Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?
Wo blüht die himmlische
Ros' ohne Dornen?
Im Kranze blühen sie
Schuldloser Liebe;
Engel bewachen sie,
Laben mit Düften sie
Des Paradieses.

Am Hochzeitfeste war
Alles versammelt.
Da saß Cäcilia
Als Braut des Himmels;
Ihr Bräutigam neben ihr,
Ein schöner Jüngling;
Flöten und Saitenklang
Tönten im Chorgesang
Lieblicher Stimmen.

*) Herder führt sie in der Adrastea mit den Worten ein: „Lasset uns ihre Legende auch musikalisch hören!"

Nur dir, Cäcilia,
Im stillen Herzen
Erklang ein andrer Ton
Zarterer Liebe.
Die heilge Seele war
Im Himmel droben,
Horchend dem hohen Klang,
Singend den Weihgesang
Der Engelsbrüder.

Als ihr in Einsamkeit
Der Liebling nahte,
„Darf ich vertrauen dir?"
Sprach sie vertraulich.
„Freund meiner Seele du,
Wiss' ein Geheimniß:
Da, wo ich stehe, steht,
Da, wo ich gehe, geht,
Mit mir ein Jüngling.

„O könntest schauen du
Sein süßes Antlitz!
O könntest hören du
Die Engelsstimme!
Er wird ein Freund dir sein,
Er ist dir ähnlich,
Wenn wir in Lauterkeit,
Wenn wir in süßem Streit
Himmlisch uns lieben."

Darauf berührte sie
Sein holdes Auge,
Und er sah neben ihr
Stehen den Engel.
Glänzend in Himmelsglanz,
Strahlend im Blicke,
Kränzt' er mit Blumen sie,

Labte mit Düften sie
Des Paradieses.

„Nimm", sprach der Himmlische
Zu dem Geliebten,
„Auch eine Blume hier,
Die nie verwelket!
Sie wird dich laben stets
Mit reiner Liebe.
Nimm diese Lilie,
Nimm hier die himmlische
Ros' ohne Dornen."

Herder benutzte hier bloß den ersten Theil der Legende, wie sie z. B. die legenda aurea (164) bot. Cäcilia stammte aus edlem römischen Geschlechte. Von Jugend auf hatte sie Christi Lehre in ihrer Seele getragen. Tag und Nacht ließ sie nicht ab, sich mit Gott zu unterhalten, zu ihm zu beten, ihn um Erhaltung ihrer jungfräulichen Unschuld zu flehn. Einem Jüngling, Namens Valerianus, ward sie verlobt. Am Hochzeitstage war sie mit goldenen Kleidern geschmückt, aber auf dem Leibe trug sie als Jüngerin Christi ein härenes Gewand. Die Instrumente spielten, ihr Herz aber sang allein dem Herrn, den sie bat, Herz und Leib ihr rein zu erhalten. Als sie in der Nacht mit dem Bräutigam allein war, entdeckte sie ihm in liebevollstem Vertrauen, ein Engel stehe ihr immer zur Seite, um über ihrer jungfräulichen Reinheit zu wachen, deren Verletzung er bestrafen, hingegen, wenn ihr Bräutigam mit reiner Liebe ihr zugethan bleibe, auch ihn lieben und ihm seine Herrlichkeit offenbaren werde. Valerianus verlangt den Engel zu sehn. Sie verspricht ihm dieses, sobald er sich taufen lasse. Deswegen sendet sie ihn an den im verborgenen leber

Bischof Urban. Als er von diesem nach empfangener Taufe zu seiner Braut zurückkehrt, findet er bei ihr den Engel, der zwei Kränze aus Rosen und Lilien in der Hand hält. Einen derselben gibt er der Cäcilia, den andern dem Valerianus mit den Worten: „Diese Kränze bewahrt mit unbeflecktem Herzen und reinem Leibe; aus Gottes Paradies habe ich sie euch gebracht; nie werden sie verwelken, noch ihren Duft verlieren, und niemand wird sie sehn können, als wer der Keuschheit sich ergeben.“ Alles, was die Legende weiter von der Bekehrung des Bruders des Valerianus, Namens Tiburtius, und vom Martertode der beiden Brüder, später der heiligen Cäcilia selbst berichtet, ließ Herder zur Seite, da er in Cäcilien nur die reine Liebe feiern wollte, welche mit ihrer unendlichen Gewalt auch des Bräutigams Sinn bezwingt. Das ganze Gedicht ist mit innigster Zartheit behandelt, die vorgenommenen Veränderungen der Sage durch das Streben nach Vereinfachung der Handlung und größerer Wirkung bedingt. Besonders glücklich ist die Wendung, daß der Engel nur die Braut kränzt, diese selbst aber dem Gemahle als reine Lilie und Rose ohne Dornen übergibt, und so ihr reines Bündniß mit schönstem Himmelssegen kränzt. Am Anfange werden diese Blumen als die Blüte schuldloser Liebe bezeichnet. Die aurea legenda beginnt nach ihrer Weise die Geschichte mit der Namensdeutung, Cäcilia sei so viel als caeli lilia (Himmelslilie), zu welcher sie ähnliche hinzufügt. Die Legende ist in Strophen von neun Versen geschrieben, von denen nur der siebente und achte reimen oder auf dasselbe Wort ausgehen (einmal reimt sogar die Endung **e**); es wechseln regelmäßig acht männliche und weibliche dreifüßige Jamben, nur *die beiden* aufeinanderfolgenden Reimverse sind beide männlich.

21. Die Geschwister.

Eine von Herder benutzte Sage weiß ich nicht nachzuweisen. In keiner Legende hat er sich so stark wie hier von der kindlich spielenden gläubigen Dichtung hinreißen lassen. Der Kern des Ganzen ist, daß das von Kindern unbefangen ausgesprochene Wort innigster Liebe zum Jesuskind belohnt wird. Das Jesuskind theilt, wie der fromme Glaube sich ausdrückt, mit der Mutter; es nimmt den Knaben, der die Mutter Gottes angerufen hat, das Kind zu ihnen herabzulassen, als Gespielen zu sich, während es dem Mädchen auf Erden lohnt. Die Traumerscheinung nebst dem innigen Gebet der Mutter, ihr doch den Knaben zu lassen, dienen bloß zur weitern Ausführung. Das Jesuskind auf den Armen der Mutter Gottes spielt in manchen Sagen eine Rolle; auch erscheint es wohl, wie in der Legende vom heiligen Edmund.*)

---

22. Die ewige Weisheit.

Mehrere Heiligen des Namens Amandus sind bekannt, aber von keinem finde ich eine ähnliche Geschichte berichtet. Unsere sehr mystisch gehaltene Legende soll lehren, daß der tiefste, vollste Glaube an die alles weise leitende Hand Gottes nur im bittern Kampfe des Lebens gewonnen wird, nicht in düsterer Aszese und einsamer Versenkung in die Grübeleien der

*) In V. 2 ist an Druckfehler statt am.

Seele. Amandus fühlte immer einen Trieb nach dem Allerschönsten, nach einem Ideale, das er in der Einsamkeit suchte, die für ihn *froh* war, weil er dort seinem innern Drange nachhängen konnte.*) Immer inniger sehnt er sich nach der Erfassung der höchsten Schönheit, die sich einst im Traum ihm als ewige Weisheit zeigte; ihr mit dem Morgenstern ihm erscheinendes Bild, dem er jeden Morgen seinen Preisgesang weihte, blieb immer in seiner Seele, die es von Tag zu Tag inniger ergriff.**) Sie erschien ihm überall und er ward immer lebhafter von ihr begeistert, doch daß er sie erst im tiefsten Schmerz in reinster Klarheit erschauen werde, ahnte er nicht.***) Endlich aber wird er ins Leben hineingerissen, wo ihm denn im bittersten Leiden, das sein Herz bricht, die vollste Ueberzeugung von Gottes ewiger Weisheit zu Theil wird. Die äußern Lebensverhältnisse des Amandus treten gar nicht bestimmt hervor. Daß er Priester sei, ersehen wir aus seinem Gesange bei der Messe (sursum corda); auch wird seiner Kasteiungen gedacht, und wir denken ihn uns als Mönch. Aber dieser Uebergang zum Mönchsleben kann durch das Wegwenden zur „frohen Einsamkeit“ nicht bezeichnet sein, da darauf ja von der Rückkehr zum „Weltgeräusche“ die Rede ist. Sein Schutzengel fordert ihn auf, in die Welt zu treten, um den Kampf des Lebens zu bestehn. Die Ritterkleider und das Rüsten sind

*) Das Böse, was er in der Welt schaut, verletzt und stört seine Seele.

**) Zu *Wonne* ist *Himmels* aus *Himmelreich* zu denken. — *Die Schönheit alles Schönen*, die höchste Schönheit, wie *der Freuden Freude*, die höchste Freude. — *Der Morgenstern erklang*, wie man den Sphären eine Musik zuschrieb, die aber nur der Geweihte vernimmt.

***) Der Schutzengel deutet auf die Schmerzen hin, die Seelen der Eltern und Freunde auf den hohen Werth der Bitterkeit, der Prüfungen des Lebens.

bildlich zu verstehn. Die Erscheinung der ewigen Weisheit scheint der der Gnadenmutter Maria ähnlich gedacht, ja beide in einander zu fließen. Jedenfalls ist unsere Legende die dunkelste von allen herderschen.*)

---

23. Die wiedergefundene Tochter.

Obgleich ein Leben der heiligen Euphrosyne von unbekanntem Verfasser sich in den von Herder fleißig benutzten Vitae patrum befindet, so scheint dieser doch zu unserer später gedichteten Legende zunächst durch ein Leben der Heiligen veranlaßt worden zu sein, was keineswegs ausschließt, daß er später auch andere Quellen zu Rathe gezogen.**) Den Sinn der Legende verkehrte er in sein gerades Gegentheil; denn wenn in dieser Euphrosyne als ein glänzendes Beispiel dessen dargestellt wird, was Gott auch in einem schwachen Weibe zu wirken vermöge; wenn sie kurz vor ihrem Ende sich freut, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, nicht durch ihre eigene Kraft, obgleich sie männlich bis zu Ende gekämpft, sondern durch Gottes Hülfe, die sie vor den Nachstellungen des Feindes bewahrt; wenn sie ihren Vater

*) Die Liebende, in deren Armen sich Amandus sieht, ist die ewige Weisheit; sie ist es, von welcher die „himmlischen Gesänge" kommen, da doch kaum ein Engelchor in ihrem Namen singend zu denken ist. — Je und je in der Bedeutung immer und immer, immerfort, wie bei Hans Sachs, Luther, Gryphius, von je und je bei Bürger, je und allzeit, zu je und allzeiten bei Wieland.

**) Die Legende findet sich auch im alten Leben der Heiligen, nicht in der legenda aurea. Die Bollandisten geben unter dem 13. Februar des Simeon Metaphrastes Lebensbeschreibung unserer Heiligen.

bittet, ihr Versprechen, viele Güter dem Kloster zuzuwenden, doch zu erfüllen, da dieser Ort ehrwürdig sei; wenn der Abt sie gleich nach ihrem Tode als eine Heilige verehrt und sie sofort ein Wunder wirkt: so erscheint sie bei Herder als eine von den habgierigen Mönchen Verführte, die ihr in der Verblendung geleistetes Gelübde treu gehalten, aber ihr Leben zuletzt für schmählich gebrochen hält und mit dem bittern Schuldbewußtsein sich belastet fühlt, ihre Kindespflicht gegen den Vater verletzt zu haben, den sie noch im letzten Augenblick um Verzeihung bittet, und dringend anhält, ja ihr reiches Erbe nicht dem Kloster zuzuwenden. Daß eine solche Warnung, sich ja nicht ohne innern Beruf zum Klosterleben bereden zu lassen, eine solche scharfe Hinweisung auf das nach irdischen Gütern habgierig haschende, die Kinder ihren Eltern durch schlaue Umspinnung ihrer leicht verführten Seele entreißende Mönchthum aus dem eigentlichen Kreise der Legende herausfalle, haben wir bereits in der Einleitung bemerkt.

Herder beginnt mit dem Augenblicke, wo der Vater (er heißt in der Legende Paphnutius), nachdem er lange vergeblich die verschwundene Tochter gesucht, den Entschluß faßt, die Klostergeistlichen anzugehn, damit sie das Wiederfinden seiner Tochter vom Himmel erflehen.*) Dadurch wird er der Nothwendigkeit überhoben, die Art, wie man Euphrosyne beredet, ausführlich zu schildern, aber doch durfte uns der weitere Verlauf des Gedichtes darüber nicht im Dunkel lassen, wie es bei Herder wirklich der Fall ist. Daß der Abt dabei ganz unschuldig ist, ergibt sich aus seinem Benehmen gegen den Vater,

*) Daß er in Trauerkleidern in das Kloster gegangen, wird erst beim Niederknieen erwähnt.

und ihm sollte man doch am ersten eine solche habgierige Absicht oder wenigstens die Mitwissenschaft zuschreiben; hier wäre eine Auskunft dringend nöthig, doch dürfte eine solche, wenn man die übrige Erzählung unverändert stehn läßt, schwer zu geben sein. Die Legende erzählt ausführlich, wie die Liebe zum Kloster, worin sie nach dem Tode der Mutter vom zwölften bis achtzehnten Jahre erzogen worden, wohin sie der fromme, mit dem Abt befreundete Vater nach ihrer Verlobung auf drei Tage bringt, in ihrer Seele sich gebildet und wie das Verlangen, selbst ins Kloster zu treten, ohne irgend eine Beredung ihr gekommen. Freilich wird ihr von einem Klosterbruder, den eine Bestellung in ihr Haus führt, auf ihr Geständniß, bloß der Gedanke, durch ihren Entschluß den Vater zu betrüben, halte sie ab, in ein geistliches Leben zu treten, der dringende Rath ertheilt, ihre Jungfrauschaft zu bewahren und heimlich im Mönchsgewande Eintritt ins Kloster zu verlangen. Diese Beredung, ihrem Vater und der bevorstehenden Heirat sich zu entziehen, konnte Herder nicht gebrauchen, aber dieser Zug hätte ihn doch ebenso wenig als ähnliche befangene Ansichten sonst (z. B. in der Geschichte der heiligen Paula) gegen die Sage so ungerecht machen sollen, daß er gerade darauf seine entgegengesetzte Darstellung gründet, und nicht die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit und das Glück, sich Christus zu widmen, sondern bloße Habgier zum Beweggrunde jenes wohlgemeinten Rathes macht. Auch ein anderer Mönch, an den sie sich wendet, räth ihr nach dem Spruche des Heilands, daß, wer nicht Vater, Mutter, Brüder, Söhne und seine eigene Seele aufgebe, nicht sein Schüler sein könne (nach Luk. 14, 26); seine reichen Güter könne ihr Vater, wenn er wolle, zu wohlthätigen Zwecken ver-

wenden; an sein eigenes Kloster denkt auch dieser nicht. Als sie in Mönchstracht ins Kloster tritt, ahnt der Abt*) nicht, daß diese, die sich für einen Eunuchen des Theodosius ausgibt, weiblichen Geschlechtes, die Tochter des Paphnutius sei. In der Legende befiehlt der Abt, der junge Mönch solle nie seine Zelle verlassen, weil die Schönheit seines Gesichtes den Brüdern gefährlich werden könne, was Herder glücklich geändert hat. Paphnutius wendet sich in der Legende sofort an den Abt, der mit den Brüdern eine ganze Woche fastet und betet, aber nichts wird ihnen offenbart, da Euphrosyne den Himmel flehentlich bittet, die Entdeckung zu verhüten. Erst nachdem der betrübte Vater mehrmal den Abt besucht und immer unglücklicher sich gezeigt, sendet dieser ihn zum frommen Bruder Smaragdus. Die Verweisung auf Abrahams Geschichte gehört Herder an**), wie auch daß Smaragdus beim ersten Besuche dem Vater verspricht, noch vor seinem Heimgange werde er die Tochter wiedersehn. In der Legende deutet er nur auf die Möglichkeit hin; Paphnutius fühlt sich durch seine Zusprache sehr gestärkt. Als Smaragdus achtunddreißig Jahre einsam in seiner Zelle verlebt hat, fällt er in eine Krankheit. Paphnutius, da er einmal nach seiner Gewohnheit das Kloster besucht, drückt sein Verlangen aus, diesen zu sehn. Er bedeckt den Kranken mit seinen Küssen und Thränen, spricht seinen tiefen Kummer aus, daß er keine Spur von der Tochter finden könne, ja er beginnt mit der Klage: „Wehe mir, wo sind deine Versprechungen, wo die süßen Worte, womit du mir versprachest, ich werde meine

*) Er heißt Theodosius; aus den 352 Brüdern hat Herder die runde Zahl genommen; freilich muß hundert funfzig getrennt geschrieben werden.

**) Er hört als. Man erwartet er hört es wie.

Tochter noch mit meinen Augen sehn? Ja nicht allein werde ich diese nicht sehn, sondern auch du, worin ich noch einigen Trost fand, wirst uns verlassen." Smaragdus erinnert den Vater an Joseph, den Jakob schon als todt beweint habe, und er bittet ihn, drei Tage bei ihm zu verweilen. Am dritten Tage entdeckt er sich, da er seinen Tod nahe fühlt, endlich dem Vater. „Nachdem ich meinen Lauf beendet habe", spricht er, „harret meiner die Krone der Gerechtigkeit. Ich heiße dich aber deiner Tochter Euphrosyne wegen nicht mehr in Sorgen zu sein; denn ich bin jene Unglückliche und du mein Vater. Siehe, du hast sie gesehen, und es ist dein Wunsch erfüllt, aber niemand wisse dies; lasse meinen Körper von keinem andern entkleiden und waschen als von dir." Paphnutius entdeckt wider Willen das Geheimniß. Die Sendung des Smaragdus an Paphnutius, die Erscheinung der Mutter*) und alles, was auf Euphrosynes bittere Reue deutet, gehört Herder an. Den Namen Euphrosyne erhielt sie nach der Legende, als sie im siebenten Jahre getauft wurde, weil die Eltern sich freuten, daß sie Gott angenehm (der erst nach langer Zeit die Ehe mit dieser längst erbetenen Tochter gesegnet) und von schöner Gestalt war. Ihren Tod feiert die katholische Kirche am 1. Januar, den auch die Vitae patrum als ihren Sterbetag angeben.

*) Auch unmittelbar vor ihrem Tode glaubte sie diese vor sich zu sehn. Bei dem Worte ernsten bricht sie ab, da sie die Mutter an ihrer Seite sieht, die ihr zuruft: „Komm!"

24. Freundschaft nach dem Tode.

Auch diese Legende dichtete Herder später nach einem alten Legendenbuche. Er hat aber nicht allein den Stoff wesentlich umgestaltet, sondern auch die Namen der Anastasia und Theodora miteinander vertauscht. In den Martyrerakten der Theodora oder richtiger Theodota wird der Anastasia gar nicht gedacht, wie es in der Legende der letztern geschieht, welche Surius nach Simeon Metaphrastes gibt. Die legenda aurea und das Leben der Heiligen haben die Geschichte der Anastasia unter dem 25. Dezember; im Passional nimmt sie die dritte Stelle ein; im letztern ist Theodora gar nicht genannt, nur erwähnt, daß der Himmel jener im Kerker wunderbar „des Himmels Speise" gebracht. Ribadeneira erzählt, ein heidnischer Landpfleger habe die Anastasia in ein hartes Gefängniß gesperrt und zwei Monate lang ohne Speise gelassen, aber die heilige Theodora, die schon damals ihren Kampf vollendet und himmlische Freude genossen, habe ihr täglich acht Wochen lang Speise und Trank aus dem Himmel gebracht. Darauf habe der Tyrann sie mit zweihundert Männern und siebzig Frauen, die er gleichfalls ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf ein Schiff bringen lassen, um sie im Meere zu ersäufen. Ein Sturm brachte sie aber an die Insel Palmaria. Kurze Zeit darauf ließ der Landpfleger sie an einen Pfahl binden und verbrennen. Dies geschah am 25. Dezember 303. Denselben Tod hatte Theodota vorher mit ihren drei Kindern erlitten. Der frühern Verbindung der Theodota und Anastasia, welche beide in christlichen Werken mit einander wetteiferten, gedenkt Simeon Meta-

phrastes, wie auch daß Theodota der Freundin alle Nächte im Kerker erschien, sie stärkte und ermuthigte; ebenso, daß sie auf dem Segel des zum Untergang der Freundin bestimmten Schiffes gesessen und letzteres gelenkt habe: dagegen ist die Verabredung, daß die Hingeschiedene der Lebenden beistehn solle, sowie die Erscheinung Theodoras beim Feuertode Anastasiens ein freier Zusatz Herders, der auch die drei Kinder nicht mit der Mutter, sondern mit der hinterlassenen Freundin im Feuer enden läßt. Herder stellt beide Freundinnen als unbemittelt dar, da sie mit demjenigen, *was sie erworben*, den Armen und Dürftigen beistehen. Die Verfolgung wegen des Christenthums setzt er ganz bei Seite, der Tyrann stellt nur der Unschuld der Theodora nach, während nach der Legende der Kaiser sie dem Landpfleger übergibt, der sie zur Gattin haben soll, wenn er sie dahin bringe, Christus zu entsagen und den Göttern zu opfern. Herder hat das Ganze zu einem Preis der den Tod überdauernden innigen Freundschaft nicht ohne Glück umgebildet; nur hätte er auch darin von der Ueberlieferung abweichen sollen, daß Anastasia den Feuertod gestorben, was zudem nach der frühern Bemerkung: „Anastasia ging erst von hinnen", welche auf keinen gewaltsamen Tod zu deuten scheint, etwas störend nachkommt; verlangen wir doch zu wissen, was denn der Anastasia diesen Tod zugezogen, besonders da der Dichter jeden Gedanken an eine allgemeine Christenverfolgung fern gehalten.*)

*) Das von Herder hinzugefügte Versprechen, die Gestorbene solle der Ueberlebenden beistehn, ist ähnlich der Zusage, daß der Todte dem noch Lebenden erscheine und ihn vom jenseitigen Leben belehre.

25. Die wiedergefundenen Söhne.

Wie die beiden vorigen, so gehört auch diese Legende einer spätern Zeit an, ja ward wohl durch dasselbe Legendenbuch veranlaßt. Die Sage findet sich auch in der legenda aurea (156), wo sie Herder weniger aufgefallen zu sein scheint, und im Leben der Heiligen (nicht im Passional), und gehörte überhaupt zu den beliebtesten, im ganzen christlichen Europa verbreiteten, wie wir denn bereits oben S. 8 ein paar Bearbeitungen derselben erwähnt haben. Schon zur Zeit des Johannes von Damaskus, in der Mitte des achten Jahrhunderts, scheint die Sage wesentlich in der spätern Weise ausgebildet gewesen zu sein; denn dieser führt eine längere Stelle an aus der Lebensgeschichte des Eustathius — das ist die älteste Namensform, die später in Eustachius überging —, und zwar von seiner Bekehrung durch die Erscheinung des Hirsches, die wörtlich in der uns erhaltenen ältesten griechischen Fassung sich befindet. Die Glaubhaftigkeit der ganzen an den stärksten Unwahrscheinlichkeiten leidenden Erzählung ist schon von Tillemont und Baillet bestritten worden, und auch die Bollandisten, welche das Leben des Heiligen unter dem 20. September bringen, müssen gestehn, daß manches offenbare, nichts weniger als glückliche Dichtung sei. Sie besteht aus zwei verschiedenen Elementen, aus einem christlichen (der Bekehrung des Placidas oder, wie er später heißt, Placidus durch die auf Hubertus übertragene Erscheinung des Hirsches, und dem Martyrtode, den er mit den Seinigen unter Hadrian erlitt, weil er nach erfochtenem Siege den Göttern nicht opfern wollte) und einem

allgemein menschlichen, der freilich mit jenem in Verbindung gebracht worden, der gläubigen, endlich durch Gottes Fügung belohnten Duldung. Die letztere Geschichte wird in ähnlicher Weise, natürlich von ganz andern Personen, im Morgenland erzählt. Man vergleiche in Tausend und einer Nacht Nro. 442. 443. 920—922. Gerade diesen Theil wählte sich auch Herder zur Darstellung der Lehre, daß stille Duldung vom Schicksal gekrönt wird.

Eine Seuche, erzählt die Legende, tödtete alle Sklaven und Mägde des Eustachius, darauf alle Pferde und alles Vieh. Räuber überfielen sein Haus und plünderten alles. Aus Scham über seine Armuth floh er mit der Gattin und seinen beiden Knaben nach Aegypten. Da sie das Ueberfahrtsgeld nicht zahlen können, so will sich der Herr des Schiffes dafür der Gattin des Eustachius bemächtigen, worein sich der Gatte erst dann fügt, als er merkt, daß man ihn ins Meer zu werfen vorhat. Seufzend verläßt Eustachius mit seinen beiden Knaben das Schiff. Er kommt an einen Fluß, über den er die Knaben nacheinander herübertragen will. Den an dem einen Ufer schon niedergesetzten Knaben raubt ein Wolf, den andern ein Löwe, während er mitten im Flusse ist. Beide Knaben werden durch Hirten und Ackersleute desselben Dorfes gerettet. Eustachius, der diese glückliche Wendung nicht ahnen kann, kommt jammernd über sein Schicksal, das ihn schlimmer als Hiob heimsuche, in ein Dorf, wo er in Dienst tritt, und fünfzehn Jahre bleibt. Da der Kaiser in Krieg verwickelt wird, läßt er seinen Feldherrn Placidus überall aufsuchen. Zwei Soldaten, die in das Dorf kommen, erkennen ihn an der Narbe am Kopfe, die von einer in der Schlacht erhaltenen Wunde zurückgeblieben; sie

verkünden ihm des Kaisers Wunsch und so kehrt er mit ihnen zu diesem zurück. Bei der Aushebung der Soldaten trifft das Loos die beiden Söhne, die er aus besonderm Gefallen sich zu Tischgenossen wählt. Nach Besiegung der Feinde lagert er drei Tage in einem Dorfe, wo seine nach dem plötzlichen Tode des Schiffsherrn unverletzt freigekommene Gattin eine kleine Wirthschaft führt. Die beiden Brüder kommen zu ihrer Hütte, und da der ältere im Garten seine Jugendgeschichte erzählt, wird er sofort vom Bruder erkannt, und die Mutter, welche auch die Erzählung vernommen, entdeckt in ihnen die so lange verlorenen Söhne. Am andern Tage geht sie zum Placidus, um ihn zu bitten, sie nach ihrer Heimat zu bringen, und sie findet in ihm ihren Gatten. Die Erzählung, wie er seine Knaben verloren, benimmt ihr den letzten Zweifel, daß jene beiden Soldaten ihre Söhne seien, und so finden sie sich alle glücklich wieder.

Herder wollte nicht sowohl die wunderbaren Wechselfälle des Schicksals als die unerschütterliche Duldung des Placidus schildern, und deshalb vereinfachte er die Geschichte, wie er auch bei der Darstellung derselben sich die möglichste Kürze vorsetzte, freilich nicht zum Vortheil der Erzählung selbst, die dadurch an klarer Anschaulichkeit verlor. Placidus wird zunächst als edler siegreicher Feldherr, als Vater der Armen und Unterdrückten kurz bezeichnet. Wie er in Noth gekommen und dem Neid unterlegen, ist gar nicht ausgeführt, dagegen der gefaßte Muth bezeichnend hervorgehoben, der ihn und sein Weib aufrecht hält. Wohin sie eigentlich gehen, wie sie dem Fleiße dienen wollen, erfahren wir gar nicht. Die Art, wie die Sage die Familie auseinandersprengt, ist unserm Dichter zu um-

ständlich, alles muß auf einen Schlag geschehn. Im Walde werden sie von Räubern überfallen, die sie alle voneinander trennen, das Nähere erfahren wir gar nicht, dagegen wird das gerade nach diesem schrecklichsten Verluste, der ihn treffen konnte, in Placidus erwachende gläubige Vertrauen, daß dieses nur eine Prüfung sei, daß er alle die Seinen einst wiederfinden werde, bedeutsam hervorgehoben. In der Legende jammert Eustachius, und er bittet Gott, mit seinen Schlägen inne zu halten und sich seiner anzunehmen, daß er nicht der Verzweiflung anheimfalle. Das Leben der Heiligen sagt, er habe sich umbringen wollen, Gott aber ihn bewahrt und ihm Geduld geliehen. Nach Ribadeneira läßt Eustachius den Muth nicht sinken, sondern verharrt eisenfest auf seiner Standhaftigkeit, da er auf die Verheißung des Herrn hofft, die Herder nicht aus der Legende herübernahm. Bei Herder spricht „im hochbeherzten Busen“ des Mannes eine innere Stimme, so daß er ausharrt in der gläubigen Zuversicht einstiger Wiedervereinigung.*) Um sein Vertrauen zu stärken, läßt Herder nicht allein einen Landmann den Traurigen freundlich zu sich einladen, sondern ihn auch auf die dem Duldenden endlich lohnende, glückliche Wendung seines ihn nur prüfenden Schicksals hinweisen. Und daß er, wie tief er auch sein Unglück („im tiefbedrängten Busen“) empfinden, wie „bitter“ ihm auch seine Entbehrung des Liebsten auf der Welt fallen mochte, doch geduldig ausharrte, wird bestimmt genug hervorgehoben, wie auch Ribadeneira „den unverdrossenen Fleiß, die mannhafte Langmüthigkeit und die unverrückte Hoffnung“ bezeichnet. Das

*) Dulde dich nach älterm Sprachgebrauch, wie in dem Spruche Philanders: „Schweig still, duld' dich, vernünftig weich' und geh dem Esel aus dem Streich.“

Auffinden des Placidus und seine glückliche Kriegsführung werden in aller Kürze erzählt, wobei nur einzelnes besonders betont wird: daß die Stunde des Schicksals geschlagen, welches ihm seine Leiden vergelten wollte, daß gerade die Narbe, die von der auf dem Felde der Ehre erhaltenen Wunde herrührt, ihm zum Heile gereichen sollte, und er auch nach dem Siege sich als edler Feldherr bewährte. Die Wiedererkennung erfolgt viel einfacher als in der Legende. Die Gattin bedurfte keines Zeichens, da ja der allgemeine Ruf den alten Placidus ihr als Feldherrn nannte. Herder läßt die Mutter ihre beiden Knaben gleich nach der Trennung von ihnen wiedergewinnen, wobei man freilich zu erfahren wünschen könnte, wie sie selbst sich gerettet und jene den Räubern abgejagt, aber nach der ganzen Erzählungsweise und besonders bei der gespannten Rührung der Rede der Mutter tritt dieser Wunsch weniger lebhaft hervor. Götzinger meint, in der Darstellung der Legende, wo die Mutter erst später die Söhne wiederfinde, trete die Grundidee mehr hervor; aber es handelt sich ja nur um die Duldung des Placidus, der dieses frühe Wiederzusammenfinden der Mutter und Kinder nicht ahnen konnte. Die Mutter, welche der Dichter Eugenia nennt*), zur Andeutung ihrer hochherzigen Gesinnung, will das Glück ihres Gatten dadurch erhöhen, daß sie ihm die Söhne als bewährte Helden vorführt.**)

In der den Anfang zum Theil wiederholenden Schlußstrophe

---

*) Die Legende nennt sie Theoktista, erst später Theospita oder Theospis, vor ihrer Taufe Tatiana, später Trajana; die Sohne heißen Agapius, „Geliebter" (später Agapitus), und Theoktistus, „Gottgegründet" (später Theospitus).

**) Am Schlusse ihrer Rede kehren drei früher gebrauchte Verse mit absichtlicher Aenderung eines einzigen Wortes wieder.

wird die in der Geschichte liegende Lehre noch einmal ausgesprochen, auch die Hindeutung auf den Namen Placidus (der Stille, Ruhige) wiederholt. Die Bemerkung, daß die christliche Kirche ihn als Heiligen verehre, kommt etwas gar fremdartig, da wir gar nicht wissen, daß er Christ sei, und sollten wir annehmen müssen, daß er erst später Christ geworden, wie man aus den Worten „christlich wandt' er seinen Namen" schließen könnte, so würde diese kurze Angabe höchst ungenügend erscheinen. Uebrigens zeichnet unsere im ganzen gelungene Legende durch die durchgeführte strophische Form sich vor allen übrigen aus.*)

26. Der Friedensstifter.

Das Leben unseres Friedensstifters Claus (Nicolaus) von Unterwalden oder von der Flüe, von dem Felsen (Flüe, auch Flüeli), auf dem er wohnte, also genannt, wurde schon gleich nach seinem Tode von mehrern beschrieben, aus welchen Ulrich Wittwyler seine im Jahre 1571 zuerst erschienene Lebensbeschreibung schöpfte. Daneben kommt besonders in Betracht die Darstellung des Jesuiten Peter Hugo von Luzern, welche man in den Bollandisten unter dem 22. März abgedruckt findet. Mit sorgfältigstem Fleiße ist die im Jahre 1787 erschienene Lebensbeschreibung des Chorherrn J. A. Weißenbach gearbeitet.

*) Der Vers fordert in Strophe 10 V. 3 zweenen statt zween, wenn auch sonst das einsilbige zween als Dativ sich findet. Der Nominativ des männlichen Geschlechts lautet zween oder zweene (wie hier Strophe 8). Die Unterscheidung der drei Geschlechter in den Formen zweene, zwo, zwei erhielt sich zum Theil noch bis zum Anfang unseres Jahrhunderts.

Die Schilderung von Johannes Müller in der Geschichte der Schweiz V, 2 erschien erst im Jahre 1808. Herder folgte wohl der angeführten Lebensbeschreibung von Hugo, nur den Schluß muß er aus einer andern Quelle geschöpft haben. Auch Schiller läßt im Tell (II, 2) einen Claus von der Flüe unter den Unterwaldenern auftreten.

Der Dichter beginnt mit der Darstellung der Tagsatzung zu Stanz (1481), wo man über die Theilung der Beute aus dem durch die Schlacht von Nancy*) beendigten Burgunderkriege**) und über die Aufnahme von Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft verhandelte, die man jenen Städten nach ihrer tapfern Hülfe gegen den übermüthigen Feind versprochen hatte. Nach Hugo soll Bruder Claus gerade jene Tagsatzung veranlaßt haben, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, ja er läßt ihn die Eidgenossen daselbst anreden, ehe noch die Verhandlung begonnen. Dagegen hatten sich nach beglaubigterm Berichte die Abgeordneten am dritten Tage so erbittert voneinander getrennt, daß man in Stanz bereits klagte, der letzte Tag der Schweiz sei erschienen, als der Pfarrer Heinrich im Grund zu Bruder Claus eilte und dessen Vermittlung in Anspruch nahm. Keines von beiden konnte Herder in dieser Weise brauchen. Claus erscheint freilich in der entscheidenden Stunde, aber er kommt zufällig nach Stanz, wo er in die Tagsatzung tritt. Bei der Beschreibung seines Eintrittes

*) Die deutsche Namensform von Nancy ist Nanse oder Nansen; auch heißt Gransee wohl Gransen.

**) Zürich, Bern und Luzern verlangten größere Theile, während die übrigen fünf Städte auf gleicher Theilung bestanden. Die Herleitung des Streites von den aus Frankreich eingeführten Sitten (Streben nach Pracht und Genuß) gehört Herder an.

schwebt die Darstellung von Johann Stumpf (bei Hugo 103) vor: „Er war ein Mann von schlanker und hoher Gestalt, doch dürr und eingefallen, so daß er nur aus Haut und Knochen bestand. — Seine Farbe war braun, die Haare schwarz mit grau gemischt, sein nicht langer, zweizackiger Bart schwach; aus den schwarzen, hellen Augen leuchtete Schrecken, der die ihn Anschauenden ergriff. Die Adern der Kehle schienen beim Sprechen mehr durch die Luft als durch das Blut bewegt zu werden. Er trug ein bis zu den Knöcheln herabreichendes Gewand, nur Kopf und Füße blieben unbedeckt. Seine Rede war männlich und mäßig." Aehnlich äußert Oswald Molitor (daselbst 102) „Seine Stimme war männlich, langsam sprach er." In der Erzählung, wie Bruder Claus nach Stanz gekommen, äußert Hugo (56): „Aus der ganzen Haltung des Antlitzes und Körpers leuchtete ein ausgezeichneter Glanz, der aller Augen blendete." Die „Gütigkeit und Anmuth" des Auges, so wie die „Anmuth" der Rede sind von Herder zugesetzt, wogegen er uns den Bruder Claus nicht barfüßig zeigen wollte. Seine Rede gibt nur allgemeine gute Rathschläge für alle Eidgenossen, erst am Schlusse kommt er auf die Vereinigung Freiburgs und Solothurns mit den Eidgenossen. Den größten Theil der Rede nahm Herder aus Hugos Bericht (42), wozu er die hochgestellten Schweizer, welche seinen Rath verlangt, stets ermahnt habe. „Hütet euch, ihr Eidgenossen, vor Zwietracht!" sprach er. „Neid und Haß lasset unter euch nicht aufkommen.*) Gunst und Parteiung unterdrücket, da sie das Verderben des Vaterlandes und eures Freistaates. Die Grenzen

*) Herder braucht hier lassen im Sinne von zulassen, geschehn lassen.

eures Bundes rückt nicht zu weit hinaus; denn so werdet ihr ruhiger und sicherer die Freiheit schützen, die euch, wie ihr wißt, so hoch zu stehn kommt. In auswärtige Angelegenheiten und Bündnisse lasset euch nicht ein; Bestechung durch Geschenke verabscheuet auf das ärgste, daß ihr nicht einmal das Vaterland zu verkaufen oder euren eigenen Vortheil zu suchen scheint. Verbannte und Ausgewiesene haltet von eurem Lande fern. Wenn nicht eine schwere Ursache dazu drängt, enthaltet euch feindlicher Gewalt und Ueberfalles, aber Gewalt wehret mit Gewalt ab, vertheidiget männlich Vaterland und Freiheit, doch begnüget euch damit, sie zu vertheidigen. Vor allem aber fürchtet Gott und haltet seine Gebote. Ehret die Priester, befolget ihre Mahnungen, sollten sie auch unfreundlich sein und nicht ihrem Stande und ihrer Würde gemäß leben; denn wie es keinen Unterschied macht, ob das Wasser durch eine bleierne oder kupferne, eine goldene oder silberne Röhre geleitet wird, so verschlägt es nichts, ob die göttlichen Gnadengaben durch gute oder böse Priester vom Himmel in gut und würdig bereitete Seelen fließen.“ Von der Rede, welche Hugo den Bruder Claus zu Stanz halten läßt, hat Herder den Anfang ganz fallen lassen. Der fromme Bruder beginnt dort mit der Wichtigkeit des Augenblicks, betheuert, daß er nicht aus eigener Weisheit, sondern aus göttlichem Antrieb rede, und straft ihre Thorheit, daß sie aus Gewinnsucht das Vaterland zu Grunde richten wollten. Aus der weitern Rede ist folgende Stelle benutzt: „Bleibet mit vereinter Seele in eurem wahren Glauben, lasset euch nicht wie ein Röhricht von jedem Hauche hin- und hertreiben, verharret auf dem rechten Pfade, weichet keinen Fußbreit von den Fußtapfen eurer Vorfahren —, haltet fest an

der Einheit des Glaubens, fliehet die Verführer und haltet sie von euch ab; so werden euch die kommenden Stürme nicht erschüttern." Hugo hebt diese auf die nahe Glaubensspaltung deutende Stelle besonders hervor. In Bezug auf den Hauptpunkt äußert Bruder Claus bei Hugo: „Ich ermahne euch, meine Eidgenossen, und rathe euch nicht bloß, sondern ich bitte und beschwöre euch, daß ihr jene Städte in euren Bund aufnehmt; wahrlich es wird eine Zeit kommen, wo ihr der Hülfe und des Beistandes derselben bedürfen werdet. Statt acht werdet ihr dann zehn Kantone zählen; aber ich bitte euch, nehmt nicht mehr auf, begnüget euch mit diesen!" Wie sich Bruder Claus entfernt habe, berichtet Hugo nicht.

Erst am Schlusse gibt Herder weitere Nachrichten über die Person des gottbegeisterten Mannes, dessen Wort den leidenschaftlich bewegten Abgeordneten wie eine himmlische Stimme erscholl. Was er über seine persönlichen Verhältnisse beibringt, beruht auf Ueberlieferung. Der Flüe oder Flüeli, wo er geboren ward und wohnte, liegt bei Saxeln in der Nähe von Sarnen. Seine Zelle erbauten die Unterwaldner an der öden Bergstelle, wo er von Jägern gefunden ward, auf einem waldbedeckten Bergrand, der sogenannten Ranft, am Eingange des Melchthals, gegenüber der nach ihm benannten Kirche St. Niclausen.*) Wenn Herder die zwanzigjährige Enthaltung von Speise und Trank als einen sagenhaften Zug bezeichnet, was etwas erkältend wirkt, so wagt dagegen Johannes Müller nach den vorliegenden Zeugnissen keinen Zweifel dagegen, „Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um

*) Vgl. Heinses Brief an Gleim vom 29. August 1780.

die Enthaltung nur von gekochten Speisen oder nur von Fleisch zu verstehn; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht als von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen." Schon in seiner Jugend soll er an vier Wochentagen gefastet haben. Von der Erscheinung des Sterns erzählt Hugo folgendes: „Schon im Mutterleibe sah er, wie er selbst bezeugt, den Himmel, woran er alle Sterne wohl unterschied; einer aber von diesen war viel herrlicher und glänzender als die übrigen, so daß seine Strahlen sich nach allen Seiten über den Erdkreis verbreiteten. Die gleiche oder eine ähnliche Erscheinung hatte er auch, wie er selbst versicherte, oft in seiner Einöde." Alles folgende ist durchaus nach der Ueberlieferung. Den Ausdruck, daß die Welt zu enge für ihn geworden, nahm Herder aus Hugo (22), seinen „täglichen und hocheinfältigen Spruch" aus der Bemerkung von Stumpf (daselbst 103): „Sein gewöhnliches Gebet war: O Herr, nimm mich mir und gib mich ganz dir."*) Nur kurz wird von Herder die Entscheidung der Tagsatzung erwähnt, nicht ohne Hindeutung, daß man später nicht immer so friedlich auf den Tagsatzungen sich vereinigt habe. Der Dichter schließt mit der Erinnerung an die Sage, ein Engel habe ihm verkündet, er werde nach seinem Tode an der Spitze der durch ihn geretteten Seelen mit einer Fahne, auf welcher der Fuß eines Bären, in den Himmel einziehen. Dies steht hier als Beweis, wie hoch die Sage den Heiligen gehalten, daß sie ihn mit besonderer Ehre in den Himmel einziehen ließ, was auffällt, da Herder ja sonst solchen Sagenzügen wenig hold ist,

*) Vollständiger bei Müller V, 2 Note 596.

aber sie soll wohl launig die Legende abschließen. Offenbar will der Dichter die Legende als Beispiel darstellen, welche hohe Gewalt ein über allen Parteien erhabener, nach dem Höhern gerichteter und doch liebevoll den Menschen zugethaner, wie ein Heiliger verehrter Mann selbst über leidenschaftlich erregte Gemüther übt. Dieser Bruder Claus, der noch heute allgemeiner Verehrung in den Waldkantonen genießt, ist das eigentliche Muster eines wahren Heiligen; er hat des Lebens Last getragen, in späterm Alter sich zurückgezogen, um sich ungestört der Betrachtung des Ewigen zuzuwenden, aber auch dann noch ist er, wie sehr er auch dem Weltlichen entsagt haben mag, der Welt nicht verloren, wird dieser vielmehr in mancher Weise zum Segen, ja hält zuletzt durch schlichte, aber tief gegriffene und mächtig ergreifende Worte das Vaterland vom Rande des Verderbens zurück. Wünscht er auch seine eigene menschliche Natur ganz durch die göttliche verschlungen, so fließt doch die reinste Vaterlandsliebe unversiegt in seiner für der Menschen Wohl warm schlagenden, rein fühlenden Brust: er ist ein wahrer schweizer Heiliger.

---

27. Der Schiffbruch.

Ob eine Sage oder eine wahre Geschichte zu Grunde liege, weiß ich nicht. Man könnte an eine Reisebeschreibung als Quelle denken.*) Glücklicherweise gehört eine solche todverachtende Opferwilligkeit der Priester nicht in das Reich der Fabelgebilde. Der Gegensatz zwischen Cato, der sich nicht im

*) Vgl. Herders ähnliche Gedichte „Magellan", „der Krieger und der Pelzhändler" und „das gegebene Wort", alle in fünffüßigen Jamben.

Leben zurückhalten läßt, das er nicht zu ertragen vermag, sondern unwillig den vom Arzte angelegten Verband abreißt, und dem Priester, der die angebotene Rettung verschmäht, um den einem unvermeidlichen Untergang Geweihten im letzten Augenblick den Trost und die Gnadenmittel der Religion zu spenden, ist treffend gedacht. Die Darstellung ist knapp und treffend. Alonso, der Priester, hat sich seinen nach ihren überseeischen Besitzungen fahrenden Verwandten angeschlossen, um auf dem Meere seine Priesterpflicht zu erfüllen, wohl auch drüben die Segnungen des Christenthums zu verbreiten. Beim Scheitern des Schiffes haben jene nur für ihr Leben zu sorgen, da die Rettung der übrigen unmöglich, sie für diese nichts mehr thun können; nur den Verwandten möchten sie mit sich nehmen, der aber im entscheidenden, keinen Aufschub gestattenden Augenblick sie durch seine Weigerung überrascht.*)

---

28. Rosen.

Herder schließt mit dieser Legende seine Vorerinnerung. Rosa von Viterbo, deren Andenken in ihrer Vaterstadt am 4. September, dem Tage, wo man ihre Gebeine in das nach ihr benannte Kloster gebracht, auf das feierlichste begangen wird, starb zwischen den Jahren 1251 und 1253; ihr Todestag ist der 6. März. Eine italienische Lebensbeschreibung von ihr erschien 1638, eine lateinische 1698; eine andere gaben die Bollandisten. Dieselbe Geschichte wird von der heiligen Casilda,

---

) Ersinket. Vgl. S. 61.

der Tochter eines Sarazenenfürsten zu Toledo, erzählt, deren Todestag der 9. September.*) In der Lebensbeschreibung der Bollandisten antwortet Rosa nichts, sondern öffnet schweigend den Schoß, während sie nach anderer Darstellung, wie im Menologium sancti Francisci, das Brod in Rosen verwandelt. Bei Herder ist es eine Nothlüge, aber der Himmel kommt dem frommen Kinde zu Hülfe. Daß die Rosen später wieder in Brod verwandelt wurden, sagt die Legende nicht ausdrücklich. Die Sage faßte eigentlich jene erste Verwandlung nur als Augentäuschung. Die Schlußwendung der Legende, welche den Wunsch ausspricht, daß die nur dem Angenehmen hingegebenen, von der Noth der Armen sich abwendenden hartherzigen Reichen immer so getäuscht werden möchten, ist an sich nicht glücklich und auch in der Ausführung verfehlt. Sehr wohl konnte die Legende dieses Schlusses entbehren.

---

29. Sankt Johannes.

Willt du lang was treiben, treibs nicht immer;
Sonst ersinket deine matte Seele:
Ruh und Arbeit wechsle, daß die Arbeit
Treu dir sei und deine Seel' erquicke.

Sankt Johannes, nun im hohen Alter,
Lebete zu Ephesus, und ruhte
Nach und zwischen seines Amts Beschwerden.

---

*) Sie starb gegen die Mitte des elften Jahrhunderts. Auf die Frage des Vaters, was sie im Schoße trage, erwidert Casilda, es seien Rosen, worauf dieser in den Schoß greift, und wirklich Rosen findet, obgleich sie Brod und Fleisch genommen, um es den Christen zu tragen, die darauf auch solches von ihr erhalten.

Um ihn spielete ein zahmes Rebhuhn,
Dem er täglich Trank und Speise reichte,
Das in seinem Schoße schlief: er streichelt
Freundlich sein Gefieder, redet mit ihm
Und es horcht ihm, zwitschert Dank ihm freundlich.

Einst tritt aus dem Wald ein fremder Jäger
Blutig ihm vors Antlitz. Um die Schulter
Hing sein Köcher, an dem Arme hing ihm
Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
Diesen Heiligen zu sehn, und sah ihn —
Spielend mit dem Rebhuhn. Hoch verwundert
Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
„Heiliger Johannes! fern gekommen,
Einen Göttlichen zu sehen, seh' ich
Einen Menschen, der die Zeit vertändelt."

Und der Greis antwortet' ihm so milde:
„Guter Fremdling, warum daß dein Bogen
Da entspannet hängt?" „Entspannet", sprach er,
„Daß er tauge, wenn ich ihn nun wieder
Zielend spanne. Kann des Bogens Senne
Immer straff sein, daß sie nicht erschlaffe?"
Spricht Johannes: „Kann des Lebens Senne
Stets gespannt sein, daß sie nicht erschlaffe?
Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
Sanfte Ruh, den Reiz zu neuen Kräften,
Und denn sage frei, daß ein Apostel,
Daß Johannes dich die Ruhe lehrte."

Die von Herder später übersehene, auch in die „Werke" nicht aufgenommene Legende stand 1782 im Januarhefte des Merkur, wo V. 30 der Druckfehler erschlaffte statt erschlaffe sich findet. Nach Herders Gebrauch steht V. 1 willt, V. 27. 29 Senne, V. 33 denn statt dann. Die Geschichte ist wohl aus des Baptista Fulgosus (Fiegoso) Factorum dicto-

rumque memorabilium libri IX genommen. Dort heißt es in dem Abschnitt de otio VIII, 8: „Auch zeigt uns der Evangelist Johannes, daß der Mensch nicht immerfort beschäftigt sein könne, so daß er sich nie Ruhe gestatte. Dieser nämlich spielte oft mit einem Rebhuhne. Ein Jüngling spottete darüber, da er meinte, einem Greise, der ein Beispiel und Musterbild der Frömmigkeit sei, stehe es wenig an, müßig zu sein, in einem Vogel Abspannung des Geistes zu suchen. Da Johannes einen Bogen von seiner Schulter herabhängen sah, bat er ihn, denselben zu spannen. Als der Jüngling dies gethan und mehrmals geschossen hatte, so daß Johannes befriedigt war, entspannte er den Bogen. Johannes fragte, warum er dies thue. Der Jüngling antwortete, er habe die Sehne des Bogens zurückgezogen, damit dieser nicht, wenn er ihn brauche, deshalb, weil er zu gespannt gewesen, zum Schießen untauglich sei. Johannes sprach: „Auch ich und die mir gleichen spannen sich zuweilen in ehrbarer Ruhe ab, damit sie mit um so größerer Kraft sich dem Beten und Fasten widmen, was nicht möglich wäre, wenn wir immer in derselben Spannung harter Anstrengung leben wollten." Herder läßt den Evangelisten die Frage gleich thun, als er den Bogen auf der Schulter des Jünglings, den er als fremden Jäger*) einführt, erblickt. Ueber des Johannes Aufenthalt in Ephesus vgl. S. 37 f. Die Lehre, welcher dieser am Schlusse andeutet, wird in anderer Weise am Anfange des Gedichtes ausgesprochen**), wie es auch bei Fulgosus der Fall ist.

*) Er ist blutig, da seine Kleidung Spuren von Blut trägt. Er erscheint hier ohne Beute.

**) Die Arbeit ist uns treu, wenn sie uns willig folgt, sie uns nicht schwer fällt, sondern wohl von der Hand geht.

Inhalt.

Klopstocks Oden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Erster Band.

Zweite neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Inhalt des ersten Bandes.

Klopstocks Oden.

Erläutert

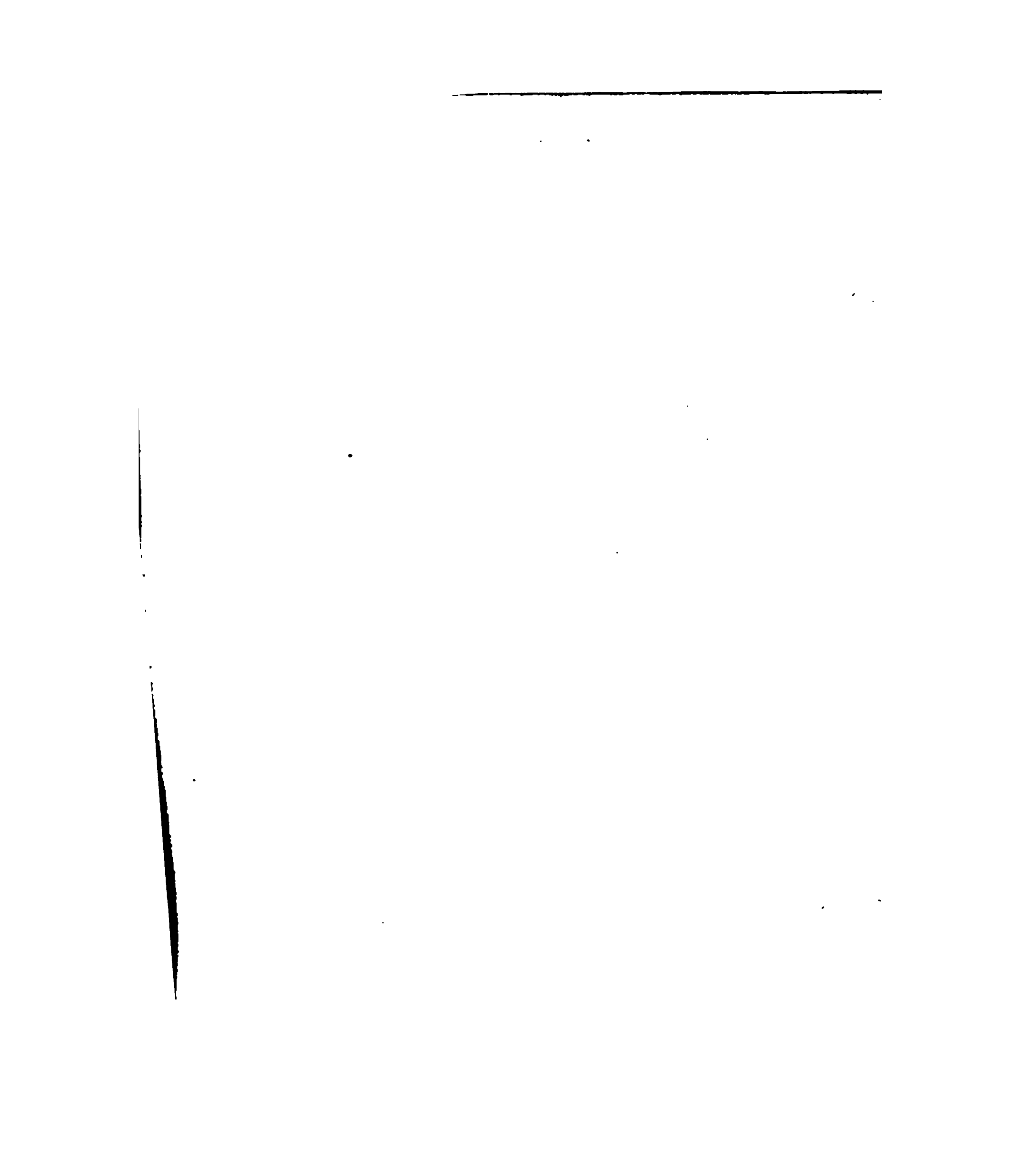
von

Heinrich Düntzer.

Erstes Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.



Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Fünfte Abtheilung:

Erläuterungen zu Klopstocks Werken.

I.

24.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Klopstocks Oden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Erstes Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Da töneten
Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
Schnell an; in sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne.

Klopstock als lyrischer Dichter.

Die neuere deutsche Dichtung und Sprache aus ihrer kümmerlichen Nachahmung und marklosen Schwäche zu frischem, selbstbewußtem, urkräftigem Leben zu erwecken, bedurfte es eines schwunghaften, von sittlicher und vaterländischer Kraft getragenen, von der Würde seiner Sendung ergriffenen Geistes, wie er uns gerade ein Vierteljahrhundert vor Goethe in Klopstock zu Theil ward. Schon der Knabe zeigte bei aller vom Vater genährten Liebe zu kräftigenden Leibesübungen einen tief innerlichen Hang zur Religion, die im häuslichen Kreise als unerschütterlicher Lebensgrund galt, zu ernster Empfindung, zu allem Würdigen und Feierlichen. Der heranreifende Jüngling, der etwas Großes zu leisten äußern und innern Trieb, Muth und Kraft in sich fühlte, begeisterte sich zu dem Gedanken eines großen, Deutschlands würdigen Epos. Nachdem er einige Zeit den Befreier Deutschlands, Heinrich den Vogler, sich als Helden eines solchen gedacht, ergriff ihn, wie durch höhere Eingebung, die Gewißheit, das Epos, mit welchem die Deutschen den andern gebildeten Völkern gegenüber in die Schranken treten dürften, müsse den Messias selbst feiern. Bereits zu Schulpforta entwarf er den Plan zu dem Gedichte, das ihm als Lebensaufgabe vorschwebte; die Ausführung wollte er der Zeit größerer Reife und klarerer

Einsicht vorbehalten, nicht vor vollendetem dreißigstem Jahre damit beginnen. Welche hohe Ansicht er von der wahren Dichtkunst im Gegensatze zu der gewöhnlichen, niedrigen, die mit Unrecht diesen Namen führe, insonderheit von der Epopöe, gefaßt, welche mächtige Liebe zum deutschen Vaterland ihn durchglüht habe, zeigt die lateinische Rede, mit welcher er im September 1745 von Schulpforta Abschied nahm. Voll Scham gesteht er hier, daß die Deutschen, wenn sie auch in andern Dichtungen sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, doch in der höchsten, der Epopöe, nichts geleistet, und nachdem er der Aeußerung eines neuern französischen Schriftstellers gedacht, der den Deutschen jeden wahrhaft schöpferischen Dichter abgesprochen, ruft er aus: „Was werden wir ausrichten, wenn wir, wie wir früher in ähnlichen Fällen gethan, diesem Angriff gegenüber weitläufig beweisen, es fehle den Deutschen nicht an Genie noch an Erhabenheit des Geistes? Durch die That, durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir beweisen, was wir vermögen." Wie sehr wünschte er diese Mahnung in einer Versammlung der bedeutendsten Dichter Deutschlands aussprechen zu können, damit diese von einer heilsamen Scham ergriffen würden! „Sollte aber vielleicht", fährt er fort, „unter den jetzt lebenden Dichtern derjenige sich nicht finden, der sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken bestimmt ist, o so komme doch, du großer Tag, der du diesen so großen Sänger hervorbringen wirst, und du, o Sonne, beschleunige deine Ankunft, die du ihn zuerst sehn und mit freundlichem Blick anschauen wirst. Diesen möge die Tugend, diesen nebst der himmlischen Muse die Weisheit in zarten Armen nähren. Vor seinem Auge öffne sich das ganze Gefilde der Natur, und die andern unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion, und der Lauf der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht verschlossen noch

dunkel. Diese seine Lehrer mögen ihn bilden, daß er des Menschengeschlechts, der Unsterblichkeit und der Gottheit selbst, die er besonders preisen wird, würdig sei." Gedenkt er auch seines eigenen Werkes, als dessen Mutter er Schulpforta immer verehren werde, nur ganz kurz am Schlusse seiner Danksagung, so begeisterte ihn doch die Hoffnung, ihm selbst werde es vielleicht gelingen, Deutschland jenen Ruhm zu erwerben; spricht er ja selbst gelegentlich von den „Thränen seiner Nacheiferung", womit er Homer und Virgil immer ehren werde. Diese betrachtet er als unerreichbare Muster; nur der höhere Gehalt, den das Christenthum uns gebracht, gehe ihnen ab; und diesen eben gedachte er im vollsten Maße seinem den Messias selbst feiernden Epos zu geben. Daß Klopstock zu Schulpforta sich auch in deutschen Schäfergedichten, Bußliedern, Oden und andern Gedichten versucht, ersehen wir aus einem gleichzeitigen Bericht eines seiner Mitschüler. Eine stille und gesetzte Majestät rühmt dieser an Klopstocks Gedichten; in den Schäfergedichten gelinge ihm besonders die Schilderung der unschuldigen Liebe, worin er sich nur zu sehr ausbreite; seine aus echter Zärtlichkeit fließenden Bußlieder seien höchst ergreifend; in seinen Oden herrsche eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausmalung. Aber alle diese Versuche in andern Dichtarten betrachtete Klopstock als bloße Vorübungen, die Schöpfung seines großen, frommen Liedes stand als sein hoher Beruf vor des Jünglings ahnungsvoller Seele.

Trotz seines Vorsatzes, an die Ausführung des Messias erst nach dem dreißigsten Lebensjahre zu gehn, konnte der junge Theologe während seines halbjährlichen Aufenthaltes zu Jena dem Triebe nicht widerstehn, das, was ihm so lebhaft im Sinne lag, zur Ausführung zu bringen, und so entwarf er bereits hier die

drei ersten Gesänge, aber in Prosa, woraus man nicht schließen darf, er habe damals noch in Zweifel gestanden, in welchem Versmaß er sein Epos schreiben solle. Auf der Universität Leipzig, die er Ostern 1746 bezog, vollendete er bereits vor dem Ende des Jahres den ersten Gesang in Hexametern. Der herrschende Vers des Epos war damals der kraft- und saftlose gereimte Alexandriner, der unter den Händen der Dichter zu einem wahren breiten Bänkelsängerverse geworden war, so daß er jeder edlen Würde, welche das wahre Epos fordert, zu spotten schien. Klopstock, der Homer und Virgil als höchste Muster verehrte, mußte folgerecht auch den Vers derselben nachzubilden suchen, wozu ihn die begeisterte Verehrung seiner Muttersprache mächtig ermuthigte. Des Mahnrufes von Gottsched bedurfte er hierzu nicht, der bereits viele Jahre vorher in seiner kritischen Dichtkunst bemerkt hatte: „Ganz ein anderes wäre es, wenn man im Deutschen die heroischen Verse der Lateiner und Griechen einführen wollte oder könnte. Darin müßten die Spondeen mit Daktylis vermischt werden, um durch diese Abwechslung ein recht majestätisches Silbenmaß zuwege zu bringen. Unmöglich ist solches unserer Sprache nicht. An daktylischen Wörtern fehlt es uns nicht, an spondeischen aber gewiß auch nicht, welche man in unsern Arten zuweilen gar nicht anbringen kann." Nachdem er des Versuches von Heräus gedacht, der fast lauter daktylische Füße gebraucht und sogar den Reim beibehalten habe, äußert er, man müsse durch Spondeen den Vers männlicher machen und das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu schreiben. Als Probe theilte er fünfzehn Hexameter eigener Arbeit mit. „Meines Erachtens fehlt nichts mehr", fuhr er fort, „als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Witz noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf den Gedanken geräth, eine solche Art von

Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist." Gottsched wollte vorab das Recht reimloser Verse nur für Uebersetzungen in Anspruch nehmen, „bis etwa", so schrieb er im Jahre 1738 an den Grafen von Manteuffel, „die Ohren der Deutschen diese Art gewohnt würden, und irgend einmal ein großer Dichter aufstände, der Geschick, Feuer und Herz genug hätte, ein Heldengedicht oder ein Trauerspiel ohne Reime zu machen". Seine eigenen Hexameter waren nur eine theoretische Spielerei*), die eben so wenig Folge hatte als Uzens Frühlingsode vom Jahre 1743, in welcher man Hexameter mit einem Vorschlage sehn wollte, obgleich es im Grunde nur sorgfältiger gemessene reimlose Alexandriner mit weiblichem Ausgang waren. Nur die hohe Begeisterung für sein Gedicht und die Hoheit der deutschen Sprache konnten Klopstock zu dem Versuch bestimmen, den Hexameter gleich in einem so ausgedehnten Werke in Anwendung zu bringen, wobei ihm freilich der Mangel an Spondeen die Nothwendigkeit auflegte, statt ihrer häufig Trochäen eintreten zu lassen. Sonst setzte er sich die gewissenhafteste Durchführung des gewählten Versmaßes vor, mit genauester Beachtung der Gesetze der deutschen Prosodie und des Wohlklangs des Tonfalles. Daß die deutsche Prosodie auf ganz anderm Grunde beruhe als die der Alten, und man von jedem Versuche, dieser jene zu nähern, entschieden ablassen müsse, war ihm eben so klar, als daß man dem Wohlklang und dem leichten Flusse der Sprache die höchste Sorgfalt zu widmen habe. Vor der Vollendung seines Gedichtes

*) Er hatte auch die ersten neun Verse der Ilias in reimlose Alexandriner übersetzt, die sich als Hexameter lesen. Den sechsten Psalm bearbeitete er als eine Elegie in Distichen.

hat die fünfte Silbe der drei ersten Verse regelmäßig lang. Daß Alkäus an diesen Stellen die Kürze liebt, hebt Klopstock in den grammatischen Gesprächen (im fünften Zwischengespräch) hervor; einer gleichen Freiheit sich zu bedienen, sah er sich durch den Mangel an Spondeen genöthigt. In der bereits genannten Abhandlung von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen hebt er den Schwung, die Fülle und den fallenden Schlag der alkäischen Strophe hervor. „Wenn Horaz am höchsten steigen will", bemerkt er, „so wählt er die Alkäen, ein Silbenmaß, welches selbst für den Schwung eines Psalms noch tönend genug wäre. Er läuft da am oftesten mit dem Gedanken in die andere Strophe hinüber, weil es so zu verfahren dem Enthusiasmus des Ohres und der Einbildungskraft gemäß ist, da jenes oft noch mehr als den poetischen Perioden, der nur in eine Strophe eingeschlossen ist, verlangt, und diese den Strom des schnell fortgesetzten Gedankens nicht selten fordert." In den beiden ersten Versen ist regelmäßig vor dem Daktylus der Abschnitt, den Horaz nur höchst selten (und ihm folgt Klopstock), die Griechen häufig verletzen. Am Schlusse des dritten Verses hat Horaz selten ein viersilbiges oder zwei zweisilbige Wörter, was Klopstock völlig übersehen zu haben scheint, zum entschiedenen Nachtheil der sonst vortrefflich von ihm gehandhabten, meisterhaft zum bezeichnenden Ausdruck verwandten Strophe. Des alkäischen Maßes bediente er sich so häufig, daß mehr als der siebente, bis zum Jahre 1754 gar der vierte Theil seiner Oden darin geschrieben ist.

Erst in den Anfang des folgenden Jahres 1748 scheint Klopstocks Elegie die künftige Geliebte zu fallen; denn er selbst setzt sie in dieses Jahr, und er sandte sie mit einem Briefe vom 10. Februar d. J. seiner Nichte in Langensalza, die sein Herz

gerührt hatte. Schon in der Ode meine Freundin hatte er seiner künftigen Geliebten gedacht, welcher er den aus englischen Dichtern bekannten Namen Fanny gab. Hier führte er seine dort angedeutete Sehnsucht nach dieser aus. Die Elegie ist in Distichen geschrieben, welche Versform er später noch in acht andern Gedichten (der Jahre 1766, 1790, 1793, 1796 und 1797) anwendete. Den ersten Versuch streng gemessener Distichen hatte Gottsched 1742 in seiner Bearbeitung des sechsten Psalms gegeben. Kleists Distichen von 1744 haben vor dem Hexameter und vor jeder der beiden Hälften des Pentameters einen Auftakt. Waren die Verse auch in der ersten Gestalt, in welcher die neuen Beiträge 1748 das Gedicht brachten, noch von der spätern Feile und prosodischen Strenge weit entfernt, so mußten sie doch damals bei allen, die sich auf den Klang der Verse verstanden, Bewunderung erregen. Noch vor seinen Abgang von Leipzig, der Ende April erfolgte, fallen fünf andere Oden, von denen eine seine Freude ausspricht, daß ihm das Schicksal die „singende Leier", die nur der Weisheit dienen soll, und redliche Freunde, die er treu lieben will, verliehen*), drei der Freundschaft gewidmet sind**), eine in geistig verklärender Nachahmung des Horaz mit Beziehung auf seine Geliebte die Unzertrennlichkeit der Liebenden darstellt. Die letztere ist in Distichen, eine in der alkäischen Strophe, die andere in dem von Horaz einmal (IV, 7) angewandten sogenannten ersten archilochischen Maße geschrieben, das auf den Hexameter einen halben Pentameter (Daktylus mit

*) Diese Ode, Verhängnisse überschrieben, nahm Klopstock auch in die zweite Ausgabe nicht auf; jetzt steht sie im Anhang der Oden. Wir geben sie unten.

**) Eine derselben, eine Ode an Schmidt, ist verloren gegangen; sechs Verse daraus theilt Klopstock im Briefe an Bodmer vom 9. April 1752 mit.

Choriambus) folgen läßt. Später hat sich Klopstock dieses archilochischen Versmaßes noch in fünf Oden bedient, von denen drei in dieses und die folgenden Jahre gehören, die beiden andern 1782 und 1794 fallen. Auch die jetzt im Anhange gedruckte Elegie auf das Glück der Liebe des ältern Bruders seines Freundes Schmidt, Christian Ludwig (geb. den 28. August 1725) und dessen Braut, eines Fräulein Deahna aus Frankfurt am Main, gehört in dieses Jahr, da er seiner geliebten Nichte schon am 10. Februar 1748 schreibt, er werde diese bald ihrem Bruder schicken. Er fordert hier seinen Geist, der zum Tiefsinn und Ernst erhabener Gesänge gewöhnt sei und die einsame Bahn alter Unsterblichen gehe, zum Gesange eines tibullischen Liedes auf; denn ihn lade die Liebe seines Freundes zum Scherz und süßen Empfindungen ein. Sein Lied solle sanft mit gelinderer Stimme tönen;

> Denn Dich hört mein Schmidt, und horcht von der Höhe der Ode
> Lächelnd in Tibullens blumichte Thäler hinab.
> Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende Lieder,
> Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfindt.

Wie die beiden ersten Verse auf seinen gleichfalls sich in der Ode versuchenden Freund den jüngern Schmidt gehn, so die beiden andern auf dessen geliebte Schwester, welcher er hier zeigen wollte, daß er das Glück der Liebe zu empfinden vermöge.

> Ein beseelender Kuß ist mehr als hundert Gesänge
> Mit ihrer ganzen*) langen Unsterblichkeit werth.

*) Gerade im Schlusse der ersten Hälfte des Pentameters hatte sich Klopstock früher große prosodische Freiheiten erlaubt, wie er den Pentameter begann: „Als er in den Armen" (– ⏑ ⏑ – – –), „Als sie in dem Umgang", „Höreſt mich an diesem", „Ausgedrückt auf einen". Vgl. über diese Elegie den Schluß der Erklärung zu Ode 15.

Bis dahin hatte Klopstock noch nichts von seinen Gedichten veröffentlicht, doch war der Ruf seiner hohen dichterischen Begabung, insbesondere der Vortrefflichkeit seines Messias, durch die Freunde bereits nach außen erschollen. Gisete hatte Hagedorn auf ihn aufmerksam gemacht, und dieser an Bodmer berichtet. Am 13. April 1748 schreibt Hagedorn an Bodmer: „Die geneigte Meinung, welche Sie über den Messias des Herrn Klopstocks äußern, bekräftigt mich in der meinigen. Sie haben recht, indem Sie sagen, es sei eben so arg für einen Ketzer angeschwärzt zu werden als für einen Zauberer. Sollte Klopstock nicht Gefahr laufen, der Zauberkunst angeklagt zu werden, so lasse ich noch sehr dahin gestellt sein, ob sein Gedicht ihn nicht einer Ketzerei verdächtig machen kann." Ehe der junge Dichter Leipzig verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, die drei ersten vollendeten Gesänge seines großen Gedichtes in den neuen Beiträgen zu veröffentlichen; durfte er ja hoffen, dadurch seinen Ruf zu gründen und sich Gönner zu erwecken, welche ihm die zur Vollendung des Ganzen nöthige Muße verschaffen würden. Und so erschienen diese kurz nach seiner Entfernung von Leipzig im vierten und fünften Stücke des vierten Bandes jener Beiträge, freilich ohne den Namen des Dichters, der aber nicht lange Geheimniß bleiben konnte. Schon am 10. Juni fragt Kleist seinen Freund Gleim: „Sie haben doch den Messias in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber."

Klopstock ging zunächst nach Langensalza als Hofmeister im Hause des Großvaters seiner geliebten Nichte, des Kaufmann J. Chr. Weiß. Zur Uebernahme dieser Stelle bestimmte ihn ganz besonders die Hoffnung, die Liebe seiner Nichte zu gewinnen: es war dies die Tochter des Bruders seiner Mutter, Marie Sophie Schmidt, die Schwester seines leipziger Studiengenossen, deren

Eltern, wie auch Klopstocks übrige in Langensalza lebende Verwandten, weit wohlhabender waren als sein Vater. Sie war am 15. Februar 1731 geboren, also mehr als sechs Jahre jünger als Klopstock. Ihren Bruder hatte das zu heiterer Behaglichkeit des Lebens hinneigende, von aller Empfindsamkeit freie muntere Mädchen einmal in Leipzig besucht, bei welcher Gelegenheit der junge Dichter von ihr die Erlaubniß erhielt, ihr zuweilen neue Schriften zu schicken. Zuerst sandte er seiner très chère Cousine am 30. Juli 1747 Gisekes Trauerrede auf eine junge an der Schwindsucht gestorbene Dichterin, die auch in der großen Ode auf seine Freunde erwähnte Radike. Diese Ode selbst mit erklärenden Anmerkungen theilte er ihr später mit, und sie nahm sie beifällig auf, ohne näher darauf einzugehn. Gern hätte er von ihr erfahren, schrieb er ihr am 10. Februar 1748, welche Zeilen vielleicht ihren besondern Beifall erhalten hätten. „Wie merkwürdig würden sie mir vorkommen, wie oft würde ich sie lesen!" Um sich an seiner „liebenswürdigen Cousine" wegen ihres Schweigens zu rächen, fügte er launig hinzu, sende er ihr eine neue Ode, die künftige Geliebte. „Wie lang hätte sie", bemerkte er dazu, „wegen ihres vorzüglichen Inhalts werden können, wenn nicht der Wohlstand erforderte, daß ich Ihnen nach einer langen Ode ein kurze schickte." Ihrem ältern Bruder versprach er eine Elegie auf das Glück seiner Liebe, doch werde dies kein so schönes Gedicht werden als eine gewisse Ode, die er haben möchte, da die Elegie von der Liebe nicht so erhaben singen könne. Jene Ode, die er „gerne .... (stehlen?) möchte", war ohne Zweifel ein Gedicht seiner geliebten Nichte selbst, von dem sie ihm nur den Vers mitgetheilt hatte: „Wie glücklich war ich nicht, eh' ich die Liebe kannte!" Diese nahm den nach Langensalza als Hofmeister kommenden Dichter als Vetter und Freund ihres Bruders mit aller Artigkeit

auf, mußte sich aber doch zurückhaltender zeigen, da sie dessen schwärmerische Neigung nicht erwiedern konnte. Ihr auf das Leben gerichteter Blick wünschte sich eine behagliche äußere Stellung, welche der junge Dichter ihr nicht bieten zu können schien, dessen etwas feierliches und überschwängliches Wesen sie eher abstieß als anzog.

Die sehnsüchtige Liebe zu Sophie Schmidt und der begeisterte Drang, welcher ihn am Messias fortarbeiten ließ, erfüllten seinen Aufenthalt zu Langensalza; sie waren es auch, welche ihn zu weitern Versuchen in der horazischen Ode trieben. Den 12. Mai feierte er in der jetzt Bardale überschriebenen Ode, welche ein zartes, schüchternes Geständniß seines innigen Gefühls für die Geliebte ist, die er von jetzt an, nachdem er lange unter den gangbaren Namen der Geliebten geschwankt, als Fanny besang. Sie ist in dem sogenannten vierten asklepiadeischen Versmaße geschrieben, dessen beide ersten Verse dem größern asklepiadeischen, der vierte dem zweiten gleich ist, der dritte aus Basis, Daktylus und Trochäus besteht. Dieses Versmaß, bemerkt Klopstock später, werde, da der dritte Vers sich mit einem sanften Abfalle herunterlasse, vorzüglich den Oden angemessen sein, die sich von der hohen Ode etwas zum Liede herablassen. Er hat sich desselben noch in 8 Oden bedient, von denen 7 bis zum Jahre 1752, die achte 1789 gedichtet ist. In einem Briefe an Cramer aus der ersten Woche des Juli sagt er seltsam genug, er habe eine Ode nach dem Silbenmaße: Audivere, Lyce, di mea vota, di, einer Ode auf eine verlebte Alte, gemacht, da Horaz dasselbe doch noch in sechs andern Oden angewandt hat. In demselben Briefe äußert er, er lebe nach den Grundsätzen des alten Horaz recht behaglich, am Messias zu arbeiten sei ihm jetzt nicht möglich. Auf seine Geliebte deutet er, wenn er sagt, eine Leserin des Jünglings

(einer Wochenschrift von Giseke und Rabener) und des Messias habe ihm befohlen aus den Liedern der Nachtigallen zu übersetzen. „Sonst zu stolz zum Uebersetzen, werde ich künftig wohl nichts thun als übersetzen. Der Frühling ist vorbei; nun übersetze ich ihre Mienen.“ Er sei so traurig, wie Orpheus, da er, die Leier in der Hand, zur Hölle ging, die Eurydice heraufzusingen, oder wie Cramer gewesen, da seine Geliebte noch keinen ihrer liebenswürdigen Briefe an ihn geschrieben. „Schicken Sie mir auch einige übersetzte Stellen aus den Nachtgedanken. Ich bitte Sie bei der zärtlichen Thräne, die ein Frauenzimmer dabei vergießen wird, von der ein Poet gesagt hat:

Aber süßere Ruh deckte mit Fittigen
Ihres friedsamen Schlummers sie,
Und ihr göttliches Herz, weit über meins erhöht,
Hub gelinder die heilge Brust.

Auch bei der Freude bitte ich Sie, die ich bei diesen Thränen empfinden werde.“ Die Verse sind aus seiner Ode Petrarca und Laura, aus welcher er auch mehrere andere Stellen in dem Briefe anführt. Die wohl im Juni an einen Abend, „da sich keine übersetzungswürdige Nachtigall hören ließ“, geschriebene Ode ist im zweiten asklepiadeischen Maße geschrieben. Die Grundlage derselben ist der unendliche Schmerz seiner nach der innigsten Verbindung mit der Geliebten sich sehnenden Seele. Am 25. Juli schreibt er an Schlegel, der eine choriambische Ode an ihn gerichtet hatte: „Ich bin so weit stolz darauf, so weit es meine itzige Gleichgültigkeit gegen die Ehre zuläßt. Ich wollte Ihnen gerne einen längern Brief schreiben, aber ich bin zu zerstreut dazu. Diese Elegie (Daphnis und Daphne) hat viel Verbindung mit meiner Zerstreuung. Wollen Sie einmal diese Kleinigkeit für einen längern Brief ansehn. Zum mindesten ist

sie besser, als mir itzt ein Brief gerathen würde. Das muß ich Ihnen noch sagen, librum primum Odarum hab' ich fertig; wenn mich mein Mädchen noch lieben sollte, mache ich gewiß noch libros Odarum tres et unum Epodon. Sed Elegiarum tantum unum libellulum, fragmenta Hendecasyllaborum, duo Epigrammatum et unum Sonnetum."

Am 10. August wandte er sich zuerst an Bodmer, nachdem längere Zeit die hohen Lobeserhebungen, welche der züricher Dichter in einem Briefe an Gärtner seinem Messias gespendet, ihn abgehalten, sich diesem zu nähern, damit es nicht den Schein haben solle, er halte sich derselben würdig. „Der Messias ist kaum angefangen", schreibt er. „Hab' ich so gesungen, daß ich Ihren Beifall verdiente, so werd' ich fernerhin noch Größeres singen;

> Denn mich erwartet der Thaten nun größere Reihe,
> Größeres Werk beginn' ich.

Aber es fehlt mir an Muße. Und da ich von gebrechlichem Körper bin, und, wie ich vermuthen kann, mein Leben nicht hoch bringen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, sehr klein. Es wartet meiner irgend ein lästiges Amt; wie sollt' ich unter seinem Drucke den Messias würdig singen können? Mein Vaterland bekümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht um mich bekümmern." Da ist denn seine Aussicht zunächst auf ein Jahrgehalt vom Prinzen von Oranien gerichtet, das er durch Bodmers Vermittlung zu erhalten hofft. Hierdurch glaubt er seine Geliebte sich geneigter machen zu können. „Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen (an welches meine dritte Ode gerichtet ist) aufs zärtlichste und heiligste", schreibt er. „Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird

sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne Sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei den Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwör' ich Sie, machen sie mich glücklich, wenn's Ihnen möglich ist. — Was nun immer Ihrer Vermuthung nach geschehn kann, seien es Hoffnungen oder keine, das schreiben Sie mir doch, ich bitte Sie, sobald als möglich; befreien Sie mein von mächtiger Liebe ergriffenes Herz — konnt' ich's doch in der Ode nur andeuten, nicht völlig ausdrücken — von seinem Kummer oder drücken Sie es ganz nieder. Dies Aeußerste wird mir noch erträglicher sein als das stürmisch wogende Meer unsteter Gedanken: denn Sie müssen wissen, daß die Liebe mich, der ich sonst gleichmüthig und von festem Charakter war, bei ihrem plötzlichen Anfalle so erschüttert, daß ich kaum zu athmen vermag. Wahrlich noch niemand hat so geliebt, wie ich, oder seiner ist noch nirgends Meldung geschehen.“ Zwischen diesen und den folgenden Brief an Bodmer vom 27. September muß Klopstocks Ode Salem fallen, die er dem letztern beilegt. Diese Ode, in welcher seine Hoffnungslosigkeit, das Herz der Geliebten zu gewinnen, einen rührenden Ausdruck gewonnen, ist im sogenannten alkmanischen Maße geschrieben, welches auf einen Hexameter als zweiten Vers die vier letzten Füße desselben folgen läßt. Dieses Versmaß hat Klopstock nur noch einmal im Jahre 1795 gebraucht in der Ode Nantes, wo aber statt des zweiten Verses auch zuweilen der Pentameter eintritt. „Ich gehe mit langsamen Schritten in mich selbst zurück“, heißt es im angeführten Briefe, „und sehe mich noch immer um. Die Schmerzen der Liebe (denn diese sind meine Hauptunruhe) sind so was Großes, daß sie es verdienen, so viel Gewalt über mich zu haben. Diejenige, die ich liebe, ist jetzo am

härtesten gegen mich. Ihr Brief (ein Brief Bodmers, welcher der Geliebten ihre hohe Bestimmung vorhielt, den Dichter des unsterblichen Epos vom Messias zu beglücken), die Empfindung, daß ich so edel und heilig liebe, und alle meine Religion machen, daß ich hiebei nicht ganz unglücklich bin. Die wenigsten von diesen Empfindungen weiß sie, oder wenn sie einige davon entdeckt, so läßt sie mich nicht wissen, daß sie sie entdeckt hat; sie ist aber fähig, sie alle zu fühlen." Zur Bezeichnung ihrer eigenthümlichen Schönheit führt er zwölf Verse aus seiner Ode Petrarca und Laura an. Nachdem er sich weitläufig über den Messias ausgelassen, mit dessen beiden folgenden Gesängen er nächste Ostern fertig zu sein hofft, fährt er fort: „Ich sende Ihnen hier wieder eine Ode (Salem), die meine Liebe hervorgebracht hat. Diejenige, die sie am besten belohnen könnte, hat sie noch nicht gesehen; so furchtsam macht mich ihre jetzige Hartnäckigkeit. — Die Verse, die unter der Ode stehen, sind aus dem fünften Buche des Messias. Sie scheinen mir deswegen merkwürdig, weil ich sie meiner lieben Richterin einigemal hintereinander vorlesen mußte." Die Bezeichnung der Geliebten als seiner lieben Richterin deutet darauf, daß er auch schon die auf die Fortsetzung des Messias bezügliche, in alcäischem Maße geschriebene Ode die Stunden der Weihe Bodmer mitgetheilt hatte*); denn dort heißt es von Fanny: „Ihr Oberrichteramt ist liebenswürdig." In den Herbst wird auch die archilochische Ode der Adler gehören, worin das bittere Gefühl, daß seinem so zärtlichen Herzen die für ihn geschaffene Geliebte versagt sei, einen eigenthümlichen

*) An diese selbst hatte Bodmer (im September) geschrieben: „Ich kenne Sie nicht mehr, als daß ich weiß, daß der Poet des Messias Sie zur Vertrauten und Richterin seines Werkes gemacht hat."

Ausdruck erhält (Ode 8 a). Die Schmerzen seiner Liebe seien jetzt so hoch gestiegen, schreibt er den 8. Oktober an Schlegel, daß es ihm vorkomme, als ob er sie geruhiger ertrage, weil sie durch ihre Größe seiner würdiger geworden. Davon ihm etwas zu sagen, ist ihm aber unmöglich, weil er zu voll davon. Einige kleine Züge davon, einige Aussichten in diese unendlichen Gegenden werde er aus der beigefügten Ode (an Fanny, früher an Daphne überschrieben) sehn. „Das ist etwas recht Verwundersames und Ehrwürdiges, eine Seele, die die Schmerzen einer so zärtlichen Liebe liebt. O mein Gott, was hat sie da für Gedanken! Und welche Empfindung, die die Stimme des Menschen nicht sagen kann! — Ich habe noch keine Hoffnung, durch diese Liebe glücklich zu sein. Aber in manchen Stunden, wenn ich recht süß träume, bezeugt mir mein Herz, daß ich geliebet werde. Meine göttliche Daphne versteht die kleinsten Wendungen meines Herzens, auch da wenn sie kaum zu Stimme werden. — Sie empfindet den Messias, wie Sie ihn empfinden. Eine Stelle aus dem fünften Gesange, die sie mich etlichemal hintereinander lesen hieß, und bei der sie mir die Hand sanft drückte und seufzte, ist mir noch immer heilig und unvergeßlich. — Ihrem Bruder, der mein zärtlicher und der erste Freund meiner Jugend ist, habe ich mein ganzes Herz eröffnet. Er hat sehr viele mir unvergeßliche Zeilen (von Leipzig, wo er noch geblieben) an mich geschrieben, unter andern auch, daß diese Liebe dasjenige sei, was er längst gewünscht. Er sagt:

Freund, ich kannte Dein Herz, des Mädchens Zärtlichkeit kannt' ich:
Sieh, drum bat ich sie Dir heimlich vom Himmel herab.

Gleichwohl kommen so viel unheilige Umstände (ich mag sie wohl so nennen, weil sie weder ihr noch mein Herz angehen), wider mich zusammen, daß ich fast ganz ohne Hoffnung bin.“

Am 5. November meldet Klopstock, er habe Bodmers Brief an die Geliebte dieser nicht zu geben gewagt, so sehr er es auch gewünscht und sie selbst ihn geschätzt haben werde, dagegen habe er sich ganz ihrem Bruder, einem recht göttlichen Jüngling, entdeckt, der ihr ohne Hülle schreiben und Bodmers Brief ihr mittheilen wolle. „Ich weiß nicht, ob ichs wagen werde, ihr in dieser Zwischenzeit die hier beigebogene alcäische Ode zu geben. Wie glücklich wäre ich, wenn ich alle Empfindungen meines Herzens darin hätte ausdrücken können! Ach, das göttliche Mädchen, wie sehr hat sie meine ganze Seele eingenommen! Ich will Ihnen nichts mehr von ihr sagen, aus Furcht, ich möchte es schwächer sagen, als es in dieser Ode steht." Die Ode, welche er diesem Briefe beilegte, war die alcäische an Daphne überschriebene, welche Giseke bald darauf ohne Klopstocks Wissen in den vermischten Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge I, 3 namenlos mittheilte. Um diese Zeit war auch die Ode die künftige Geliebte, in der er schon an Fanny gedacht hatte, in den neuen Beiträgen, gleichfalls ohne seinen Namen, erschienen. Unterdessen hatte Bodmer durch Haller den Messias an den Prinzen von Wales besorgen lassen, um durch diesen eine Versorgung Klopstocks zu erwirken, welche ihm auf die Hand der Geliebten gerechtere Ansprüche erwerben sollte. Am 2. Dezember theilt dieser Bodmer seinen Wunsch mit, ihn bei seinem Bekannten le Maitre in Erlangen zu empfehlen, da er vernommen, daß man sich im Namen der erlanger Akademie seinetwegen in Langensalza erkundigt habe. „Ich wünschte mir eine außerordentliche Profession irgend einer der schönen Wissenschaften", schreibt er, „am liebsten aber der Beredtsamkeit oder der Poesie, mit einem Gehalte, das mich nicht der Nothwendigkeit aussetzte, den größten Theil meines Unterhalts selbst zu verdienen, welches mir insonder-

heit auf einer Akademie schwer fallen würde, deren Numerus noch nicht sehr groß ist. Ich könnte eine solche Stelle so lange übernehmen, bis sich meiner Muße eine günstigere Gelegenheit zeigte; denn ich bin ein wenig besorgt, daß vielleicht meine poetischen Jahre viel eher vorüber sein werden als anderer ihre; zum mindesten werden dieselben nicht bis dahin reichen, da Miltons seine erst recht anfingen." Mit demselben Briefe übersandte er Bodmer die jetzt der Abschied überschriebene alcäische Ode, die er der Geliebten zum Schlusse eines Besuches überreicht hatte, doch wußte er noch nicht, welchen Eindruck sie auf diese gemacht; bei einem spätern Besuche glaubte er „eine kleine Verwirrung, eine kleine Röthe und einige beinahe zärtliche Blicke" bemerkt zu haben.

Schon vor dem Ende des Jahres vollendete er die gleichfalls in alcäischem Maße gedichtete Ode an Gott, worin er diesen bittet, ihm die Geliebte zu schenken, deren Besitz ihn zu seinem begeisterten Sänger weihen werde. An Bodmer, der ihn zu sich eingeladen hatte, schreibt er am 26. Januar 1749: „Eine Ode an Gott, die noch niemand gesehen hat, will ich Ihnen künftig schicken", und er theilt ihm die letzte Strophe derselben mit. Aber erst am 7. Juni sendet er ihm das ganze Gedicht, das weder Fanny noch ihr Bruder gesehen hatte. „Ich habe sie noch vor Anfang dieses Jahrs gemacht. Sie ist oft die Gespielin meiner Einsamkeit gewesen." Schon am Anfange des Jahres hatte sich sein Verhältniß zu Fanny, wie er sie jetzt nannte, hoffnungsvoller gestaltet. Den 18. März schreibt er an Giseke: „Der Bruder meiner lieben, schönen Fanny hat sich ganz unvergleichlich gegen mich aufgeführt. Wenn ich diesen Brief geschrieben habe, besuche ich Fanny. Das göttliche Mädchen! doch ich will nichts weiter sagen! Ich zittre ein so großes Glück zu hoffen. — Deine Ode an mich hat ein noch größeres Verdienst als das Verdienst der

Freundschaft um mich. Fanny lächelte, als sie dieselbe las." Demselben meldet er, daß der Prinz von Wales den Messias wohl aufgenommen habe, und derselbe sich nach seinen Umständen erkundigen werde. Eine solche Versorgung war, wie er wohl erkannte, die Hauptbedingung, um Fanny ganz für sich zu gewinnen. „Sehr viel kömmt hiebei darauf an, daß ich mein Glück mache", schreibt er dem züricher Freunde. „Wie groß wird itzt das in meinen Augen, was sonst so klein in denselben war! Ich weiß von Ihnen gewiß, daß Sie hiebei thun, was sie thun können. Und welch ein theurer Freund werden Sie mir dadurch!" Besonders auf England war sein Auge noch immer gerichtet. In dieser hoffnungsvollern Zeit seiner Liebe dichtete er ein im vierten asklepiadeischen Maße abgefaßtes Hochzeitslied und die Nachahmung des alten englischen Volksliedes Chevy-chase, die später die Ueberschrift Heinrich der Vogler erhielt, Klopstocks erstes vaterländisches Lied in dem jambischen Maße jenes zu Grunde liegenden Liedes. Letzteres erschien zugleich mit dem Adler und der später Bardale überschriebenen Ode in diesem Jahre im fünften Stücke der genannten vermischten Schriften, ohne Klopstocks Namen. Einige Zeit später (im November) fragt er Bodmer, wie ihm das englische Lied und die Nachbildung gefallen. Ein besonderer Abdruck der drei ersten Gesänge des Messias ward gleichzeitig ausgegeben.

Nur zu bald sollte der Dichter einsehn, wie sehr er sich über Fannys Liebe getäuscht; diese zeigte sich kälter gegen ihn. Wahrscheinlich hatte der Schmerz hierüber keinen unbedeutenden Antheil an der mehrere Wochen dauernden Krankheit, die, wie der fast Wiederhergestellte am 13. September an Bodmer berichtet, ihn sehr oft, ob sie gleich nicht eben außerordentlich gefährlich gewesen, mit dem Gedanken an das Jenseits beschäftigte. „In Betrachtung

meiner Liebe geht mirs wie den Königen", äußert er, „die man für glücklich hält, und die es doch nicht sind. Sie und mein liebster Schmidt hielten mich für gewiß glücklich, aber ich bin es nicht. Ich kann jetzt davon weiter nichts sagen, als daß ich Sie recht zärtlich bitte, ja Fanny nicht anzuklagen. Ich werde also Ihre großmüthige Freundschaft annehmen und zu Ihnen kommen." Die Reise nach Zürich verschob er auf den folgenden Frühling, da trotz seiner Hoffnungslosigkeit Fanny ihn zu mächtig gefesselt hielt. Vorab wollte er den vierten und fünften Gesang des Messias vollenden, den er dem Verleger für den ersten Band des Gedichtes auf Ostern versprochen hatte. Die Odendichtung war ganz verstummt.

Erst Mitte Mai 1750 verließ er Langensalza, um vor seiner Schweizerreise, zu welcher ihm Bodmer 300 Thaler als Geschenk gesandt hatte, einige Zeit in Quedlinburg bei seinen Eltern zu verweilen, die er seit vielen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Von hier aus besuchte er am 25. mit Schmidt Gleim in Halberstadt, zu welchem sich bald das innigste Verhältniß bildete. Von hier schrieb er am 11. Juni an seine Geliebte, er habe viel Vergnügen bei Gleim genossen. „Wie viel größer würde dies Vergnügen gewesen sein, wenn ich dabei an Sie, Mademoiselle, als meine Freundin mit voller Ueberzeugung hätte denken können. Ich weiß, daß die Freundschaft eine Neigung ist, die am meisten frei sein will. Lassen Sie Ihnen und mir die Gerechtigkeit wiederfahren, stellen Sie sich uns als Personen vor, die Ihnen aus der Geschichte bekannt würden, und sein Sie dann Richterin, ob ich Ihrer Freundschaft würdig sei. Hierauf sein Sie wieder Sie selbst und suchen in den Empfindungen Ihres Herzens nach, und sagen mir ganz aufrichtig und gerade heraus, ob Sie meine Freundin sein können oder nicht." Und da ihr Bruder noch zwei

Tage länger blieb, wiederholte er zwei Tage später diese Bitte. „Denken Sie nicht", heißt es hier, „daß ich die ganze Reihe von tödtenden Kaltsinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre für so viel Freundschaft erfahren habe, immer von neuem empfinde, so oft ich an Sie denke? Fallen Sie nicht darauf, daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse, aus dem ich mich nicht finden kann, wenn ich es auf dieser Seite betrachte, und dann wieder auf einer andern, da ichs meinem gleich hielt? Wollen Sie mir nicht die kleine Beruhigung geben, auch nur ein bißchen mir aus diesem Labyrinthe zu helfen? Wenn Sie mir die Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen, mich so zu kennen, als ich wirklich bin, werden Sie mir nicht zugestehn müssen, daß ich sehr wenig von mir eingenommen bin und daß kein Mensch mehr geneigt ist als ich, billig von andern zu urtheilen? Ich verdiene wirklich um Sie, daß Sie mir aus Ihrem eigenen Charakter helfen, der mir in so vielen Stücken ein Räthsel ist." Wie weit liegt dieser ungemein nüchterne Vorwurf von den schwärmerischen Fannyoden ab? Die Geliebte muß sich trotz des Versprechens des Grafen Bernstroff, ihm in Kopenhagen einen Jahrgehalt bis zur Vollendung des Messias und dann eine Professur oder Hofpredigerstelle zu verschaffen, entschieden gegen ihn erklärt werden. „Ein ungehoffter, so freundschaftlicher Brief", erwiedert er am 3. Juli, „ein Brief von meiner liebsten Cousine Schmidtin, ein Brief von derjenigen, die ich sonst Fanny nannte, sonst, da mein Herz noch um Sie zittern durfte, da mein Auge noch weinen und gen Himmel sehn durfte. Wie ist es gekommen, daß ich dies alles nicht mehr kann! Mein Herz ist mir nur schwer, gewaltig schwer, wie eine Last; aber das Zittern, das gewaltige Schlagen kennt es nicht mehr." Am folgenden Tage spricht er den Wunsch aus, nur ihr Porträt zu erhalten, das sie ihm früher versprochen.

Gleich darauf führte ihn Gleim zu dem reichen Kaufmann Bachmann in Magdeburg, in dessen großen Gartenanlagen der sogenannten glücklichen Insel sich ein Kreis von innigen Verehrern und Verehrerinnen des Dichters versammelt hatte. Gleich nach der Rückkehr am 10. berichtet er darüber seiner „liebsten Cousine". Außer dem Hofprediger Sack, dessen Gattin und Tochter fanden sie hier mehrere Verehrerinnen des Dichters. „Ich will Ihnen nur sagen", schreibt er, „daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach wie viel glücklicher würde ich sein —!" Zugleich unterläßt er nicht, ihr von seiner Aussicht auf Berlin zu berichten. Sack habe ihm gleich den ersten Nachmittag gesagt, das Amt, das ihm die Vorsehung gegeben, sei den Messias zu schreiben; deshalb dürfe er Jerusalems Antrag, an das Karolinum zu treten, nicht annehmen. Er habe einen Plan gemacht, daß er zwei Jahre in Berlin mit Zufriedenheit und als völliger Herr seiner Stunden leben solle, worüber er ihm das Nähere nach Zürich schreiben wolle. Sack ließ ihn abmalen, und da alle Frauenzimmer außer dessen Tochter behaupteten, er sei getroffen, so belohnte er sie mit einem Kusse.

Auf der mit den Schweizern Schultheß und Sulzer endlich angetretenen Reise nach Zürich wandte Klopstock sich von Nürnberg aus an die Geliebte mit der dringenden Bitte, um deren Unterstützung er den Bruder beschwor, sie möge ihm mit der Aufrichtigkeit, mit der er ihr immer das Innerste seines Herzens entdeckt habe, doch sagen, was sie von seiner Liebe zu ihr denke,

worüber er doch nach dem vorigen Briefe durchaus nicht zweifelhaft sein konnte. Es war eben nur eine bloße Selbstquälerei, da er noch immer nicht sich beruhigen wollte, daß die als seine von Gott ihm bestimmte Seele besungene Fanny ihm nicht zu Theil werden solle. Auch aus der Schweiz fliegt sein Andenken ihr zu, obgleich die artigste junge Welt, da sie sehe, daß er ein guter Kenner der Freude sei, ihm recht Freude mache. Lange habe er sich nicht so gefreut als in Zürich, doch auch oft mitten in der Freude an seine liebste Cousine gedacht und sich seiner alten Traurigkeit überlassen, besonders bei einigen Frauenzimmern, deren Bekanntschaft ihm desto schätzbarer gewesen, je mehr Zärtlichkeit sie gegen eine gewisse Fanny hätten blicken lassen. Von einer dichterischen Ansprache der alten Liebe findet sich aber hier eben so wenig eine Spur als die letzte Zeit her.

Gleich in die erste Zeit seines züricher Aufenthaltes, in den Anfang des Augusts, fallen das in archilochischem Maß geschriebene Gedicht an Bodmer, welches seine hohe Freude über dessen endliche persönliche Bekanntschaft ausspricht, und die treffliche Ode der Zürchersee (im vierten asklepiadeischen Versmaß), die sofort unter dem Titel Zwo Oden erschienen. Am 10. September schreibt er wieder seiner „liebenswürdigen Cousine", die ihn aus guten Gründen noch immer ohne jedes Zeichen ihrer Theilnahme gelassen. „Ich habe bisher zwei Freunde gefunden", meldet er ihr, „den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann. Der König gibt mir ein jährliches Gehalt von 400 Thaler, den Messias zu vollenden. — Ich habe Wahrscheinlichkeit, diesen Gehalt zu vermehren, und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten. Wie glücklich würde ich sein, den Messias bei dieser Muße zu schreiben, wenn ich nicht, wie Sie wissen, durch die Liebe so unglücklich wäre." Die zweite Bekanntschaft war die

eines jungen Kaufmanns Hartmann Rahn, der ihm die Theilnahme an einer höchst einträglichen Seidenfabrik anbot, deren Betreibung ihn selbst gar keine Zeit kosten, sondern ihm die höchste Freiheit gestatten sollte. „Gütige Vorsehung!“ schreibt er der Geliebten, „darf ich Dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann? Darf ich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? — Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt, nichts mehr sagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein.“ Aber dieser Schmerz um Fanny entlockte seinem Herzen, das sonst so manche Freuden des Lebens und der Freundschaft genoß, wenn auch eine entschiedene Trennung von Bodmer eingetreten war, keinen dichterischen Ausdruck, wogegen er sich getrieben fühlte, seinen Dank an den dänischen König in einer herrlichen Ode, jetzt Friedrich der Fünfte überschrieben, zu ergießen. Er wählte hierzu das dritte asklepiadeische Versmaß, von dem er später bemerkt, es habe viel Feuer, sanfteres und heftigeres, wie Horaz wolle, und eine eigene lyrische Fülle, doch dürfe es wohl, wegen der Gleichheit der drei ersten Verse (nur dadurch unterscheidet es sich vom vierten asklepiadeischen), selten aus so vielen Strophen bestehn als alcäische Oden. Klopstock hat nur unser Gedicht in diesem Maße geschrieben. Er setzte es als Widmung vor den ersten, im folgenden Jahre erscheinenden Band seines Messias. Sack war durch das, was er von Klopstocks freiheiterm Betragen in Zürich und von seiner Trennung von Bodmer gehört hatte, gegen ihn verstimmt worden, und er hatte seine Absicht mit ihm aufgegeben. „Was meinen berlinischen Entwurf betrifft“, schrieb er am 5. Januar 1751, „so war es ganz natürlich, daß ich nicht mehr

an denselben denken konnte, sobald ich die Ruhe und die Vortheile mit Gewißheit erfuhr, die Ihnen in Dänemark angeboten werden. So viel hätte ich hierselbst nicht erlangen können. Dänemarks Anerbieten muß von Ihnen ohne Zögerung angenommen und zu völliger Ausarbeitung des Messias verwandt werden." Von Sulzer meldete er, er genieße nun in den Armen seiner jungen Frau das Glück, welches Klopstock einst in den Armen seiner Schmidtin genießen werde, wenn er sich mit Bodmer versöhne und seinen Messias vollende. Aber nicht bloß Fanny, an welche er sich noch einmal am 20. November gewandt hatte, auch ihr Bruder hatten ihn längere Zeit ohne Nachricht gelassen. Deshalb bittet er am 13. Januar 1751 seinen lieben Gleim, an Schmidt zu schreiben und sich dieses Räthsel auflösen zu lassen. „Habe ich ihm von Sachen geschrieben, über welche er mir nichts sagen darf, so weiß er ja, wie biegsam mein Gemüth ist, und daß er mir geradezu, offenherzig reden oder mit eben der Offenherzigkeit sagen kann, daß er hierüber schweigen müßte." Ohne Zweifel hatte die Art, wie Klopstocks Briefe von seiner Neigung zu einer jungen züricher Schönheit und von der Verehrung aller schweizer Damen für ihn sprachen, statt Fannys Eifersucht zu erwecken, auf diese erkältend gewirkt.

Mitte Februar verließ Klopstock Zürich, um sich nach Kopenhagen zu begeben. Beim Scheiden aus der Schweiz dichtete er, im Postwagen sitzend, in archilochischem Maße die Ode an Bernstorff und Moltke, welche ihm das dänische Jahrgehalt verschafft hatten, durch welche er auf immer mit Preußen brach, da er Friedrich den Fünften im Gegensatz zum ungläubigen Preußenkönige feierte, wobei er eine Anekdote benutzte, die er durch Sack erfahren hatte. Anfangs März kam er bei seinen Eltern in Quedlinburg an, von wo er Gleim besuchte, der ihn vergebens

von Kopenhagen zurückzuhalten suchte. Dieser war unbesonnen genug, auch neue Hoffnungen auf Fanny in ihm zu erwecken, die keine Herzensneigung zum Sänger des Messias fühlte, was sie deutlich genug diesem zu erkennen gegeben hatte. „Meine ganze Liebe ist aus den versteckten Winkeln des Herzens, wohin sie entflohen war, in mein ganzes Herz zurückgekommen", schreibt Klopstock an diesen Freund. „Ich glaube nicht, daß Sie sich die Enge des Herzens recht eigentlich vorstellen können, wenn jede Stütze der Hoffnung, indem ich sie kaum setzen will, wieder einsinkt!" Die Geliebte gedachte er in Langensalza zu besuchen, aber die von dort erhaltenen Antworten lauteten natürlich nichts weniger als ermuthigend. So unterließ er denn den Besuch, und nahm schriftlich „traurigen" Abschied, wobei er die „liebe Cousine" bat, ihm doch einen Brief (ein „anakreontisches Täubchen")*) an Hagedorn in Hamburg zu senden. Fanny erwiederte erst einige Tage nach Klopstocks Abreise ihrem „lieben Herrn Vetter" in artiger, aber jede Liebeswärme verleugnender Weise. Sie theilte ihm mit, daß sie einer Freundin auf ihre Hochzeit eine Ode versprochen, und sie hoffe, er werde dieser auch ein Gedicht machen, wie er es vor zwei Jahren zur Hochzeit der Schwester derselben gethan hatte. „Lachen Sie mich ja nicht über mein Versprechen aus", so schließt sie ihren Brief: „ich bin zwar keine geborene Dichterin; mein Umgang mit Ihnen hat mich aber doch zu etwas dergleichen gemacht, und eben daher bin ich noch immer mit der größten Freundschaft Ihre ergebene Dienerin."

In Braunschweig traf Klopstock Ebert und Giseke, von denen

---

*) Beliebte Anspielung auf das „Liebliche Taube" beginnende anakreontische Lied (14), das er schon in dem Gedichte auf die Liebe des ältesten Bruders seiner Geliebten benutzt hatte.

letzterer ihm sagte, in Hamburg müsse er auch ein Mädchen kennen lernen, die eben ins vierundzwanzigste Jahr getretene Margaretha Moller. Giseke zeigte ihm Briefe von ihr, welche eine begeisterte Verehrerin des Messias verriethen, dessen Dichter sie persönlich zu kennen sich sehnte. Margaretha oder, wie man sie abgekürzt nannte, Meta Moller machte einen bedeutenden Eindruck auf sein Herz, und es kam zu empfindsamen Liebkosungen, wie sie in jener Zeit so sehr im Schwange waren. Daß der Dichter des Messias so süß aussah und sprach, und so bis zur Vollkommenheit schön war, riß seine körperlich leidende Verehrerin ganz hin. Klopstock selbst ward beim ersten Anblick so ergriffen, daß seine Hand zitterte. Bei dem Mittagessen am andern Tage, wo er neben ihr saß und mit ihr allein sprach, tändelte er, und kam dann auf die Liebe. „Er sagte, er haßte die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären", berichtet Meta an Giseke. „Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack; nämlich eine, die, wenns hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte; man könnte sich auch sonst wohl sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine eigene Meinung sprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. — Rahn brachte seine Gesundheit aus, die mich völlig verdießlich machte. A vos amours, Ms. Klopstock, qui à présent se divulguent par tout le monde. Ich glaube, die Sache an sich und das Divulgiren war mir beides unangenehm." Klopstock küßte sie einmal mit vielem Feuer vor der Gesellschaft. Er las ihr die Elegie die künftige Geliebte vor, wobei er ihre Hand faßte. „Das Herz schlug mir gewaltig", berichtet Meta, „unsre Herzen wurden immer heißer; ich fühlte sehr viel, und ich glaube, Klopstock auch." Kurz vor seiner Abreise erzählte er ihr seine ganze Geschichte. „Ich empfand so viel dabei", gesteht

langen. Und doch, konnte er wohl den geringsten Zweifel hegen, daß seine Nichte keine Herzensneigung für ihn fühle? Unterdessen hatte sich ein Briefwechsel mit Meta angesponnen. „Es ist ein süßes, süßes Mädchen", schreibt er am 24. Mai an Gleim, den er bittet, auch einen Briefwechsel mit ihr anzuknüpfen. „Ich habe nun schon vier Briefe von ihr; sie schreibt so natürlich wie Babet. Wenn man das Mädchen sieht und wenn man Briefe von ihr erhält, so sollte man eher Sulzer für unparteiisch halten als glauben, daß das Mädchen noch über das Französische, Italienische und Englische Lateinisch oder wohl gar Griechisch kann." Gleims Schweigen und seine endlich erfolgenden zurückhaltenden Aeußerungen benahmen ihm auch den allerletzten Zweifel an seinem Unglück. Mißmuthig versank er in sich, vertiefte sich in Youngs Nachtgedanken und in die Darstellung des Weltgerichts im Messias. Auch schrieb er ein paar schwermüthige Oden. Aus einer im alcäischen Maße, worin er seinen brennenden Schmerz über Fannys Härte ergoß, führt er zwei Strophen in einem Briefe an Gleim vom 18. September an. Demselben übersendet er Ende Oktober einen Weihetrunk an die todten Freunde im vierten asklepiadeischen Maße. Aber noch immer war das Band, welches ihn an Fanny fesselte, nicht ganz zerrissen, obgleich er schon in einer Antwort auf einen artigen, aber nichtssagenden Brief der Geliebten seine Unterwerfung unter die Vorsehung ausgesprochen hatte, die ihm das ersehnte Glück von Fannys Liebe nicht beschieden habe. Gleim sollte auch jetzt noch ihm von Fanny schreiben, ihm mittheilen, ob sie ein gefühlvolles Herz wie er selbst habe, was er zuweilen ganz bezweifeln müsse, da sie gegen ihn „so hart, so hart und in einem so immerwährenden Gleichgewichte" sich gezeigt. Oft träumt er jetzt von ihr, und muß in und nach dem Traume weinen. „Aber was sind das für Thrä-

nen von einer ganz besondern verstummenden Art! Gar keinen Ruin von Hoffnung mehr und doch Thränen. Ich bin überzeugt, Sie können sich davon keine Vorstellungen machen. Fanny ganz verloren; ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach, Gleim, es ist ein entsetzlicher Gedanke! Ich würde keinen Trost haben, wenn dieser heiße Gedanke bei mir die Oberhand behalten könnte." Der Freund soll mit Fanny einen Briefwechsel beginnen, und durch Mittheilungen aus ihren Briefen „ein bißchen Abendschimmer auf sein trauriges Leben streuen"; er könne jetzt nicht mehr klagen und weinen, da er gar keine Hoffnung mehr habe, die sich sonst unter seine Traurigkeit gemischt, doch träumt er jetzt öfterer und länger als je von ihr. Sein Herz, meint er, könne keine andere mehr lieben, das „große Glück der Liebe" sei ihm jetzt auf immer geschwunden, wie er auch daran merke, daß von den vielen „schönen, jungen, blonden" Mädchen, die er in Kopenhagen sehe, keines einen Eindruck auf ihn mache. Metas gedenkt er nicht. Aber auf sie geht es, wenn er am 14. September an Fanny schreibt: „Ich habe einmal eine andere Freundin, die Ihrer, liebste Schmidtin, so würdig ist, als es das Leben und der Tod der Clarissa einander sind, hierum gefragt; die hat mir geantwortet: „Klopstock, ich weiß nicht anders. Fragen Sie Fanny. Viel weniger als Liebe und Freundschaft macht es ihr, da Sie so viel und so lange gelitten haben, zur Pflicht, daß sie Ihnen antwortet. Antwortet sie Ihnen so, wie Sie gewiß glauben, daß sie antworten wird: nun Klopstock, so ... ach, wie soll ich es ausdrücken? so liebe ich Sie unter allen meinen Freunden am meisten, weil Sie unter allen der unglücklichste sind; haben Sie aber das Herz, noch einige Hoffnung zu wagen (ich biege mich hier ganz nach Ihrer Art zu denken), so bitten Sie Ihre Fanny: Lieben Sie mich doch auch, meine Fanny. Liebe bedeutet

nur den Besitz Ihres Herzens; denn da ich jede Art von Glückseligkeit meiner Fanny vorzüglich wünsche, so sind Sie mir in jeder Absicht so theuer, daß ichs der Vorsehung überlasse, ob sie machen will, daß ich freimüthig um noch mehr bitten darf." Sein Unglück noch zu steigern, antwortete Fanny auf keinen seiner Briefe, obgleich nur Freundschaft in ihnen stand; auch ihr Bruder und Gleim verstummten.

Gerade in dieser Zeit traurigster Verzweiflung ging ihm urplötzlich der Gedanke auf, daß Meta seine Liebe gewonnen, deren Geständniß diese im Dezember auf eine ihm freundlichste Hoffnung gewährende Art erwiderte. Klopstock richtete wohl damals an sie die Ode die todte Clarissa, worin er auf die innige Theilnahme hindeutet, die sie beide der Heldin des bekannten richardsonschen Romans weihten, deren Meta wohl in ihrem letzten Brief gedacht hatte.*) Diese Ode ist die erste, welche Klopstock im sapphischen Versmaße dichtete, mit dem er sich aber eine sehr bedeutende Veränderung gestattete. Während nämlich bei den Griechen und bei Horaz die drei ersten Verse ganz gleich sind (der Daktylus steht zwischen trochäischen Dipodien; die letzte Silbe des zweiten Trochäus ist bei Horaz stets lang), läßt Klopstock den Daktylus seine Stelle wechseln, so daß er im ersten Verse den ersten, im zweiten den zweiten Fuß bildet, erst im dritten der sapphische Vers der Alten eintritt. „Sappho hat eine Ode erfunden", äußert unser Dichter selbst später, „deren Harmonie, ob wir gleich nicht einmal zwei ganze Stücke von ihr

---

*) Meta selbst nannte er nach der Heldin des englischen Romans Clary, Klärchen. Schon am 20. Nov. 1750 hatte Klopstock den Roman zu Ende gelesen, und war durch Clarissas Tod mehr als durch alles gerührt worden. „Ich habe dabei vieles, sehr vieles gedacht", schrieb er damals an Fanny. „Wie gern läse ich einige Anmerkungen, die Sie hierüber machen würden."

haben, sie am besten getroffen hat. Die drei ersten Zeilen sind in dieser Strophe einander gleich, und wenn der gewöhnliche, an sich harmonische Abschnitt (nach der fünften Silbe) immer wiederholt wird, so verliert die Harmonie des Ganzen — ein kleines Versehen, das Horaz mehr begangen als vermieden hat. Es ist zwar dies desto leichter zu verzeihen, je verführender der Abschnitt an sich durch seinen Wohlklang ist und je weniger man ihm in den ersten zwo Strophen die Eintönigkeit ansieht, die er schon in der dritten und vierten verursacht." Die vermeintliche Eintönigkeit war es auch wohl, die Klopstock zu seiner Umgestaltung des sapphischen Maßes verführte, welche ihm einen ganz andern, unruhigen Charakter gibt. Bei dem Vorherrschen des trochäischen Elementes ist der daktylische Einschritt nichts weniger als passend' und auch das Wandern des Daktylus von einer Stelle zur andern gibt der Strophe etwas Unruhiges, das dem Charakter ihrer Zusammensetzung nicht entspricht. Klopstock hat diese seine sapphische Strophe noch zu 8 andern Oden benutzt; einmal, im Jahre 1766, hat er dem letzten Verse noch einen Trochäus vorgesetzt. Die sapphischen Oden fallen in die Jahre 1752, 1778, 1782—1784, 1796 und 1800.*) Gleichzeitig mit der glücklichen Wendung seiner Liebe zu Meta scheint die Umgestaltung seiner erst 1751 herausgegebenen Ode an Gott und das die Sehnsucht nach Vollendung seines Messias in schwungvoll andächtiger Begeisterung aussprechende alcäische Gedicht dem Erlöser zu fallen.

Der am 19. Dezember 1751 das ganze Land in tiefste Trauer versetzende Tod der dänischen Königin Luise bewegte auch

---

*) Herder setzte in seinen sapphischen Strophen den Daktylus immer in den zweiten Fuß der drei ersten Verse, und meinte sonderbar genug, Klopstocks Behandlung sei der Versart seiner Erfinderin vielleicht näher als Horaz.

Klopstock, der die ganze Liebenswürdigkeit der Heimgegangenen erfahren hatte, so mächtig, daß er sich zu ihrer Feier aufgeregt fühlte, wovon ihn auch der mögliche Vorwurf einer Hofdienerin nicht zurückhalten konnte; er ergriff aber diese Gelegenheit auch zum Troste und Preise des ihm so gewogenen als väterlich gesinnten Königs. Die in ganz eigenthümlichen vierzeiligen jambischen Strophen am 26. Januar 1752 gedichtete Ode erschien unter der einfachen Aufschrift an den König. Noch einmal hatte er sich am 28. Dezember an die ihm schweigende Fanny gewandt, und sich bei ihr beklagt, daß sie auch jetzt, wo er sie nicht mehr Fanny zu nennen wage, so kalt sei und ihm gar nicht schreibe, was sie bei keinem, der vom Herzen etwas wisse, zu verantworten vermöge. Freilich sei sein Herz schwach; wenn er es gegen ein starkes, gesetztes vertauschen könnte, wüßte er schon, mit wem er tauschen wollte. Am 19. Februar schreibt er an Gleim, er habe einen nicht unbeträchtlichen Theil am Weltgerichte vollendet, auch einige Oden gemacht; unter den letztern könnte auch die an Young im vierten asklepiadeischen Maße gewesen sein, welche seine hohe Verehrung des englischen Dichters ausspricht, dessen Nachtgedanken ihn den Tod mit Freuden begrüßen gelehrt, wenn er auch noch den Messias, die Aufgabe seines Lebens, vollenden möchte.

Im April beglückte ihn die Gewißheit, daß Meta ihm angehören wolle. Seine Freude über dieses so lang ersehnte Glück liebevoller Hingabe einer für ihn geschaffenen Seele scheint er sofort in dem im vierten asklepiadeischen Maße geschriebenen Gedichte der Verwandelte ergossen zu haben. Doch noch immer konnte er an sein Glück nicht recht glauben, da er sich in Fanny so bitter getäuscht hatte; es drängte ihn sich persönlich von seiner vollen Seligkeit zu überzeugen. Da der König von Dänemark

im Juni Holstein besuchte, so schloß Klopstock sich ihm an, um seine Geliebte in Hamburg zu sehn. Erst einige Tage nach seiner Ankunft schwand ihm der letzte Zweifel, daß sie unauflöslich ihm verbunden sei. In die Zeit dieses Besuches fällt das Lied an Cidli im zweiten asklepiadeischen Maße. Seine Verlobung zeigte er schon am 3. Juli Cramer an. „O wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird!" schreibt Meta am 8. an Gleim. „Das übertrifft alles, sogar Klopstocks Liebe selbst; doch nur ein bißchen; denn er liebt mich recht sehr." Mitte Juli reiste Klopstock über Braunschweig nach Quedlinburg, wo er bis zum September verweilte, und des lebhaftesten Verkehrs mit Gleim sich erfreute. Die Geliebte ward während seines zweiten Aufenthaltes in Hamburg von einer Krankheit befallen, von der sie bald genas, worauf sich das zarte alcäische Gedicht ihr Schlummer bezieht. Die Verbindung mit Klopstock wurde zunächst noch aufgeschoben, da Metas Mutter sich schwer entschließen konnte, die innigst geliebte Tochter in die Fremde zu entlassen, aber Klopstock schied Mitte Oktober mit der seligen Gewißheit, daß Meta bald die unzertrennliche Gefährtin seines Lebens sein werde. Auf seiner Rückreise sind die beiden sapphischen Strophen Furcht der Geliebten entstanden.

Die Ueberzeugung, sein Lebensglück in Meta gefunden zu haben, gab seiner Dichtung einen ganz neuen Schwung. In den Schluß dieses Jahres, in die erste Zeit nach der Rückkehr zur dänischen Königsstadt, dürften noch fünf bedeutende Oden fallen die Klopstock selbst diesem Jahre zuweist. Nur eine derselben bezieht sich auf seine Liebe, die an Sie überschriebene, welche das selige Gefühl darstellt, die Geliebte bald ganz die Seine nennen zu dürfen. Es ist dieses die erste Ode, worin Klopstock sich eines eigenen lyrischen Versmaßes bedient. Auf eigenthümliche Weise

verbindet er hier mit dem daktylisch choriambischen Element das jambische; er läßt nämlich in den beiden ersten Versen auf Basis und Choriambus eine katelektische jambische Tripodie (⏑–⏑–⏑) folgen, der dritte Vers ist der Pherekrateus, der auch im vierten asklepiadeischen Maße diese Stelle einnimmt, der vierte die daktylische Penthemimeris (–⏑⏑–⏑⏑–), worin die Daktylen immer rein sind, nicht, wie im archilochischen Maße, statt des Daktylus Spondeus oder Trochäus eintritt. Der Jambus, der sich wohl bei den Alten kaum so mit dem Choriambus verbunden zeigt, soll hier den ernst würdevoll einschreitenden Rhythmus etwas erleichtern, im dritten Verse das daktylische Element kräftiger hervortreten und im vierten sich steigern. Dasselbe Versmaß erscheint in der um dieselbe Zeit entstandenen ersten vaterländischen Ode Hermann und Thusnelda, wogegen von den drei andern gleichzeitigen Oden, Fragen, die beiden Musen und an Gleim, die beiden ersten, gleichfalls von glühendstem vaterländischen Ehrgefühle eingegeben, alcäisch, die andere im vierten asklepiadeischen Versmaße geschrieben ist. In der Ode an Gleim erklärt er den großen Preußenkönig des Preises der deutschen Muse unwerth, weil er an Frankreichs Sprache und Literatur abgefallen sei. Das schöne Lied das Rosenband in Strophen von drei jambischen Dimetern, von denen der mittlere eine überzählige Silbe hat, erhielt Meta zu Weihnachten.

Vor der Fortdichtung des Messias und den vielfachen vergeblichen Bemühungen, denselben auf Subscription zu seinem eigenen Vortheil erscheinen zu lassen, trat die Odenbegeisterung im folgenden Jahre (1753) zurück. Es gehören demselben nur drei Oden an, von denen die auf den Rheinwein, eine echt deutsche Nachbildung eines horazischen Gedichtes, alcäisch ist, die beiden andern in eigenthümlicher Strophenform gedichtet sind. In der

die liebevolle Vergegenwärtigung der Geliebten schildernden Gegenwart der Abwesenden sind die beiden letzten Verse ganz dieselben, wie in der oben bezeichneten klopstockischen Strophe; der erste ist alcäisch, der zweite hat einen Trochäus weniger, so daß die Strophe bis zum dritten Verse absteigt, um im vierten noch einmal kräftig aufzuschlagen. Der Preisgesang auf den Dänemark zum Heil geschenkten König ist in der im vorigen Jahre zuerst gebildeten Strophenform, nur hat der letzte Vers einen Daktylus mehr.

Am 10. Juni 1754 ward Meta dem Dichter vermählt, nachdem bereits am 26. Februar die Gefeierte seiner Fannylieder den Kaufmann Johann Lorenz Streiber in Eisenach geheirathet hatte, in dessen Hause Goethe dreißig Jahre später ein besonders von Fannys Töchtern gern gesehener Gast sein sollte. Das glückliche Paar eilte zu Klopstocks Eltern nach Quedlinburg, wo dieser am dritten Tage von einem erst hitzigen, dann kalten Fieber befallen ward, woran er bis in den September litt. Das Glück seiner Genesung sprach er mit Beziehung auf die Vollendung seines ihm so sehr am Herzen liegenden Messias in einer eigenen Ode aus, in welcher er sich zuerst eines ganz freien Silbenmaßes bediente. Die Abtheilung in Strophen von vier Versen, die aber gar nicht den Charakter eigentlicher Strophen haben, da das Versmaß in allen ein ganz verschiedenes, nicht einmal das Verhältniß der einzelnen Verse einer Strophe zu einander von derselben Art ist, gehört einer spätern Zeit an. Lessing und Herder empfahlen diese freien Silbenmaße für einzelne, besonders musikalische Dichtarten*); als aber Klopstock später selbst die vier-

*) Lessing in den Literaturbriefen in der Beurtheilung des nordischen Aufsehers, Herder in der ersten Sammlung der Fragmente II, 3. 4.

zeiligen Strophen auch hier einführte, wobei er, „wo er die Ründe der Strophen verletzt oder mangelhaft fand, veränderte", meinte Herder (1771): „Sollte dies Zusammenschieben und diese Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewisse Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fordert, über den es nicht hinaus höret? und sollte auch in diesem Kreise, in diesem Tanze nicht alles als das vollständigste Ganze behandelt werden müssen?" Klopstock hat später sich dieser freien Versmaße, besonders bei religiösen Oden, häufig bedient, so daß mehr als ein Sechstel aller seiner Oden, besonders in den Jahren 1758—1764 und 1771—1781, darin abgefaßt ist. Bei einzelnen wechselt auch die Verszahl der Strophen. Der Dichter scheint sich hier doch viel zu große Freiheit gestattet zu haben, da er die verschiedensten Füße in buntem Wechsel anwandte, wodurch nicht allein der Charakter der Verse verdunkelt, sondern auch die Lesung derselben äußerst schwankend wird, so daß er sich später genöthigt sah, freilich sehr unzureichend, bei einzelnen Silben die Länge oder Kürze zu bezeichnen. Goethe hat nach ihm die freie Versform nicht ohne Glück verwandt.

Seit der Ode die Genesung verstummt die Odendichtung mehrere Jahre lang. Der Messias, die Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, die er für seinen „zweiten Beruf" hielt, und der Tod Adams nahmen ihn ganz in Anspruch und in vollstem Genusse seines ehelichen Glückes fühlte er sich zu keinen Liebesliedern getrieben; seine ganze Stimmung war eine tief religiöse, worin er sich Gott immer mehr zu nähern, seine Seele in tiefsinnigem Anstaunen seiner unendlichen Vollkommenheit zu erheben suchte. Der Gedanke, nicht allein hier, sondern auch im jenseitigen Leben mit der Geliebten verbunden zu sein, hatte ihn mächtig ergriffen, und die hohe Aufgabe, welche er als Dichter

des Messias zu lösen hatte, gab seinem ganzen Wesen einen frommen Anhauch. So ist denn auch die erste Ode, zu welcher sich Klopstock wieder begeistert fühlte (sie fällt ins Jahr 1758), eine religiöse, das in freiem Versmaße geschriebene Gedicht dem Allgegenwärtigen. Der ihn mit namenlosem Schmerz erfüllende Verlust seiner Meta, die am 28. November 1758 an den Folgen ihrer ersten unglücklichen Entbindung verschied, mußte diese mystische Richtung entschieden nähren. So finden wir denn auch im Jahre 1759 vier schwungvolle religiöse Oden in freien Silbenmaßen, denen Klopstock am Schlusse des Jahres, die Dankode an Gott auf die Genesung des Königs folgen ließ. Jene religiösen Oden erschienen in seines Freundes Cramer nordischem Aufseher, für den er auch Aufsätze moralischen und ästhetischen Inhalts schrieb. Im folgenden Jahre veranlaßte die Jubelfeier der Souveränetät des dänischen Königs (am 16. Oktober) unsern Dichter zum Preise der volksfreundlichen Herrschaft Friedrichs V. in einer schwungvollen Ode, zu welcher er gleichfalls ein ganz freies Silbenmaß wählte.

Der Sommer 1762 führte Klopstock wieder nach Quedlinburg, von wo er manche Ausflüge in die Umgegend machte. Zu Blankenburg fühlte sich der achtunddreißigjährige Dichter von feuriger Liebe zu einem jungen, liebenswürdigen adeligen Mädchen ergriffen, das seine Neigung erwiderte. Luise Sidonie Wilhelmine Elisabeth Diedrich war am 22. Mai 1742 in der Domaine Haimburg, eine Stunde von Blankenburg, geboren worden. Im Jahre 1760 war ihr Vater, da der Sohn die Pachtung in Haimburg übernahm, nach Blankenburg gezogen, wo Klopstock sie kennen und lieben lernte, und sie beglückte ihn mit feuriger Gegenliebe. Auf ihren Zweifel, ob er sie wie Meta lieben werde, erwiederte er in einem aus der Sammlung der

Oden absichtlich weggelassenen Gedichte, welches in eigenen jambischen Strophen geschrieben ist. Auf einen katalektischen jambischen Trimeter folgt ein vollständiger Dimeter, dann eine katalektische Pentapodie und zum Schlusse eine Dipodie. „Ich bin nun schon wieder acht Tage hier", schreibt er von Blankenburg aus Mitte Dezember an Gleim, „und ich entdecke an dem sehr geliebten Mädchen neue Eigenschaften des Herzens, die mich sehr glücklich machen. Sie ist bisher noch immer ein wenig zurückhaltend gewesen, und daher kömmt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltung immer etwas Neues entdecke." Aber ihr Vater, den Geschäfte meist von Blankenburg fern hielten, war gegen die Verbindung. Der Domdechant von Spiegel reiste zweimal nach Haimburg, um sich für Klopstock um das Mädchen zu bewerben. Seine dänische Pension, ließ er dem Vater mittheilen, betrage 600 Thaler, den Louisd'or nur zu vier Thaler gerechnet; er könne diese verzehren, wo er wolle, auch seiner Frau leicht ein Wittwengehalt von 400 Thaler sichern, die sie gleichfalls überall verzehren könne. Aber dieser wollte von der Verbindung mit dem Dichter des Messias nichts wissen, und so löste sich das Verhältniß im Frühjahr 1763 zu Klopstocks bitterm Aerger. Schon im August war Klopstocks Done mit dem braunschweigischen Hauptmann G. Ph. Chr. von König verlobt, dem sie am 22. November angetraut wurde. Als sie zweiundzwanzig Jahre später in Gleims Hüttchen war, schrieb sie an die Wand seines Studienzimmers: „Aus dem Bösen kommt Gutes; so bringt mir das Gewirre des Lebens die Erneuerung in Gleims Freundschaftstempel." Klopstocks erwähntes Gedicht erschien in den königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen 1764 Stück 37 unter der Ueberschrift: „An Done, auf die Frage, ob er sie wie Meta liebte?" und mit der nicht ganz zutreffenden

Bemerkung: „Zum bessern Verständnisse dieses Kabinetstückchens des deutschen Homers muß man melden, daß es seiner Muse gefallen hat, seine Geliebte *Done* zu nennen und daß er dieser seiner geliebten Done zu genießen wenig Hoffnung hat, weil ihr Vater, ein wohlbehaltener Mann, gründlicher als alle Dichter denket und, ohne Rücksicht auf die Nachwelt, mit der gegenwärtigen vollkommen zufrieden, mehr auf den nervum rerum gerendarum als auf *Messiaden* sieht." Während eines Aufenthaltes in Magdeburg, sah Klopstock den vorbeifahrenden Friedrich den Großen, aber trotz Gleims begeistertem Preise blieb er dem siegreichem Preußenkönige, seinem angestammten Landesherrn, der der deutschen Muse fremd gegenüberstand, von seinem *Messias* nichts wissen und kein Christ werden wollte, grollend abgewandt. Fleißig arbeitete er in der Heimat weniger an seinem *Messias* als an seinen Trauerspielen *Salomo* und *David*, von denen das erstere 1764 erschien. Aber auch mit der Untersuchung über die lyrischen Versmaße, der Erfindung neuer, einer Sammlung seiner Oden und der Dichtung einiger neuen finden wir ihn beschäftigt. Am 6. Februar 1764 wirft Gleim ihm vor, daß er ihm seine Oden noch nicht geschickt, die er gern selbst abgeschrieben haben würde. Freilich scheint unter den Oden hier eine beabsichtigte Sammlung derselben verstanden zu werden, wie sich aus Gleims Aeußerung vom 27. Januar ergibt: „Ich las auch Ihre Gedanken vom griechischen Silbenmaße*) noch einmal. Wenn Sie vom jambischen Vers vor Ihrem *Salomo* und vom lyrischen vor Ihren

---

*) *Von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen* vom Jahre 1756, worin er einen bestimmten Begriff von dem Silbenmaße der Alten, besonders des Horaz, zu geben suchte, und einige Bemerkungen über die Kunst, Verse zu lesen, hinzufügte.

Oden nur eben so viel sagen, so werden Sie wenigstens den Kenner klug machen": aber zu dieser Sammlung wird er doch auch einige neue Oden gedichtet haben. Welche von den fünfzehn Oden des Jahres 1764 vor die Rückreise des Dichters nach Kopenhagen (im Juli) fallen, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel sehen wir, daß mit diesem Jahre seine lyrische Dichtung einen neuen Aufschwung nahm, und er nun einige Jahre lang fast nur in freien oder eigenen Strophen dichtete. Er hatte Gleim von seinen neuen Versmaßen unterhalten, der aber wenig Antheil daran bezeigte. Seine neuerfundenen Strophenmaße sandte er an Gärtner, darauf an Ebert, welchem er am 18. Juni schreibt: „Ich lasse bei dem jungen Breitkopf XXX lyrische Silbenmaße, d. h. die Zeichen des Silbenmaßes jedesmal mit einer Strophe, als Manuscript für Freunde drucken. Dieses Manuscript hatte ich eigentlich nur für Sie bestimmt; da aber Breitkopf so sehr zögerte, so schicke ich Ihnen dies." Ein braunschweigischer Musiker solle sich eine dieser Strophen zur Komposition auswählen, äußert er weiter, wenn er sich getraue, den Takt so oft zu verändern, daß man den Gang des Verses und der Musik höre. Ausdrücklich bemerkt er, daß er seine Verse nicht nach den angeführten griechischen gemacht habe, sondern alles sein Eigenthum sei. Diese kleine, ihm nicht gleichgültige Entdeckung (in Bezug auf den wechselnden Takt) habe er gemacht, als er einmal, recht müde vom Arbeiten, im Sophokles gelesen; den Pindar habe er nicht verglichen, weil er mit dessen Strophen in Bezug auf den lyrischen Klang nicht zufrieden sei. Auch an den Kapellmeister Hasse sandte er diese Silbenmaße, da er sie gern von ihm komponirt gesehen hätte, doch dieser entschuldigte sich mit seiner Kränklichkeit. Klopstock aber ärgerte sich, daß er ihn für Patriot genug gehalten habe, ihm jene anzubieten. Zwölf Tage nach seiner Rückkehr zur

dänischen Königsstadt, den 24. Juli, schreibt er an Gleim: „Hier will ich Ihnen eine Strophe hinschreiben, die in Hamburg sehr gut, dem Inhalte und dem Gange des Verses gemäß, komponirt worden ist, und die Sie, mich deucht, noch nicht kennen", worauf eine Strophe folgt, die wir als Beispiel eines selbsterfundenen Odenmaßes in der erst 1773 gedruckten Abhandlung *vom gleichen Verse* finden. Daß ihn die Ausarbeitung dieser Abhandlung in Kopenhagen angelegentlich beschäftigte, zeigt sein Brief an Ebert vom 13. November 1764. Drei Maße, die er in genannter Abhandlung aufstellt, brauchte er auch zu Oden dieses Jahres, doch wählte er keine Strophen dieser Gedichte als Beispiel, nur eine der in der Abhandlung gegebenen stimmt mehrfach mit dem Anfang der Ode *die Gestirne.*

Gehen wir auf jene Abhandlung, die ihn noch mehrere Jahre beschäftigte, etwas näher ein, so unterscheidet Klopstock die Silbenmaße des *ähnlichen Verses*, die ihren Hauptton aus *einer* Klasse der Töne nehmen, von denen des *gleichen Verses*, welche dies nur selten thun und in diesem Falle mehr Füße der angeführten Art verbinden; von den letztern, den eigentlichen Strophenmaßen, will er gerade in dieser Abhandlung sprechen. Die Strophen sind verschieden nach der Art des Wechsels von Langsamkeit und Schnelle. „Wenn die Langsamkeit oder die Schnelligkeit zunimmt, so *steigt* die Strophe, und *sinkt*, wenn eine von beiden abnimmt. Wenn diese oder jene bald abnimmt und bald zunimmt, so *wechselt* die Strophe *ab*. Bleiben sich die eine oder die andere von ungefähr gleich, so *schwebt* sie, und *geht* endlich von der Langsamkeit zur Schnelligkeit oder von dieser zu jener *über*. Vielleicht gibt es noch mehr Arten Strophen, allein ich zweifle, daß hier Mehrheit und Schönheit werde vereinigt werden können." Von den steigenden Strophen hebt er als eine

gute Art diejenigen hervor, welche in den beiden ersten Versen zu schweben scheinen, im dritten etwas, aber noch merklicher im vierten zunehmen. Gute Arten der Abwechslung scheinen ihm, wenn sich der zweite Vers leise, der dritte merklicher senkt und der vierte nicht zu stark steigt, oder wenn der zweite und dritte Vers ebenso steigen, der vierte auf gleiche Weise sinkt. Die schwebende Strophe von größerm Umfange ist eines vollen Ausdrucks von einfachen Gegenständen besonders fähig. Von den schnellen steigenden Strophen gibt Klopstock fünf Beispiele, von den schnellen abwechselnden acht, von den langsamen steigenden und langsamen sinkenden je eines, von den langsamen abwechselnden fünf, von den langsamen schwebenden eines, von den übergehenden fünfzehn, doch hat er in seinen Oden nur drei von allen hier bezeichneten Strophen angewandt. In fast sämmtlichen, selbsterfundenen Maßen verwendet Klopstock größere Versfüße, wie sie in den gangbaren horazischen gar nicht vorkommen, wie Päonen, Jonici, den Fuß —⏑⏑⏑— u. a. In einer als jonische Versart von ihm bezeichneten Strophe kann an der zweiten und dritten Stelle statt des Jonicus der Anapäst oder auch, seltener, der Baccheus (⏑——), an der vierten nur der Bacchens neben dem Jonicus, an der ersten nicht der Jonicus, sondern Anapäst oder Bacchens, der letztere ganz allein im Schlußfuße stehn; denn darin, daß die einander vertretenden Versfüße nicht gleichzeitig, sondern nur ähnlich zu sein brauchen, sieht er eine wünschenswerthe Mannigfaltigkeit, ganz im Widerspruche mit den Alten, von denen er auch in der Verbindung ganz verschiedener Füße zu einem Verse abweicht. Betrachten wir die wirklich von ihm gebrauchten selbsterfundenen Strophenmaßen, so ist am einfachsten ein trochäisch daktylisches, worin der zweite und vierte Vers einen Vorschlag haben. Ein andermal beginnt er eine Strophe mit dem dort

schließenden Verse (◡–́◡◡–́◡◡–), läßt im zweiten Verse den Daktylus von einem Trochäus und Kretikus einschließen, den dritten mit Anapäst und Kretikus anheben, woran sich –◡–◡– schließt, während der Schluß den Aufschlag des ersten Verses wegläßt und einen Choriambus hinzufügt. Nicht selten finden wir einen oder zwei Anapästen vor einer daktylischen Reihe, Choriamben mit dem von Klopstock besonders geliebten dritten Päon oder Didymäus (◡◡–◡) verbunden; auch der erste und vierte Päon und der Jonicus spielen eine Rolle. Klopstock setzte sich hierbei keine strengen Regeln vor, wie es die Alten thaten, von deren chorischen und freiern lyrischen Versmaßen man damals freilich nur eine sehr verworrene Ansicht hatte; der bunte, eine lebendige Bewegung bezeichnende Wechsel erfreute ihn, und besondere Lust hatte er an den längern, vor allen an den in den horazischen Maßen wenig oder gar nicht gebrauchten Füßen. Selten sind die Maße so einfach, daß nur zwei Füße abwechseln, wie in einer Ode der dritte Päon und der Anapäst.

Die treffende Zusammenstimmung der Füße zusammen, den eigentlichen metrischen Einklang, hat Klopstock gar nicht berücksichtigt, ja er scheint ihm kaum in die Gedanken gekommen zu sein; er kennt nur den Wohlklang der Wörter, den Klang, insofern er durch Stärke oder Sanftes zum Inhalte passe; dieser, meint er, sei freilich für die Verskunst nicht gleichgültig, aber von weit schwächerm Ausdruck als die Bewegung des Verses und der Tonverhalt. „Dasjenige, worauf zuletzt alles bei jedem Silbenmaße ankömmt, ist, daß es von dem, was durch die Bewegung der Wörter ausdrückbar ist, genung ausdrücken könne“, bemerkt er in der hier besonders in Betracht kommenden Abhandlung vom deutschen Hexameter, die im Jahre 1779 erschien. Der Charakter des Verses liegt nach ihm in der Langsamkeit oder

Schnelligkeit der Bewegung, welche durch die Art der Folge von Längen und Kürzen bezeichnet wird, und er kann vornehmlich Sinnliches, doch auch gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft bezeichnen. „Der Zeitausdruck erreicht den höchsten Grad der Langsamkeit, wenn viele lange, und der Schnelligkeit, wenn viele kurze Silben aufeinander folgen. Man sollte nicht mehr als sechs von jenen und viere von diesen folgen lassen. Die Griechen gingen oft ziemlich viel weiter; aber sie hatten, wie es mir vorkömmt, unrecht.“ Er übersah hier, daß die Griechen von einem ganz andern Gesichtspunkt ausgingen, daß ihre Verse ein lebendiges, von der Hebung und Senkung getragenes Ganzes waren, wo auch die Auflösung einer Länge in zwei Kürzen gestattet war, daß sie aber ein so lebhaftes metrisches Gefühl hatten, um auch aus neun Kürzen nach den Dochmius ⏑ ´ ´ ⏑ ´ herauszuhören. Das allerbedeutendste Gewicht legt Klopstock auf die Wortfüße im Gegensatze zu den Versfüßen oder, wie er sie nennt, den künstlichen Füßen. Die Wortfüße bestehen nicht immer aus einzelnen Wörtern, sondern oft aus so vielen, als nach dem Inhalt zusammengehören und daher wie ein Wort ausgesprochen werden müssen; nur ein vielsilbiges Wort kann nicht zu einem vorhergehenden bedeutsamen gezogen werden. So sind durch Striche die vier Wortfüße bezeichnet in dem Verse: „Schrecklich erscholl | der geflügelte | Donnergesang | in der Heerschaar.“ In diesen Wortfüßen ist nun der Tonverhalt, das Verhältniß der Längen und Kürzen untereinander, des Steigens und Sinkens, von der allerhöchsten Wichtigkeit; dieser und der Zeitausdruck sind nach Klopstock die Hauptsache in der Verskunst; beide wirken zusammen, doch nur wenn keiner von ihnen merklich stärker als der andere ist. Der Tonverhalt bezeichnet gewisse Beschaffenheiten der Empfindung und der Leidenschaft, und was etwa durch ihn vom

Sinnlichen kann ausgedrückt werden. Die Versfüße hört der Zuhörer nicht, sondern nur die Wortfüße, und fällt hiernach allein sein Urtheil über den Vers; auch die Gleichzeitigkeit der einzelnen Strophen beachtet er nicht, ihn beschäftigt nur das Vergnügen an der Wiederkehr der Strophe, wenn sie ihm das erstemal gefallen. Daß gerade das Nichtzusammenfallen der Vers- und Wortfüße dem Verse einen besonders angenehmen Fluß gebe, wird von Klopstock völlig übersehen, wie er denn der Cäsur gar nicht gedenkt. Nicht bloß innerhalb der einzelnen Wortfüße, sondern auch in den einzelnen Abschnitten und Versen und in den Perioden kommt der Tonverhalt in Betracht. „Die Abschnitte, Verse oder Perioden können den Tonverhalt ähnlich erhalten oder ihn den Graden nach vermehren und vermindern oder auch sein Uebereinstimmendes und Abstechendes abwechseln lassen.“ Die besonders sanften, starken, muntern, heftigen, ernstvollen, feierlichen und unruhigen Wortfüße hat Klopstock in der genannten Abhandlung angeführt und ohne Zweifel ist diese Beobachtung bei der Erfindung seiner Versmaße von besonderm Einfluß gewesen. „Die jetzt lebenden Deutschen“, bemerkt er, und er denkt dabei besonders an sich selbst, „haben Silbenmaße eingeführt, die theils nach der Alten ihren mit einigen, mich deucht, guten Veränderungen gemacht und theils (dies ist die größere Anzahl) neu, aber im Geschmack der Alten sind.“ Er glaubte jetzt zu einer reinern Ansicht über die metrische Komposition der Alten gekommen und durch die Natur unserer die Länge nach der begrifflichen Bedeutsamkeit bestimmenden Sprache zu einer wirkungsvollern Benutzung derselben befähigt zu sein.

Von den 15 Oden des Jahres 1764 ist nur eine in der schwungvollen alcäischen Strophe, drei sind in freien Maßen, alle übrigen in selbsterfundenen Strophen gedichtet, und von letztern

haben nur zwei dieselbe Strophenform, so daß jene 11 Oden 10 verschiedene Silbenmaße aufzeigen. Dem Inhalte nach haben wir unter ihnen 6 religiöse Oden, von welchen die Hälfte in freien Versen gedichtet ist; zum Theil knüpfen sie an die Betrachtung des Sternhimmels an. Eben so viele Gedichte beziehen sich auf die Dichtkunst; in einer wird die heilige Dichtung gepriesen, in einer andern der Einfluß der griechischen und biblischen Dichtung auf die deutsche geschildert; der Begeisterung für eine echtdeutsche, aus dem unerschöpften Brunnen unserer herrlichen Sprache und Volksthümlichkeit fließenden Dichtung sind die übrigen gewidmet. Sie verrathen ein tiefes Versenken in unsere ältere Literatur, aber noch keine Bekanntschaft mit der nordischen Sage; denn die Erwähnung Walhallas in der Ode Thuiskon wird erst durch eine spätere Bearbeitung hineingekommen sein. Dem Andenken an die verstorbenen Freunde sind die frühen Gräber gewidmet; in dem Gedicht der Jüngling spricht Klopstock nach einer Stelle Ossians die Vergänglichkeit der Jugendblüthe aus; eine dritte Ode feiert die von unserm Dichter so hochgehaltene Kunst des Eislaufs.

Aus dem folgenden Jahre haben wir dagegen nur zwei Oden, einen Schlachtgesang, der wohl ursprünglich zu der ihm schon damals im Sinne liegenden Hermannsschlacht bestimmt war, und ein Gedicht der Vorhof und der Tempel, welches das unnennbare Gefühl schildert, welches der Anblick des vollen Sternhimmels in uns erregt; das letztere ist in freien Maßen.

Reicher war wieder das folgende Jahr (1766), welches besonders dadurch merkwürdig ist, daß Klopstock, nicht ohne Einwirkung von seines vertrauten Freundes Gerstenberg Gedicht eines Skalden, das gerade damals erschien, sich bestimmen ließ, die nordische Mythologie in seine Oden einzuführen, ein Versuch, der in der Weise, wie er von Klopstock gemacht wurde,

mißlingen mußte; denn was können und was konnten besonders damals die nordischen Göttergestalten und Göttersagen ohne alle lebendige Anschauung wirken? Sie waren nur Schattenwesen einer todten Gelehrsamkeit, und mußten erst in die allgemeine Vorstellung wieder eingeführt werden, ehe sie in vereinzelten Bildern und Anspielungen die Einbildungskraft anzuregen vermochten. Bei Gerstenberg, der einen aus dem Todesschlaf erwachenden Skalden den Untergang der Götter und der Welt besingen läßt, tritt die nordische Mythologie ganz berechtigt hervor, und so durfte auch Klopstock einzelne Mythen in anschaulicher lyrischer Darstellung uns vorführen oder, wenn er uns in die Zustände des nordischen Alterthums versetzt, die damaligen Vorstellungen über Gott und Welt hervortreten lassen; dagegen war es völlig verfehlt, ohne weiteres die altnordischen Götter und Helden an die Stelle der einmal hergebrachten, durch Dicht- und Kunstwerke aller Art bei uns heimisch gewordenen griechischen und römischen zu setzen. In treffender Kürze hat Goethe im zwölften Buche von Wahrheit und Dichtung das Mißliche eines solchen Unternehmens bezeichnet, von welchem Klopstock selbst später zurückkam, so daß nach dem Jahre 1770 nur sehr unbedeutende einzelne Erwähnungen nordischer Götter sich finden. Klopstock wurde zu diesem Schritte durch die hohe Begeisterung für die Würde und Hoheit deutschen Wesens verleitet, die ihn damals ergriffen hatte. Mit den Griechen glaubte er jetzt den Kampf wagen zu dürfen, welche der Germane an tiefer Innigkeit mächtigen Gefühls übertreffe; schon hatte er einen andern, freiern Flug in der metrischen Komposition gewagt, und damit sein Sang ganz echt deutsch sei, glaubte er auch die griechischen Götter und Helden verabschieden zu müssen. Freilich war es ein ganz richtiger Gedanke, sich des falschen Pompes, den man mit griechischer Mythologie getrieben,

zu entschlagen, wie dies ja auch Goethe später that, wenn er auch nicht als starrer Purist auftrat, sondern an bezeichnenden Stellen die Gestalten der griechischen Götter als gangbare, klar umrissene Bilder eintreten ließ. Klopstock aber steifte sich darauf, die nordische, mit der deutschen urverwandte, aber nicht ganz gleiche Sage unter uns einzuführen, und überflutete deshalb seine Gedichte damit, so daß wir statt des wenigstens leicht verständlichen unerquicklichen Prunkens mit griechisch-römischer Mythologie jetzt eine Zeit lang die nebelhaftere, unbekanntere nordische Götter- und Heldensage unbefugt herangezogen und Klopstocks Oden mit symbolischen Bezeichnungen überladen sehen.*)

Die Blüthezeit von Klopstocks Begeisterung für das Urdeutsche bilden die Jahre 1766 und 1767, in welchen er nicht allein viele derartige Oden dichtete, sondern auch ältere für seine beabsichtigte Sammlung (er gedenkt dieser schon im Briefe an Denis vom 6. Januar 1767) mit Uebertragung der altnordischen Mythologie umarbeitete, und auf seine sogenannten Bardiete kam, die Hermannsschlacht schrieb und Hermann und die Fürsten begann. „Meine Oden, die Sie sonst so lieb zu haben pflegten", meldet Klopstock am Ende des Jahres 1767 an Gleim, „werden auch bald, entweder gedruckt oder im Manuscript, zu Ihnen kommen. Wo Mythologie vorkommt, da ist es die celtische, oder die Mythologie unserer Vorfahren. Die lange Ode an meine

*) Noch im Jahre 1795, als diese durch Klopstock verbreitete Manier längst geschwunden war, schrieb Herder zu Gunsten der nordischen Mythologie für Schillers Horen den Aufsatz „Iduna oder der Apfel der Verjüngung" über den man Schillers Aeußerung im Briefe an Herder vom 4. November vergleiche. Schiller verwies auf Klopstock und einige andere, die den Gebrauch jener nordischen Mythen mit sehr wenig Gewinn für die Dichtkunst versucht hätten. 1803 sprach Herder in der Adrastea „über den Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst".

Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heißt Wingolf (ist der Tempel der Freundschaft. Sie haben doch Mallets Auszug aus der Edda*) gelesen?). Die jüngern Schwestern (ich glaube, es sind ihrer über zwölf) machen hiermit einen tiefen Knicks vor Gleim, und bitten sich von ihm ein hübsches, frisches, hellgrünes Eichenblatt aus; denn Lorbeern mögen diese deutschen, dummen Dinger nicht.“ Von den 18 Oden dieser beiden Jahre bezieht sich die Hälfte auf die Dichtkunst, und insbesondere auf den Werth der deutschen Dichtung und Sprache (eine feiert den Kirchengesang), eine auf die Deklamation; zwei sind Eisoden, welche der Dichter mit großem Geschick in die Urzeit verlegt; eine preist Hermann, den Befreier Deutschlands, oder läßt vielmehr den eben Erschlagenen von den Barden preisen; eine ist ein Schlachtlied vaterländischer Begeisterung. Von den übrigen drei Gedichten gedenkt eines der heimgegangenen Freunde, ein anderes trauert über den Tod des heißgeliebten dänischen Königs, das dritte ist ein religiöser Hymnus. Nur vier dieser Oden sind in freien Maßen gedichtet, sieben in neuerfundenen, aber schon früher von Klopstock angewandten Strophen; ganz neue Versmaße zeigen nur drei, da eine Ode, welche sich vom klopstockisch-sapphischen Maße nur dadurch unterscheidet, daß im vierten Verse dem Daktylus noch ein Trochäus vorhergeht, kaum in Betracht kommt. Die Elegie auf den Tod des Königs ist in Distichen, zwei andere Gedichte in dreizeiligen jambischen Strophen abgefaßt.

Im Sommer 1767 während eines Aufenthaltes in Holstein hatte sich eine briefliche Verbindung zwischen Klopstock und einer

*) Edda ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord par P. H. Mallet, zu Kopenhagen 1756 erschienen.

jungen Flensburgerin, Anna Cäcilia Ambrosius, der Tochter eines dortigen reichen Kaufmanns, gebildet. Die junge, auch dichterisch angeregte Dame, die Ossian übersetzte und selbst Oden schrieb, hatte sich vertraulich an ihn gewandt, besonders wegen eines sie bekümmernden Liebesverhältnisses. Klopstock fand sich durch den ernsten und zugleich liebevollen Ton ihrer Briefe so angezogen, daß er ihr bald seine herzliche Zuneigung nicht verhehlen konnte, nicht ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, die seine Neigung zu ihr vor sich sehe. In tändelnder Weise fragt er sie bald geradezu, ob sie ihn liebe und ihn immer lieben wolle. Hierbei wird noch eines andern Mädchens gedacht, das er nach Meta geliebt, sich nachher verheiratet habe und in ihren letzten Wochen gestorben sei, was sich auf eine falsche von Done erhaltene Nachricht beziehen wird. Sie bezeigte ihm ihre innigste Liebe, wodurch er so hingerissen wurde, daß er es wagte, sie, wie seine Meta, launig „süßes dummes Ding" anzureden. Am 20. Februar 1768 schreibt er ihr, wenn sie sich ein wenig an seine Stelle setzen könnte, müßte sie auch etwas davon wissen, „was das für ein beklommener Zustand wäre, wenn man ein Mädchen wirklich so sehr liebt, als ich Sie liebe, und doch, durch seinen Gesundheitszustand veranlaßt, so zweifelhaft ist, was man zu thun und nicht zu thun hat. Wenn Sie unsere Situation nicht in diesem Gesichtspunkt ansehen, so erinnern Sie sich meiner vorigen Briefe gar nicht, und sind dicht dabei, mir sehr Unrecht zu thun." Die Geliebte sah ungern, daß ihr Verhältniß sich nicht weiter entwickelte; sie fürchtete Klopstocks Wankelmuth, der sich scheue, der Sache weitere Folge zu geben und sich mit ihr zu verbinden. Die Versuche persönlicher Zusammenkunft zerschlugen sich, und als sie endlich nach Klopstocks Rückkehr in die deutsche Heimat im Oktober 1770 sich in Flensburg sahen, scheint eben die persönliche Bekanntschaft die Lösung des Verhält-

nisses herbeigeführt zu haben. Ob die schwankenden äußern Umstände Klopstocks mit dazu beigetragen, wissen wir nicht. Schon im folgenden Jahre heiratete Cäcilia den bekannten Entomologen J. Chr. Fabricius, der 1775 Professor in Kiel ward. Eine dichterische Frucht scheint dies Liebesverhältniß nicht getrieben zu haben; denn die Ode Edone fällt erst in das folgende Jahr.

Die Jahre 1768—1770 waren nicht reich an lyrischer Dichtung; die Herausgabe des dritten Bandes des Messias, der geistlichen Lieder, die ihn schon lange beschäftigt hatten, und der Hermannsschlacht nebst manchen prosaischen Aufsätzen beschäftigten den Dichter, der auch ernstlich bedacht war, mit der Sammlung der Oden endlich hervorzutreten, die nur noch, wie er im Mai 1769 an Ebert schrieb, auf den Guß schon gemachter Lettern wartete. Seine Liebe zum Vaterland sprach 1768 die in freiem Silbenmaße gedichtete Ode mein Vaterland aus; dem Jahre 1770 gehören das Vaterlandslied eines deutschen Mädchens zum Singen für eine junge Verwandte und eine freie Nachahmung der zweiten horazischen Epode an; für letztere hatte er eine eigene Versart erfunden, die er von dem darin herrschenden dritten Päon die päonische nannte. Im Herbste desselben Jahres zog Klopstock mit dem in Ungnade gefallenen Grafen Bernstorff nach Hamburg, wo er endlich im folgenden Jahre die erste, Bernstorff gewidmete Sammlung seiner Oden, in drei Büchern (Gott, Liebe, Vaterland), im ganzen 72 Oden und 3 Elegien, erscheinen ließ; die schon früher bekannten Gedichte waren hier alle, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks als des Versmaßes, bedeutend verändert. Schon vorher waren zwei Sammlungen von Klopstocks großentheils nur handschriftlich bekannten lyrischen Gedichten erschienen, da die Freunde der klopstockischen Muse die vom Dichter selbst vorbereitete nicht abwarten konnten.

Die treffliche Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt ließ im Frühjahr 1771 eine solche in nur 34 Exemplaren für ihre Freunde abdrucken; sie enthielt bloß 45 Gedichte in den ältern Lesarten, zum Theil fehlerhaft; auch hatten sich einige unechte eingeschlichen. In der von dem Dichter Schubart gleichzeitig herausgegebenen Sammlung Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke finden sich 41 Gedichte, von denen aber mehrere irrig Klopstock beigelegt werden. Mit glühendster Begeisterung ward Klopstocks Sammlung von allen, die Sinn für deutsche Sprache und Dichtung hatten, aufgenommen. Herder begrüßte sie mit wahrem Jubel in Nicolais allgemeiner deutscher Bibliothek (Werke zur Literatur und Kunst 20, 305 ff.). Gegen seine Freunde äußerte er, am höchsten stelle er die Liebesgedichte. „Vaterland, sieht man, ist dem armen Mann nach dem Tod seiner Cidli erst in den Sinn gekommen, und dann endlich der liebe Gott ist ihm lieblicher Schauer, Nachschauer der Messiade, und das erste Buch ist in diesem Betrachte mir das letzte. Ueberall aber freilich eine liebliche Blume, seine Seele, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes oder der Hain der Barden anwehn oder, noch lieblicher, vor und an der Brust des Mädchens blühen." Die vaterländischen Oden erschienen hier zum erstenmal, konnten aber in ihrer etwas fremdartigen Fassung nur wenigen ganz zugänglich sein. Den grimmigsten Unmuth sprach der Maler Heinrich Füßli in einem Briefe an Lavater über diese Verdüsterung seiner Dichtung, dieses wunderliche „Wegdestilliren" seines Talentes, aus. Außer den beiden Musen und Hermann und Thusnelda solle der Teufel diese Vaterlandspoesie holen; diese Barden-räthsel seien nicht Sprache, sondern „Sand voll Gebeine und Scheiter am Gestade". Auch die Cidlioden hielt er für Künstelei und wollte vom größten Theil der erhabenen Andachtsoden nichts

wissen. Freilich war seine unerbittliche Schärfe am wenigsten geeignet, die warme Begeisterung, welche den Dichter meist durchglüht, anzuerkennen, er sah nur den Mangel sinnlicher Frische, stieß am Harten und Gezwungenen, hatte kein Ohr für die musikalische Fülle und den mächtigen Schwung der Sprache.

Die nächsten sieben Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe waren für Klopstocks lyrische Dichtung wenig ergiebig; sie brachten nur sehr wenige, meist in freien Versmaßen gedichtete Oden, in denen sich des Dichters Liebe zum Vaterland und zur Freiheit ausprägt; daß Friedrich von Preußen die deutsche Dichtung verachte, beklagt er sehr bitter, und seine auf den Kaiser Joseph gerichtete Hoffnung hat längst zu wanken begonnen. Wie frei er von Fürstenschmeichelei sei, zeigt die freie Wendung, womit er das Lob des Markgrafen Friedrich von Baden andeutet, dem er sich für freundlichste Aufnahme und ein gnädig verliehenes Jahrgehalt dankbar verpflichtet fühlte. Ein Nachklang an seine Liebe ist das in zwei achtversigen jambischen Strophen gedichtete Lied an Lyda. In diese Jahre fallen die Vollendung des Messias, für die er dem Erlöser in einer eigenen Ode dankt, die deutsche Gelehrtenrepublik und umfassende Studien über deutsche Sprache, Verskunst und Dichtung. Persönlich wichtig waren diese Jahre für Klopstock durch den Anschluß des göttinger Dichterbundes, der sich nach seiner Bezeichnung der Hain nannte. Auch mit Bürger und dem noch ganz jungen Goethe kam er in nähere Verbindung.

Reicher war Klopstocks Odendichtung wieder im Jahre 1778, das sieben Oden lieferte, von denen vier in freien Maßen, zwei in der alcäischen, eine in der klopstockisch-sapphischen Strophe; seit sieben Jahren hatte er keine neue Strophenform mehr versucht. Diese Oden verdanken meist gelegentlichen Veranlassungen ihren

Ursprung; das Gefühl für Gott, Vaterland, Freundschaft und Dichtung hat sie eingegeben. Von den drei Oden der Jahre 1779 und 1780 ist eine gegen Friedrich den Großen gerichtet, in einer andern feiert er die eben hingeschiedene Maria Theresia als herrliches Musterbild, und weiht sie, im Gegensatz zum Preußenkönig, der Unsterblichkeit. Zwei dieser Gedichte sind in freiem Maße, eines alcäisch.

Mit dem Jahre 1781, in welchem er für den Sommer einen Garten bei Hamburg bezog, floß der Strom seiner Odendichtung wieder mächtiger; selbstbewußter fühlte er sich jetzt als je, da er nicht allein in der Vollendung des Messias seinen höchsten Beruf erfüllt, sondern auch als Odendichter Sprache, Verskunst und Dichtung mächtig bereichert, durch seine geistlichen Lieder erbaulich gewirkt, mit seiner Hermannsschlacht die Begeisterung für die deutsche Urzeit wachgerufen, auch durch theoretische Arbeiten über deutsche Sprache, Verskunst, Rechtschreibung wie durch Förderung deutscher Dichtung und Wissenschaft seine Einsicht und Vaterlandsliebe bethätigt hatte. Wir sehen den Dichter jetzt auf der Warte der Zeit stehn. Von den 21 Oden der Jahre 1781 und 1782 treffen drei Friedrich den Großen als Eroberer und Verächter der deutschen Litteratur, deren Unkenntniß er besonders durch seine höchst beschränkte Schrift de la littérature Allemande verrathen hatte; eine feiert den Kaiser Joseph II. wegen der freisinnigen Gesetze, wodurch er den Anfang seiner Regierung bezeichnet hatte, aber leider sollte auch dieser später seinen Unwillen erregen; in einer andern Ode spricht er seine freilich bald getäuschte Freude aus über die in dem ausgebrochenen Seekriege beobachtete Menschlichkeit. Nur die zwei letzten Oden wurden in dem Jahre 1781 und 1782 veröffentlicht. Den Vorzug der Werke des Dichters vor den Thaten der Fürsten und der Beamten erhebt er in zwei

Gedichten. Einmal verkündet er das beseligende Gefühl, daß er in seinem Messias sich ein unvergängliches Denkmal gegründet, ein andermal dankt er den Dichtern, welche mit ihm zur Verdrängung des Reimes und zur Begründung einer echtdeutschen Verskunst so glücklich zusammengewirkt. Begeistert preist er die Vorzüge unserer so kräftigen und bezeichnenden Sprache, und er deutet in einer besondern Ode auf die natürlichere deutsche Wortstellung im Gegensatz zu der leichtfertig die Worte zerstreuenden griechischen. Die harmonische Vollendung des Kunstwerkes bildet den Gegenstand einer Ode, in einer andern hebt er hervor, wie Natur und Kunst sich beim Dichter vereinigen müssen, und in einer dritten erklärt er sich gegen die Satzungen der nüchternen, vom Genius verlassenen Aesthetiker. Auch läßt er es an einer Strafode gegen die deutsche Krankheit der Ausländerei nicht fehlen. Die Freude über sein weniges, mühevoll erworbenes Wissen spricht er anmuthig aus und er erhebt die zufriedene, vertrauensvolle Ruhe des Weisen. Den Sonnenaufgang stellt er als Symbol der Auferstehung des Menschen dar, und er ergeht sich in einer lieblichen Dichtung vom Ringe des Saturn. Zwei Oden beziehen sich auf das von Leopold Stolberg ihm geschenkte, ihn so sehr erfreuende Reitpferd; in der zweiten kann er seinen Unwillen über die Liebe der Könige zum grausam verheerenden Kriege nicht unterdrücken. Von den 21 Oden der bezeichneten beiden Jahre sind neun in horazischen Versmaßen (5 im alcäischen, 2 im zweiten asklepiadeischen, je eine im archilochischen und sapphischen), 7 in früher gebrauchten, 2 in neuen klopstockischen Strophen, nur 3 in freien Maßen gedichtet.

Weniger ergiebig waren die beiden folgenden Jahre 1783 und 1784, die zusammen 7 Oden lieferten, unter denen drei klopstockisch-sapphische, eine im zweiten asklepiadeischen, eine in

einer schon früher verwandten, zwei in neuen Strophen. Die meisten dieser Oden beziehen sich auf deutsche Sprache und Dichtung; eine feiert Luthers deutsche Bibel, eine andere die hohe Vortrefflichkeit, zu welcher sich die deutsche Dichtkunst emporschwingt. Den Vorzug des Gehörs vor dem Gesicht und die Gewalt der Musik bezeichnen ein paar andere Oden; in einer dritten spricht der Dichter das Glück des Frohsinns aus, womit er, der Sechzigjährige, noch des Lebens genießt. Schon am Ende des Jahres 1785 hatte er den Gedanken einer neuen Ausgabe seiner Ode gefaßt. Hierdurch fühlte er sich veranlaßt, sich an seine einstige Fanny zu wenden; seinen Brief theilte er Elise von der Recke mit, welche ihn durch Vermittlung Bodes in Weimar an seine Adresse gelangen ließ. „Ich veranstalte jetzt eine neue Sammlung“, schrieb er ihr am 5. Dezember. „Die Oden an Fanny (so sollen sie in der Sammlung heißen) wurden für Sie, für mich und Ihren Bruder vielleicht noch für ein paar Freunde gemacht, aber ganz und gar nicht in der Absicht, daß sie öffentlich erscheinen sollten. Das sind sie gleichwohl, und zwar in sehr schlechten Abschriften. Ueber das fehlte ihnen die letzte Hand. Ohne diese (die Veränderungen wurden mir wegen des erinnernden Inhalts immer von neuem schwer) sind sie nun endlich nichts mehr. Ich muß davon nothwendig in einem Vorberichte etwas sagen, aber nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gemacht wurden.*) Ich habe hierzu Gründe, die mir sehr wichtig sind. Ich kenne Fanny nicht genung, wenigstens nicht mit Gewißheit. Ich getraue mich daher nicht mit genauer Richtigkeit von ihr zu urtheilen. Allein kein Zweifel wird mir, glaube ich, mehr

---

*) Schon die erste Ausgabe hatte zwei Fanny ausdrücklich nennende Oden gebracht, an Fanny und Bardale.

übrig sein, wenn Sie mir offen sagen wollen, wie Sie damals, da ich Sie so sehr liebte, gegen mich gesinnt waren. Sie würden mich mißverstehn, wenn Sie dafür hielten, daß der Inhalt Ihrer Erklärung in meinen Vorbericht übergehn sollte. Das ist die Meinung ganz und gar nicht. Der Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheile von Ihrer Denkungsart und Empfindungsart zeigen. Auf diese kommt es mir alleine an. Ich werde den Punkt, ob ich allein geliebt habe oder nicht, unberührt lassen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grade die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte. Sollten Sie diesen Brief unbeantwortet lassen oder in einer Antwort über die Hauptsache weggleiten, so wird mir auch dieses Aufschluß sein und zur Festsetzung meines Urtheils beitragen. Sein Sie glücklich." Die freundliche und verbindliche, aber verständig zurückhaltende Antwort der Frau Streiber auf Klopstocks sonderbaren, höchst unzarten Brief verletzte ihn. „Die Zuneigung eines Mannes, dessen Verdienste so allgemein anerkannt waren", schrieb sie, „hat mir immer in meinen Augen einen Werth gegeben, und ob ich Ihnen gleich anitzo von meinen ehemaligen Empfindungen nicht ganz genau Rechenschaft mehr ablegen kann, so können Sie doch sicher annehmen, daß ich bei der so edlen Liebe eines der besten Menschen nicht gleichgültig geblieben, und wenn es in meiner Gewalt gestanden, ihn glücklich zu machen, ich es gewiß gethan haben würde. — Sie werden der Welt ein sehr angenehmes Geschenk machen, wenn Sie durch eine neue und verbesserte Ausgabe Ihren Oden ihre ursprüngliche Schönheit wiedergeben. Ich wünschte nur sehr, daß Sie in Ihrer Vorrede davon nichts von Fanny sagten; denn, da sie gekannt ist, würde jedes Lob, jeder Tadel die Augen der Welt so sehr auf sich ziehen. Doch vielleicht bin ich zu furchtsam, und ich glaube, daß ich mich

einer schon früher verwandten, zwei in neuen Strophen. Die meisten dieser Oden beziehen sich auf deutsche Sprache und Dichtung; eine feiert Luthers deutsche Bibel, eine andere die hohe Vortrefflichkeit, zu welcher sich die deutsche Dichtkunst emporschwingt. Den Vorzug des Gehörs vor dem Gesicht und die Gewalt der Musik bezeichnen ein paar andere Oden; in einer dritten spricht der Dichter das Glück des Frohsinns aus, womit er, der Sechzigjährige, noch des Lebens genießt. Schon am Ende des Jahres 1785 hatte er den Gedanken einer neuen Ausgabe seiner Ode gefaßt. Hierdurch fühlte er sich veranlaßt, sich an seine einstige Fanny zu wenden; seinen Brief theilte er Elise von der Recke mit, welche ihn durch Vermittlung Bodes in Weimar an seine Adresse gelangen ließ. „Ich veranstalte jetzt eine neue Sammlung", schrieb er ihr am 5. Dezember. „Die Oden an Fanny (so sollen sie in der Sammlung heißen) wurden für Sie, für mich und Ihren Bruder vielleicht noch für ein paar Freunde gemacht, aber ganz und gar nicht in der Absicht, daß sie öffentlich erscheinen sollten. Das sind sie gleichwohl, und zwar in sehr schlechten Abschriften. Ueber das fehlte ihnen die letzte Hand. Ohne diese (die Veränderungen wurden mir wegen des erinnernden Inhalts immer von neuem schwer) sind sie nun endlich nichts mehr. Ich muß davon nothwendig in einem Vorberichte etwas sagen, aber nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gemacht wurden.*) Ich habe hierzu Gründe, die mir sehr wichtig sind. Ich kenne Fanny nicht genung, wenigstens nicht mit Gewißheit. Ich getraue mich daher nicht mit genauer Richtigkeit von ihr zu urtheilen. Allein kein Zweifel wird mir, glaube ich, mehr

---

*) Schon die erste Ausgabe hatte zwei Fanny ausdrücklich nennende Oden gebracht, an Fanny und Bardale.

übrig sein, wenn Sie mir offen sagen wollen, wie Sie damals, da ich Sie so sehr liebte, gegen mich gesinnt waren. Sie würden mich mißverstehn, wenn Sie dafür hielten, daß der Inhalt Ihrer Erklärung in meinen Vorbericht übergehn sollte. Das ist die Meinung ganz und gar nicht. Der Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheile von Ihrer Denkungsart und Empfindungsart zeigen. Auf diese kommt es mir alleine an. Ich werde den Punkt, ob ich allein geliebt habe oder nicht, unberührt lassen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grade die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte. Sollten Sie diesen Brief unbeantwortet lassen oder in einer Antwort über die Hauptsache weggleiten, so wird mir auch dieses Aufschluß sein und zur Festsetzung meines Urtheils beitragen. Sein Sie glücklich.“ Die freundliche und verbindliche, aber verständig zurückhaltende Antwort der Frau Streiber auf Klopstocks sonderbaren, höchst unzarten Brief verletzte ihn. „Die Zuneigung eines Mannes, dessen Verdienste so allgemein anerkannt waren“, schrieb sie, „hat mir immer in meinen Augen einen Werth gegeben, und ob ich Ihnen gleich anitzo von meinen ehemaligen Empfindungen nicht ganz genau Rechenschaft mehr ablegen kann, so können Sie doch sicher annehmen, daß ich bei der so edlen Liebe eines der besten Menschen nicht gleichgültig geblieben, und wenn es in meiner Gewalt gestanden, ihn glücklich zu machen, ich es gewiß gethan haben würde. — Sie werden der Welt ein sehr angenehmes Geschenk machen, wenn Sie durch eine neue und verbesserte Ausgabe Ihren Oden ihre ursprüngliche Schönheit wiedergeben. Ich wünschte nur sehr, daß Sie in Ihrer Vorrede davon nichts von Fanny sagten; denn, da sie gekannt ist, würde jedes Lob, jeder Tadel die Augen der Welt so sehr auf sich ziehen. Doch vielleicht bin ich zu furchtsam, und ich glaube, daß ich mich

Ode Klage als Sängerin Windeme feierte.*) Aus diesem Jahre haben wir keine Ode, doch gab er auch damals seine Hoffnung auf den Anbruch einer neuen Zeit keineswegs auf. Als die verbündeten deutschen Heere gegen Frankreich ziehen sollten, ergoß Klopstock seinen Unwillen über einen solchen Zug gegen das Volk, welches jedem Eroberungskrieg entsagt hatte, im April 1792 in einer im verkürzten alkmanischen Maße geschriebenen Ode, die er am 2. Juli an den Oberbefehlshaber, den Herzog von Braunschweig, sandte. In demselben Versmaß feierte er den König von Dänemark, der allen Bestrebungen, ihn der Freiheit ungetreu zu machen, widerstanden und jetzt auch die Abschaffung des Sklavenhandels beschlossen habe. Eine dritte Ode des Jahres 1792 in alcäischem Maße wendet sich gegen die Jakobiner, welche die gemäßigte Partei tyrannisirten und jede Freiheit der Berathung unterdrückten. Die schlimmsten Befürchtungen sollte das folgende Jahr auf das schrecklichste erfüllen. Klopstock, der den Ereignissen mit fieberhafter Spannung folgte, sah sich genöthigt, aller Hoffnung auf die verheißene Freiheit zu entsagen, seine Täuschung zu gestehn und in bitterster Wuth den Franzosen zu fluchen, welche die Welt mit wildestem Krieg und unersättlicher Eroberung bedrohten. Im Jahre 1793 dichtete er 10 politische Oden, welche seinem aufgeregten, für Recht und Freiheit begeisterten Gefühle den lebhaftesten Ausdruck gaben. Vier dieser Oden sind in Distichen, eine in der alcäischen Strophe, eine im verkürzten alkmanischen Maße, eine in einer neuen Strophenform, zwei in freiem Maße geschrieben. In einer Ode endlich findet sich eine

*) Der Prediger Alberti rieth ihm damals mit seiner Nichte von Winthem nur sehr wenig umzugehn, aber seinem Herzen war es ganz zuwider, sie „bei ihren nicht wenig veränderten Glücksumständen ohne seinen Rath und ohne seine Aufmunterung zu lassen“.

ganz besondere, der Abwechslung des darzustellenden Gefühls Rechnung tragende Freiheit, welche sich der Dichter später noch in 13 Oden bedient hat; auf den Hexameter folgt nämlich ein daktylischer Vers von verschiedener Länge, vom einzelnen Choriambus an bis zur Hephthemimeris; wir bezeichnen diese Versart als freie archilochische. Einer ähnlichen Freiheit hat sich kein griechischer Dichter bedient.

Von den 7 Oden des Jahres 1794 sind vier ganz politischen Inhalts (unter ihnen die Mahnung an die Deutschen, die französische Grenze nicht zu überschreiten, und der Ausbruch sittlicher Freude über Robespierres Sturz), aber auch in den übrigen fehlt es nicht an Hinweisung auf die Schreckenszeit, mit Ausnahme der schönen kleinen Frühlingsode, einer Erinnerung an das Frühlingsleben seiner Jugend. Zwei der politischen Oden sind im freien archilochischen Maße, die beiden andern in eigenthümlichen daktylischen Strophen geschrieben; in der einen folgt auf drei Hexameter der aus dem zweiten asklepiadeischen Maße bekannte Vers –⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–; das Maß der andern Ode unterscheidet sich nur dadurch, daß an der Stelle des dritten Hexameters der erste Vers des archilochischen Maßes steht (–⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑).
Solche Strophen aus mehrern Hexametern sind der griechischen Lyrik fremd, und sie dürften kaum zu billigen sein, da der wiederholte Hexameter zu schwer in's Gewicht fällt, als daß er sich einen kleinern Schlußvers gefallen ließe. Von den übrigen drei Gedichten ist eines in archilochischem Maße, zwei in einer schon 1789 gebrauchten Strophenform.

Auch im folgenden Jahre (1795) konnte sich Klopstock der politischen Oden nicht ganz enthalten. Einmal erhebt sich sein Unwille gegen die erobernden Franzosen, ein andermal ergießt er wieder seinen unauslöschlichen Schmerz über die arge Täuschung

der in Frankreich tagenden Freiheit; der Prozeß gegen Carrière, das Ungeheuer zu Nantes, veranlaßt ihn zu zwei andern Oden. Von inniger Freude fühlt er sich gehoben, daß auch die Greuel der Schreckenszeit ihn nicht zum Menschenfeinde gemacht, er sich noch den Glauben und die Ruhe der Seele gerettet. So fühlt er sich denn auch gemuthet, mancherlei Gefühle und Gedanken in dichterischem Gewande darzustellen, wozu freilich nicht alle besonders geeignet waren, doch bewährt sich auch bei solchen die Gestaltungskraft des siebzigjährigen Dichters, der damals durch seines treuen Ebert Tod so tief bewegt wurde. Der Herbst reißt ihn zu sehnsüchtiger Erinnerung an die heimgegangenen Freunde hin; dagegen gedenkt er in einer andern Ode mit behaglicher Freude seines Versuches, die alten Sprachen in deutschen Nachbildungen zu erreichen oder zu übertreffen, womit er sich über die trüben politischen Zeiten hinweggehoben hatte. Den jungen Dichtern schärft er unverwandte Sorgfalt ein, um zur Kunst der Darstellung zu gelangen. Daß ihm dem Greisen der Konstanziawein besser munde als der deutsche Johannisberger, kann er nicht verhehlen, und der Gedanke, daß einer seiner Athemzüge unzähligen Infusorien den Tod bereite, regt ihn elegisch an. Weshalb man die Bezeichnung der Empfindung des Schönen vom Geschmackssinne hergenommen, wird launig in einem Gespräch zwischen dem Gesicht, dem Gehör, dem Geruch und dem Geschmack behandelt. Eine äußere Veranlassung gab ihm die Phantasie von der Bestattung der Knospe der Moosrose ein. Von diesen 12 Oden des Jahres 1795 sind 5 im freien archilochischen Maße geschrieben, 2 in den daktylischen Strophen des vorigen Jahres, eine im zweiten asklepiadeischen Maße, je eine in freien Versen und in einer neuen, mit einer früher gebrauchten sehr verwandten Strophe. Ein freies alkmanisches Maß (statt des zweiten Verses steht mehrfach

der Pentameter) finden wir einmal; in dem Gespräche zwischen den vier Sinnen wendet der Dichter nacheinander die alcäische, eine eigene, vielgebrauchte, die reine sapphische und die vierte asklepiadeische Strophe an.

Immer entschiedener entzog sich Klopstock den politischen Betrachtungen. Von den 15 Oden des Jahres 1796 beziehen sich nur zwei auf die öffentlichen Zustände. In einer klagt er, daß die Hoffnung, der Eroberungskrieg werde auf immer schwinden, ihn getäuscht, in der andern spricht er die Nothwendigkeit aus, von dem schrecklichen Kriegstreiben den Blick abzuwenden; beidemal bedient er sich sehr ansprechender Einkleidungen. Das Gefühl der Freude, welche ihm die Jugenderinnerungen gewähren, begeistert ihn zu einer eigenen Ode, und in zwei andern stellt er zwei dieser Erinnerungen lebhaft dar, den ersten zärtlichen Eindruck, den ein Mädchen auf den dreizehnjährigen Knaben geübt, und zwei Szenen aus den mit Gleim verlebten Tagen. Auch hören wir ihn verkünden, daß die Ausübung der Dichtkunst wie früher, so auch jetzt seine Wonne sei. Seinen Messias läßt er über die verunglückte französische Uebersetzung sich beklagen. Der Vorzug der Kunstdichtung vor der Naturdichtung und der selbständigen Dichter vor den bloßen Nachahmern wird in zwei Oden behandelt. Den Eindruck des seelenhaften Gesanges seiner Gattin schildert er anderwärts; auch hören wir ihn die Musik feiern, die unmöglich auf die Erde beschränkt sei, auch im Himmel wohnen müsse. Die hohe Bildsamkeit unserer Sprache erhebt er, wogegen er in einer andern Ode mit Unwillen von den Mißbildungen spricht, welche diese sich unter den Händen der gepriesenen neuen Dichter gefallen lassen müsse. Gegen die kritische Philosophie erklärt er sich mit Bitterkeit. Einmal phantasirt er über das Leben nach dem Tode, der ihn keineswegs in Furcht setzt. Von diesen 15 Oden sind 5

im freien archilochischen, 2 im zweiten asklepiadeischen, je eine im alcäischen, im freien alkmanischen (der zweite Vers hat zuweilen eine Silbe weniger), im klopstockisch-sapphischen Maße und in Distichen. Einmal finden wir eine schon 1784 gebrauchte neue Strophenform, ein andermal wieder daktylische Strophen, nach je zwei Hexametern die Verse –⏖–⏖–⏖–⏖–⏑⏑–⏑ und –⏖–⏖–⏑⏑–. Eigenthümlich ist in zwei andern Oden die Verbindung eines Hexameters mit zwei oder drei Daktylen und Kretikus.

Weniger reich und glücklich floß der Strom lyrischer Dichtung im folgenden Jahre, das nur acht Oden lieferte, unter denen zwei politische, eine an die rheinischen Republikaner gerichtete Mahnung und ein Aufruf an die Franzosen, jetzt endlich das Versprechen zu halten, daß sie keine Eroberungen machen wollten. In einer andern Ode gedenkt er des Genusses, den ihm das jetzt durch das Alter verwehrte Schlittschuhlaufen gewährt habe, wie auch seiner glücklichen Errettung bei einem Durchbruch des Eises. Seiner vorangegangenen Meta sehnt er sich entgegen. Zwei Oden behandeln das Wesen der Freude und des Frohsinns; eine fordert die Aetzkunst zu selbständigen Darstellungen auf, eine andere deutet auf den Vorzug der deutschen Sprache vor der englischen in Nachbildung der Alten. Die Oden sind theils in Distichen, theils im jambischen, theils im alcäischen, theils im verkürzten alkmanischen, theils im freien archilochischen Maße, theils in neuen Strophen gedichtet. Auf drei Hexameter folgt einmal der Vers –⏖–⏖–⏖–⏑⏑–⏑⏑–, ein andermal auf zwei Hexameter zuerst ein vollständiger, dann ein verkürzter alkmanischer Vers; eigenthümlicher Art ist eine abnehmende daktylisch choriambische Strophe, wo im ersten Vers die Reihe –⏑⏑–⏑⏑⏑– sich wiederholt, im zweiten, sonst gleichen der Daktylus vor dem zweiten Choriambus ausfällt,

der dritte aus zwei Daktylen und einem Choriambus, der vierte aus einem bloßen Choriambus besteht.

In demselben Jahre arbeitete Klopstock manche bis dahin unterdrückte Oden um, wobei er aber mit weniger Sorgfalt als früher verfuhr, ging die seit 1770 entstandenen sorgfältig durch und unterzog auch die gedruckte Sammlung einer neuen Durchsicht, um die vom Buchhändler Göschen verlangte vollständige Ausgabe der Oden, welche den Anfang einer Sammlung seiner Werke bilden sollte, in möglichster Vollendung zu liefern. Diese erschien in zwei verschiedenen Ausgaben im Frühjahr 1798 (Gleim erhielt den ersten Band schon im März, den zweiten am letzten April), aber nicht ohne mancherlei Druckfehler mit häufiger unrichtiger Bezeichnung des Metrums und andern Mißständen. Die Zahl der Oden beträgt 196; sie sind nach der Zeitfolge geordnet, wobei aber mehrfache Irrthümer untergelaufen sind. Die Oden unsere Sprache an uns (vom November 1796) und an die rheinischen Republikaner (vom September 1797) sind absichtlich weggelassen. In den Oden der frühern Sammlung, die manche kleine Aenderungen erfahren haben, ist zuweilen die ursprüngliche Lesart zurückgeführt. Neu erschienen hier von den Jugendoden mit manchen Veränderungen Salem, Petrarca und Laura, der Abschied, die Stunden der Weihe, alle auf Laura bezüglich und wohl schon 1785 neu bearbeitet (vgl. oben S. 64), die Braut und das bloß durch Versehen früher ausgefallene Rosenband. Herder begrüßte die Sammlung in einer öffentlichen Anzeige „mit geistvollem und begeistertem" Willkomm, auf welchen Klopstock stolz war. „Kaum hat unsere Sprache", äußerte er, „ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönet wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der ver-

schiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag auf's unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte, so sei in Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock." Alle diese Gedichte seien lyrisch, also Gesang, weshalb man, auch wenn man sie sich selbst lese, die Stimme erheben und sie vorlesen müsse. „So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut an bis zur vollesten Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung." Ein melodisches Vorlesen werde jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohre, ohne Kommentar, durch bloße Biegung der Stimme, das Verständniß eröffnen. Schiller hatte schon 1796 in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung Klopstock einen musikalischen Dichter genannt, nicht allein in Bezug auf dasjenige, was in der Dichtkunst wirklich und dem Stoffe nach musikalisch sei, sondern überhaupt in Bezug auf alle Wirkungen, welche sie hervorbringe, ohne die Einbildungskraft durch einen bestimmten Gegenstand zu beherrschen; alles, was nur außerhalb der Gränzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität im Felde der Idealität zu erreichen sei, habe dieser musikalische Dichter geleistet. Wenden wir uns zu Herder zurück, der damals gegen Goethe und Schiller arg verstimmt war, so hebt dieser weiter hervor, daß Klopstock immer den dem Gegenstand entsprechenden Ton auf das vortrefflichste inne zu halten wisse. Einzelne Oden seien die Sprache der Wahrheit und Empfindung, wie sie ein Kind ausspreche; in den lehrenden sei sein Ton lehrend, in den vertraulichen vertraulich, in den strafenden scharf, in den zermalmenden zermalmend. „Eben die Verschiedenheit solcher

Umrisse und Schattirungen macht jede Ode zu dem, was sie ist, und das Buch zu einem Museum; denn das Feinste in jeder Sache ist Verhältniß, Maß des Umrisses in jeder Bewegung." Endlich spricht Herder von den Gesinnungen, deren sich Klopstock in keinem seiner Werke zu schämen brauche. „Seine jugendlichen Gesänge hauchten eine jugendlich paradiesische Liebe; mit dem Händedruck der männlichen Freundschaft schlossen sich andere dem Leser an's Herz; andere belebte Religion und eine heitere, richtige Weisheit. Die hier zuerst erscheinenden Stücke aus dem reifern Alter des Dichters verleugnen ihre jüngern Schwestern nicht; der süße Most ist guter alter Wein worden, im goldenen Becher deutscher Treue, mit griechischen Rosen umlaubt." Aber neben Schillers und Goethes Dichtungen hatten diese spätern Versuche Klopstocks einen um so schlimmern Stand, als die Deutschen sich von den politischen Begebenheiten möglichst abzuwenden suchten, und die wenigsten Trieb und Lust fühlten, den tief innerlichen, ein gleichgestimmtes Gemüth und ein feines Ohr fordernden Oden des Dichters des Messias sich voll hinzugeben. Und noch heute ist dieser reiche Schatz unserer Dichtung für die meisten wie versunken, so daß man von Klopstock meist nur die dunkelste, kümmerlichste und einseitigste Vorstellung hat.

Im Jahre 1798 und im Januar des folgenden dichtete Klopstock fünf Oden, von welchen zwei in Jacobis überflüssigem Taschenbuch gedruckt wurden, die andern erst nach des Dichters Tod erschienen. Im März 1798 sprach er es als öffentliche Meinung aus, daß die Machthaber der Franzosen nur alles zu ketten und zu unterjochen sännen. Vier Monate später verkündete er, wie er seine Gedanken von dem Greuel und der Verwilderung der Welt abwende, ohne die Hoffnung einer baldigen bessern Zukunft aufzugeben. Diese Oden sind in daktylischen Strophen geschrieben

deren beide ersten Verse Hexameter; in der einen besteht der dritte aus drei Daktylen und Kretikus oder Molossus, der vierte aus der Penthemimeris, in der andern der eine aus drei Daktylen mit Choriambus, der andere aus zwei Choriamben mit zwischentretendem Daktylus. Im September entwickelte er den Gedanken, der Dichter müsse die ihm erscheinende Idee zur klarsten Anschauung bringen, wobei er sich der schon im vorigen Jahre angewandten abnehmenden daktylisch-choriambischen Strophe bediente. Dem Januar 1799 gehören zwei Oden an, von welchen die eine den raubsüchtigen Franzosen, welche den Namen der Freiheit so schmählich mißbrauchen, Verachtung der ganzen Nachwelt, vorhersagt, die andere die Frage aufwirft, warum Gott dieses schreckliche Treiben zulasse, eine Frage, über die er bald im Jenseits aufgeklärt zu werden hofft. Beide Oden sind alcäisch; die zweite, die in Jacobis Taschenbuch erschien, ist in metrischer Hinsicht viel durchgearbeiteter als die nicht zum Abdruck bestimmte erste.

Zu einer größern Odenzahl (es sind ihrer 13) fühlte sich Klopstock im Jahre 1800 aufgelegt. Das immer weitere Vorrücken der siegreichen Franzosen drängte ihn zu mehrern scharfen Oden, von denen er aber keine veröffentlichte, wie denn von allen 13 Oden dieses Jahres nur eine in Jacobis Taschenbuch erschien. Im Juli spricht er seinen Abscheu vor der französischen Raubgier aus, die nur England nichts anzuhaben vermöge, und er führt in einer andern Ode aus, wie Frankreich bei allen glänzenden Siegen über die andern Völker sich ewige Schande durch deren Unterjochung bereite. Den Untergang der verheißenen hehren Freiheit betrauert er im August, und in denselben Monat scheint die Ode zu fallen, worin er mit tiefer Erbitterung verkündet, daß die tapfern Schweizer sich unvergänglichen Ruhm erworben, wogegen ihre Besieger, die Franzosen, ewige Schande treffe. Die Deutschen

mahnt er im September, auf ihrer Hut zu sein, wie es die Britten gewesen, wogegen er in einer andern Ode, als ob alles verloren sei, sie auffordert, in ihrer schrecklichen Noth sich an der Erforschung der ewigen Wahrheit und an den Künsten zu erheben. Einmal nimmt er sich vor, endlich der traurigen Gedanken an den verheerenden Unterjochungskrieg sich zu entschlagen; als ihn dann in der Einsamkeit wieder die schreckliche Erinnerung daran befallen will, sucht er sie zu verscheuchen. Eine Ode handelt vom wahren Ruhme; die Stimmen des Lobes müsse man nicht zählen, sondern wägen. Einmal fordert er die deutschen Dichter auf, nach dem höchsten Kranze der Darstellung zu streben, da sie in Bezug auf den Gehalt den Alten überlegen seien; ein andermal feiert er die Verbindung der Dichtkunst mit der Musik, und dieses ist die einzige Ode, die er veröffentlichte. Auch fehlt es nicht an einer Phantasie und einer Jugenderinnerung; er ergeht sich in dem Gedanken, daß jedes der Gestirne eine Seele habe, und mit tiefster Rührung gedenkt er des Segens seiner Großmutter. Was das Versmaß dieser Oden betrifft, so ist fast die Hälfte (6) in der alcäischen, eine in der klopstockisch-sapphischen Strophe, eine in freien Versen geschrieben; eine zeigt ein früher mehrfach gebrauchtes Strophenmaß, während vier andere in daktylischen Strophen gedichtet sind, die von früher angewandten nur wenig abweichen.

Auch das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte noch vier Oden. Eine derselben stellt den Vorzug der Dichtkunst vor den bildenden Künsten dar; in einer andern gibt ihm der Anblick zweier Johanniswürmchen den Wunsch ein, auch er möge einst, wie diese, leuchten; in der dritten spricht er seine auf Alexander I. von Rußland gesetzte begeisterte Hoffnung aus; die vierte und letzte dieses Jahres ist ein Hymnus an Gott, dessen Kenntniß seine Seligkeit sei. Mit Ausnahme der letztern, in freien Versen

geschriebenen Ode sind alle alcäisch. Nur der Preis Alexanders ward damals veröffentlicht. So hatte denn Klopstock zuletzt im jugendlichen Czar einen Lichtblick seiner politischen Hoffnung gefunden. Seine allerletzte Ode, vom Februar 1802, eine schöne Vision des jenseitigen Lebens, ist in einer schon vor zwei Jahren angewendeten daktylischen Strophe geschrieben. Am 6. Mai befiel ihn ein bis zum Juli anhaltendes Fieber, von dessen Folgen er sich nie ganz erholen konnte, doch fehlte es nicht an frohen Tagen. Einen solchen genoß er am 6. Februar 1803 im Kreise der Seinigen und weniger Freunde; er schien damals um zwanzig Jahre verjüngt; aber Mitte Februar stellte sich eine immer steigende Erschöpfung der Kräfte ein; am 17. sank er auf das Schmerzenslager, auf welchem er am 14. März, ergeben in des Allerheiligsten Willen, im Hinblick auf Christus, der viel mehr gelitten, sanft verschied. Den Sänger der Religion, der Liebe, der Freundschaft, des Vaterlandes und der Freiheit geleitete ein unabsehbarer Trauerzug, an welchem die in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger deutscher und fremder Staaten sich freiwillig betheiligten, nach dem Dorfe Ottensen, wo er unter Metas Linde neben dieser und seiner achtzehn Jahre später ihm folgenden zweiten Gattin dem so oft ersehnten Tage der Auferstehung entgegenruht.

Klopstocks lyrische Bedeutung liegt in der ureigenen Wärme seiner Empfindungen, in dem lebendigen Gefühle für Sprache und Rhythmus, in dem Würdevollen und Feierlichen seines ganzen Wesens, und in dem unverrückten Streben die ihm vorschwebende Idee zur lebendigsten Verkörperung in einer so musikalischen wie kraftvoll bezeichnenden Sprache zu bringen. Er war von der Kunst begeistert und hat an die höchste dichterische Ausbildung seine volle Kraft gesetzt. Nie war vor ihm die Dichtung mit

solcher feierlichen, fast priesterlichen Würde aufgetreten, die in seinem ganzen Wesen sich auch äußerlich zeigte. Der Schwung seiner glühenden, freilich durch den Gedanken erst durchgehenden Empfindung übt auf jedes empfängliche Gemüth einen mächtigen Eindruck, doch hat das Streben nach Erhabenheit und bedeutender Wirkung nicht selten den Ausdruck überspannt, so daß das Erhabene in das Platte umschlägt (ein Fehler, den er zum Theil mit Pindar und Horaz gemein haben möchte) und die dichterische Einkleidung zuweilen zu einer Hülle wird, aus welcher man nur mit Mühe den eigentlichen Gedankengehalt herausfindet. Büßt er hierdurch auch an unmittelbarer dichterischer Wirkung in vielen Fällen bedeutend ein, so bleibt es doch immer eine höchst lohnende Aufgabe, den Gang des Dichters zu verfolgen, der sich ganz in seinen Gedanken vertieft und ihm ein entsprechendes Gewand zu verleihen sinnig bestrebt ist, worin er doch viel häufiger, als man gewöhnlich anzuerkennen bereit ist, Vortreffliches geleistet hat. Nur beurtheile man die schwungbafte Ode nicht nach dem Maßstabe des Liedes oder der rührenden Elegie, sondern erkenne bei Klopstock nicht weniger als bei Pindar an, daß man seinem Schwunge zu folgen befähigt und geneigt sein müsse, daß seine Oden nicht bloß mit dem Auge gelesen, sondern vorgetragen sein wollen, wodurch manches zu vollkommener Klarheit und bezeichnendem Wohllaut oder treffender Tonkraft sich erhebt, was sonst unverständlich, hart und starr scheint. Daß es aber auch so an Herbem und Gezwungenem nicht fehle, wird man selbst bei der höchsten Anerkennung des Dichters nicht leugnen können. Außerordentlich hat unsere Sprache durch Klopstocks Einführung mancher Freiheiten an frischer Kraft und reicher Beweglichkeit gewonnen, wovon die nachfolgenden begabten Dichter, besonders Goethe, den besten Vortheil zu ziehen wußten, und gerade in dieser treffenden Kraft der

Goethe sich einen von Klopstock bitter vergoltenen Ausfall erlaubt. Klopstock hat nicht allein in der Geschichte der Entwicklung der deutschen Dichtung und Bildung einen auf ewig gesicherten Ehrenplatz, sondern auch heute noch wirkt er durch so viele gehaltvolle, mächtig hinreißende Dichtungen auf jedes unverdorbene Gemüth erhebend und kräftigend, und auch die minder gelungenen bieten eingehender Betrachtung den anziehendsten Stoff; nur darf man sich einige Mühe bei dem Einfahren in diesen reichen Schacht nicht verdrießen lassen. Möge es mir gelungen sein, nach den schätzbaren Vorarbeiten besonders von Delbrück, Vetterlein und Gruber, einen dem Bedürfnisse und dem heutigen Standpunkte der Erklärung entsprechenden Beitrag zur Aufklärung seiner Oden zu liefern! Unverständiges Absprechen solcher, die weder von der Schwierigkeit der Aufgabe noch von dem zu erreichenden Zwecke und den dazu aufzuwendenden Mitteln eine klare Anschauung besitzen, denen jede Ahnung von strenger Methodik und den Erfordernissen eines mehr als oberflächlichen Verständnisses abgeht, haben unsere Erläuterungen nicht unangefochten gelassen*), aber bei denjenigen, denen es Ernst um das Verständniß des schwierigsten unserer deutschen Klassiker, ist ihnen freundlichste Aufnahme und glücklichste Verwendung zu Theil geworden. Der neuen sorgfältig durchgesehenen Auflage sind besonders die von Lappenberg herausgegebenen „Briefe von und an Klopstock" zu Gute gekommen.

*) Vgl. die Abwehr dieses so gewissenlosen als unverständigen Treibens in Herrigs Archiv XXXIII, 348 ff. Noch viel unverständiger ist der Angriff eines Herrn Noiré, der jetzt auch in dessen sogenannten Pädagogischen Skizzen zu lesen ist, zum deutlichsten Beweise, daß derselbe weder von methodischer Auslegung eine Ahnung noch eine irgend eingehende Kenntniß Klopstocks besitzt, dagegen einer großen Gabe, das Einfachste schülerhaft mißzuverstehn, und der leichtfertigsten Anmaßung, die leersten Albernheiten vorzubringen, sich erfreut.

1. Der Lehrling der Griechen.

Im umgekehrten zweiten asklepiadeischen Maße (oben S. 11).*) Wir kennen diese 1747 gedichtete Ode, die älteste aller, nur in der spätern, ohne Zweifel wesentlich veränderten Bearbeitung, welche die erste Ausgabe bietet.**) „Wer Dichtertalent besitzt und an den unvergänglichen Werken der Alten sich genährt hat", dies ist der Inhalt des Gedichtes, „der wird sich nicht vom Feldherrnruhm reizen lassen, aber er wird auch nicht nach gewöhnlichem Beifall verlangen, sondern den Alten nacheifern, um gleichen Ruhm bei der Nachwelt zu erlangen, beglückt, wenn eine zu wahrhafter Würdigung eines Dichtwerkes gebildete Freundin ihm nachzufühlen vermag." Wie dem Dichter am Anfang Horazens Ode an Melpomene (IV, 3) vorschwebt, so am Schlusse das Ende der ersten Ode an Mäcenas (I, 1). An die Stelle des kundigen Freundes Mäcenas tritt die „denkende" (in den Sinn des Dichters eindringende) Freundin im Gegensatz zu der „nur schönen Frau", die, wahrer Würdigung unfähig, nur nach Liebesneigung oder Laune einem Gedicht zulächelt. V. 23—28 bilden den ein-

---

*) Im letzten Verse ist künftger zu schreiben.

**) Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 13 „bang bei dem" statt „bänger beim", V. 25 „der des Bewunderns voll" statt „welcher bewundrungsvoll", V. 37 „Lied" statt „Werk".

Klopstock kannte ihre Briefe aus einer 1745 erschienenen Uebersetzung.

V. 29—38. Der von ihm ersehnte Ruhm. — V. 29. Thränen, der Nacheiferung, wie sie Klopstock dem Homer und Virgil geweint hatte. So nennt er seinen Messias Ode 9, 7 „die Frucht von seiner Jünglingsthräne". Vgl. zu Ode 18 Str. 3, 1. — V. 31 f. Der Werth der Klassiker dauert durch alle Jahrhunderte, versiegt nicht im langen Laufe eines Jahrhunderts, wie so manche Erscheinungen nach wenigen Jahren ganz vergessen sind. — Bei V 33 f. schwebt wohl das horazische Wort der ersten Ode vor: Me doctarum hederae praemia frontium dis miscent superis. — Der Stolze, den falsches Lob verblendete, so daß er von Unsterblichkeit träumte; der Ausdruck ist freilich dunkel. Andere dachten hier an den Eroberer. — Dem falschen Lobe stellt der Dichter V. 35—38 in einer sinnig zarten Wendung den wahren, aus dem Herzen und reiner Würdigung fließenden Beifall entgegen. Vgl. Prop. II, 10, 11—14 (Me iuvat — tutus ero). Bei träumte und that schwebt die ganze bisherige Erfahrung vor; dieser aoristische Gebrauch des Imperfektums ist in den alten Sprachen weit verbreitet, während hier im Deutschen meist das Präsens eintritt.

---

2. Wingolf.

Dieser pindarische Preisgesang auf Klopstocks gleichstrebende leipziger Freunde, sein erster Versuch in der alcäischen Strophe, erfuhr im Jahre 1767, abgesehen von den nothwendigen prosodischen Aenderungen, die vollständigste Umbildung (vgl. oben S. 56 f.),

besonders wurden alle Hindeutungen auf die griechische Mythologie in das Nordische übertragen, nur ließ er im sechsten Liede absichtlich Ebert seine Hindeutung auf den aus Horaz genommenen Lyäus, den Sohn des Zeus, ja auch im ersten behielt er den Vergleich mit Orpheus und die Beziehungen auf Horaz, Cicero und die Scipionen bei, wodurch das Ganze ein etwas buntes Ansehen erhält. Die hereingebrachten nordischen Gottheiten sind bloß bildlose Namen und entsprechen nur zum geringsten Theil den griechischen, an deren Stelle sie getreten sind. Auch ist es irrig, wenn Klopstock Wingolf zum „Tempel der Freundschaft" macht, da dieser vielmehr die allen guten und gerechten Menschen in der erneuerten Welt bestimmte Freudenwohnung ist, die gewöhnlich Gimil heißt. Walhalla ist die Halle des Kriegsgottes Odhin, worin dieser mit den in der Schlacht gefallenen Helden (diese heißen Wal, er selbst Walvater) haust. Schon Herder bemerkte, das „große pindarische Gebäude" Wingolf scheine ihm in seiner neuen correctern Form weniger Jugend und Naturgeist zu athmen als in seiner alten griechischen Gestalt. Ursprünglich war das Gedicht an meine Freunde überschrieben, und nicht in acht Lieder getheilt.

Nachdem der Dichter sein Lied als ein schwungvolles bezeichnet (Str. 1—5), fordert er es auf, von seinen zum Tempel der Freundschaft geladenen leipziger Freunden zunächst den eben nahenden, für Freundschaft begeisterten Ebert, damals wohl die Seele des leipziger Dichterbundes, herzlich zu empfangen. Ebert wundert sich, wohin der Dichter ihn berufen, worauf dieser seinen sehnsüchtigen Wunsch ausspricht, alle verbundenen Freunde jubelnd hier zu umarmen. Im zweiten Liede kommen zunächst hintereinander Cramer, Giseke und Rabener, von denen der Dichter einen nach dem andern anredet, ohne Andeutung eines innern

oder äußern Ueberganges. Das dritte Lied führt vorab Gellert ein, dessen zartes, sanftes, gefühlvolles Wesen schon der sinnige Eingang verkündet; an ihn schließen sich zwei andere Freundespaare an. Aber plötzlich reißt den Dichter die Freundschaftsbegeisterung hin, auch der künftigen Freunde und der einstigen Geliebten zu gedenken; und als er den von Sehnsucht thränenden Blick erhebt, schweben abwesende Freunde seinem Auge vor, zunächst Gärtner, den er nur kurze Zeit in Leipzig gesehen, dann aber Hagedorn und Johann Adolf Schlegel, begabte, mit seinen Freunden verbundene Dichter. Klopstock bedient sich zum Uebergange der Anrede an Ebert, den er im siebenten Liede statt seiner den nahenden Hagedorn empfangen läßt. Zuletzt begeistert ihn der Gedanke, daß er mit seinen eben eingeführten Freunden wohl bestimmt sei, eine neue, goldene Zeit der deutschen Dichtung herbeizuführen. Der Einkleidung in eine Einladung in den Freundschaftstempel fehlt es an rechtem, das Ganze ungezwungen zusammenhaltendem Leben; ist es doch, als ob die Freunde, nachdem sie erschienen sind, fast nicht mehr für den Dichter da seien, nur Ebert tritt noch ein paarmal hervor. Auch die Unterscheidung zwischen den in Leipzig noch anwesenden Freunden, dem schon weggegangenen Gärtner und den in Verbindung mit dem Bunde stehenden beiden Dichtern Hagedorn und Schlegel ist nicht besonders glücklich, und wir würden zur künstlerischen Abrundung gern mehrerer der leipziger Freunde entbehren, denen Klopstock selbst keine dichterische Begabung beilegt.

Erstes Lied. Den kühnen Schwung des ihn willenlos hinreißenden Gesanges bezeichnen die beiden ersten Strophen. — Str. 1, 1 f. Gnâ (der Name soll die hochfliegende bezeichnen) fliegt auf ihrem Rosse Hofhwarfnir durch Luft und Wasser. — Idunas. In der Edda heißt es: „Idunn (Bragis Frau)

verwahrt in einem Gefäße die Aepfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; denn sie werden alle jung davon." — V. 3 f. Der Stolz auf die Freunde begeistert das Lied, daß es kräftig daherrauscht, wie die Lieder der Barden*); denn nach einem damals gangbaren Irrthum hielt er die Celten für echte Deutsche und schrieb den Deutschen die eigentlich celtischen Barden und Druiden zu. — Str. 2 zweifelt er noch, ob das Lied sich in die begonnene Strophenform fügen werde. — V. 5 f. Haingesang. Der Hain, der Eichenhain, ist unserm Dichter das Symbol der bardischen, wie der Hügel (der Helikon) das der griechischen Dichtung. Daher nannten sich die jungen göttinger Dichter der Hain. Im Haine denkt er sich hier den Tempel der Freundschaft. Auch fließt hier der Quell Mimer. Macphersons Ossian erschien am Anfange der sechziger Jahre; der Dichter sollte nach ihm in keinem bestimmten Versmaß, aber in bezeichnenden Rhythmen gesungen haben. Im Sommer 1769 schrieb Klopstock an Gleim: „Macpherson, der Retter des Barden Ossian (Ossian war deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war), wird mir, und, wie ich hoffe, nun bald, die eisgrauen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters schicken. Mit Hülfe dieser Melodien denk' ich das Silbenmaß der alten Barden herauszubringen."**) — V. 7. Den Uller, eigentlich die winterliche Seite

*) Statt „wie Gna im Fluge" hieß es früher „wie Hebe kühn und", V. 2 f. „Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn, Unsterblich sing' ich", V. 4 „in mächtigen Dithyramben". Das Lied soll nach Art der Dithyramben, der im rauschenden Lärm den Weingott Dionysos feiernden Chorgesänge, sich ungestüm ergießen. V. 2 hatte die erste Ausgabe „Idunens".

**) Aehnlich äußert er sich gegen Ebert, dem er bemerkt, das, was er vom isländischen und angelsächsischen Silbenmaß wisse, reiche nicht aus, den Unterschied des Rhythmus der „germanischen Völker" von dem griechischen genau zu bestimmen.

Odhins, nennt die Edda als Jagdgott mit dem Bogen von Eibenholz und als Schlittschuhläufer.*)

Str. 3—5. Sein Lied strömt voll mächtiger Triebkraft aus der Tiefe seiner Seele begeisterungsvoll hin. — V. 9—13. Die Veranlassung zum Vergleiche bot die Stelle des Horaz vom Sange Pindars (IV, 2), doch ist derselbe ganz frei in eigenthümlicher Form durchgeführt. Statt zu sagen: „So gewaltig, wie der Hebrus hineilte, als er das von den Bacchantinnen abgerissene Haupt des Orpheus und dessen Leier trug" (Ovid. Met. XI, 50—53, eine von Klopstock sehr bewunderte Stelle), schildert er zuerst, wie die Leier im Strome schwimmt, und gedenkt dann erst des hinter ihr schwimmenden Hauptes. Das V. 13 zwischentretende „So floß der Hebrus" wirkt erkältend. Dem Dichter war es nur um ein prächtiges Bild zu thun, das er über Gebühr ausführte, um die Gewalt der Dichtkunst anzudeuten. Daß der Hebrus, welchen Horaz als kalten, winterlichen Strom bezeichnet, schneller floß, als er des Orpheus Haupt und Leier trug, ist eine Erfindung des Dichters. Ueber die Gewalt der Leier des thrazischen (die Thrazier wurden für germanisch gehalten, und die Celten für Germanen) Sängers vgl. Hor. carm. I, 12, 9—12, der geschmackvoller als Klopstock nicht die Felsen hinter ihm einherschwanken und von den höchsten Spitzen herabkommen läßt.**) Auch die etwas hart eintretende Anrede

*) V. 5 stand ursprünglich „werden, o Lied, oder", V. 6 f. lauteten: „Ununterwürfig, Pindars Gesängen gleich, | Gleich Zeus' erhabnem, trunknem Sohne (Bacchus)", V. 8 „aus der schaffenden Seele taumeln!"

**) Ursprünglich hieß es V. 9 „wälzten sich adlerschnell", V. 10 „mit Orpheus' Leier" und „Haine", V. 12 „und himmelab wandeln". Bei Schiller Ged. 6 Str. 3, 2 springen hinter Orpheus' die trunknen Fichten Vgl. auch Schillers Ged. 21 Str. 22.

Schattenbesänftiger*) deutet auf die Gewalt seiner Leier hin. Vgl. Hor. carm. III, 11, 15—24. Virg. Georg. IV, 471—484. Wie wenig er sich um den nüchternen Kritiker und Worterklärer (Glossatoren, Scholien) kümmere, der ihm nicht nachkomme, deutet er zum Schlusse der Einleitung an, was kaum der Würde der Stelle angemessen sein dürfte.**)

Str. 6 sieht er nun Ebert, als Bardendichter mit Eichenlaub bekränzt, in dem Haine herankommen und den Tempel betreten. Sein Lied muß ihn willkommen heißen.***) Nachdem der Dichter sein langes Warten auf ihn angedeutet (er bezeichnet ihn als Liebling der Göttin der Freundschaft)†), hebt er Eberts Beschäftigung mit den griechischen, römischen und englischen Dichtern hervor, um dann zu dessen eigenen deutschen Gedichten überzugehn, denen er ihn am liebsten seine Zeit widmen sieht, wie er gerade jetzt thut, wo er begeistert ihm entgegentritt (Str. 7—13). Daß Ebert erst am Schlusse bei seinem Namen bezeichnet wird, schadet wenigstens der Deutlichkeit, wenn es auch der leidenschaftlich freudigen Spannung des Dichters entspricht. Die griechische

---

*) Früher stand dafür „großer Unsterblichkeit“, wie V. 15 „blutig“ statt „voll Blut“, V. 16 „Getös' ungestümer“.

**) V. 17 lautete ursprünglich: „So floß der Fluß, des Ozeans Sohn, daher.“ V. 18 hieß es „ernst“ statt „stark“, V. 19 f.: „der es unbegeistert, richterisch und philosophisch höret.“

***) Frühere Lesarten sind V. 21 f. „mit festlichen | entgegengehnden hohen Begrüßungen“, V. 23 f. „Der dort an dieses Tempels Schwellen, | Göttlich, mit Reben umlaubt, hereintritt.“ Die erste Ausgabe hatte V. 21 „noch beim festlichen“.

†) Hlin ist nicht sowohl Göttin der Freundschaft als die Retterin aller in Gefahr Schwebenden. V. 25 hieß früher „Dein Priester wartet, Sohn der Olympier“, wodurch er als Dichter bezeichnet wurde, V. 26 stand „bleibst“.

Dichtung wird nur kurz berührt*), dagegen verweilt die Frage länger bei Rom, dem unvergänglichen Ruhme Virgils und bei England, dessen Volk als urdeutsches bezeichnet wird. Ebert hatte sich vorzüglich mit römischer und englischer Literatur beschäftigt, sich auch in Uebersetzungen aus diesen Sprachen versucht. — V. 29 ist Scipionen Dativ; Horaz und Cicero sprachen und dichteten, um den Beifall so edler Römer wie die Scipionen zu gewinnen, waren aber auch zugleich auf ihren Nachruhm bedacht.**) Bei Virgils Streit mit dem Kapitol um die Unsterblichkeit schwebt die Klopstock so geläufige Stelle Aen. IX, 448. 449 vor und das Wort Popes, der junge Maro habe in seinem grenzenlosen Geist ein Werk ersonnen, das Roms Unsterblichkeit überdauern solle. Das Kapitol war, wie alle Tempel, aus Marmor. Daß es bereits einmal abgebrannt, durch Catulus wieder hergestellt war (Tac. Hist. III, 72), durfte Klopstock übersehn. — Str. 9 gibt die weitere Ausführung.***) Treffend wird das Verwehen der letzten Spur bezeichnet. Vgl. Hor. epod. 16, 11. Ode 46, 4. Auf dem

*) Statt des Achäerhämus (der thrazische Musenberg des Orpheus, nach Hor. carm. I, 12) stand früher Pindus der Griechen, den Horaz a. a. O. neben dem Helikon und Hämus nennt.

**) Früher lauteten die Verse: „Wo Zeus und Flaccus nebeneinander, Mit Zeus und Flaccus Scipio donnerte“; nach „nebeneinander“ war dort ein einsilbiges Wort (wo) ausgefallen. Klopstock wollte sagen, Zeus und Horaz hätten fast in gleicher Ehre gestanden, Scipio habe wie Zeus und Horaz (man denke an dessen politische Oden) als Redner gedonnert. Die erste Ausgabe hatte V. 30 „redt“ statt „sprach“.

***) V. 32 stand „göttlich“ statt „muthig“, V. 33 „stolz mit Verachtung“, V. 34 f.: „Von Zeus' Palästen: Einst wirst du Trümmer sein | Dann Staub, dann des Sturmwinds Gespiele.“ — Die starken Formen, wie sichres V. 33, deutsches V. 39 statt sichern, deutschen, hat Klopstock durchweg in der zweiten Ausgabe gesetzt. V. 32 sähe man auch das gemeine „zankte“ gern geändert.

Kapitol befand sich das Standbild des Donnerers Jupiter. — Albion war als Name Britanniens (an einen Gott oder Ahnherrn Albion ist nicht zu denken) schon den Alten bekannt.*) — Zögern herüber (nämlich zu kommen). Ebert hatte Klopstock warten lassen. — Str. 11. Ueberall bewährt Ebert sein schönes Gefühl. Die Wiedererwähnung des Hämus möchte man doch vermieden sehn.**) — Braga. In der Edda heißt es: „Bragi ist berühmt durch Beredtsamkeit und Wortfertigkeit und sehr geschickt in der Skaldenkunst, die nach ihm Bragr genannt wird." — Zur Telyn vgl. Klopstocks Note. Die alten Barden begleiteten ihre Lieder mit der Harfe, die Chrotta, irisch Cruit oder Clarseach, hieß. — Mimer ist keineswegs „der Quell der Dichtkunst und der Weisheit", sondern die Quelle der Weisheit und des Verstandes gehört dem Riesen Mimir an, der voller Weisheit ist.***) So steht auch Lied 5 V. 18 richtig Mimers Quelle. —

---

*) Die Beziehung auf die Einwanderung der Angelsachsen ist später eingefügt. Ursprünglich lautete die Strophe wunderlich: „Wie oder kommst (so immer statt kömmst, ebenso kommt) du von der Britannier | Eiland herüber? Götterkolonien | Sendet vom Himmel Gott den Britten, | Wenn er die Sterblichen dort beseelet." „Mit (statt „auf") der Woge" setzte Klopstock in der zweiten Ausgabe.

**) Ursprünglich lauteten V. 43 f.: „Lieb vom Homer und lieb vom Maro, | Lieb von Britanniens Göttereiland." Das jetzige sehr lieb in der Mitte ist auffällig. V. 41 stand „mir kommst du stets gewünscht" und V. 42, wie oben V. 25 „Sohn der Olympier".

***) Ursprünglich ward hier der Trinklieder Eberts gedacht. Str. 12 hieß es: „Wenn du trunken und weisheitsvoll | Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen | Taumelnd herumgehn, wo die Menschen | Unter Unsterblichen Götter werden", Str. 13: „Schon hat der Rebengott | Sein hohes geistervolles Horn über dich | Reich ausgegossen, Evan schaut dir, | Ebert, aus hellen verklärten Augen." Str. 14 fehlte ganz. V. 52 schrieb die zweite Ausgabe „entzücktem" statt „entzückten".

Str. 14 spricht Ebert, der verwundert das, was er vor sich sieht, für eine bloße Phantasie seiner begeisterten Einbildung hält.*) — Ueber Tanfana vgl. Tac. Ann. I, 51. — Wie am (Bache) Dirce, durch die Zaubermacht der Leier. Hor. A. P. 394—396. — Str. 15. Auffallend ist in Klopstocks Erwiederung die Erwähnung des Blumenstreuens, das nicht bildlich auf das folgende Lob der Freunde bezogen werden kann. Hier, wie auch sonst, ist dem Dichter die Umbildung des Ursprünglichen nicht gelungen.**)

Zweites Lied. Str. 1. Die geladenen leipziger Freunde kommen nun hintereinander, was Klopstock freudig seinem Ebert verkündigt. — Str. 2—5. Zuerst erscheint Cramer, dem Bragas Gattin vorangeht (die Leier ist Klopstocks Zuthat)***), als begeisterter Barde. Leider hat Klopstock sich verleiten lassen, weil Cramer sich später eben als Epiker nicht bewährte, hier die Hindeutung auf Cramers 1749 erschienene Ode die geistliche Beredtsamkeit einzuschieben†), da dieser später sich in geistlichen Oden besonders auszeichnete; aber dann hätte auch das folgende durchaus geändert werden müssen, ja Cramer verlöre dadurch das Recht, an erster Stelle hervorzutreten, als geliebtester Jünger der Iduna.††) — Glasor. In der Edda heißt es: „In Asgard

---

*) Die erste Ausgabe hatte wohl durch bloßen Druckfehler „beschwörst" und „was sah (statt „seh'") ich?" dann V. 55 „an Dirce".

**) V. 57 stand früher „Dir streute, Freund, mein Genius Rebenlaub", V. 59 „Wie in der Elysäer (Elyseer) Feldern", V. 60 „den Flügeln".

***) Früher lautete die Stelle „geht Polyhymnia mit ihrer hohen tönenden Leier vor." Warum ist die Leier nicht auch hier zur Telyn geworden?

†) Im Jahre 1749 gab er dessen Ode die Auferstehung den entschiedensten Vorzug, so daß er an Bodmer schrieb, er werde Cramer in Zukunft nur „den Verfasser der Auferstehung" nennen.

††) Iduna kann sich nicht enthalten, mit Entzücken auf ihn zurückzuschauen. V. 4 stand ursprünglich „Wie auf den hohen Olymp". Das jetzige Bild

vor dem Thor Walhalls steht ein Hain, Glaser genannt, dessen Blätter aus rothem Golde bestehen. — Es ist das schönste Holz unter Göttern und Menschen." — Den Schwan, der bei den Alten seines Gesanges wegen zum Sinnbild der Dichter wird, hat Klopstock hinzugethan; ursprünglich stand hier der auf dem Zepter des Zeus schlafende, durch die Leier aufgeweckte Adler, nach Pindars erster pythischer Ode (V. 23 ff.)*). — Cramers begonnenem Heldengedichte Hermann weissagt er unvergängliches Leben, wobei er nicht unterläßt, ihren ganzen Dichterkreis als Barden der Zukunft in stolzem Selbstgefühl zu bezeichnen**), und die Kraft ihrer Lieder dadurch besonders zu erheben, daß sogar der Geist des in der Zukunft gegen die Deutschen fallenden Eroberers voll Bewunderung auf sie horcht.***) — Die folgende Strophe mit Beziehung auf Cramers verstorbene Braut, die Tochter seines Hauswirthes Radike zu Leipzig (Klopstock hatte in demselben Hause gewohnt), war früher viel passender als jetzt, wo

---

liegt nahe, da der Tempel Wingolfs im Haine gedacht wird. Im siebenten Liede ist der Hain „am Wingolf".

*) Die Strophe lautete früher: „Sing, Freund, noch Hermann. Jupiters Adler weckt | Dein Lied von Hermann schon zu Entzücken auf. | Sein Fittig wird breiter, der Schlummer | Wölkt sich nicht mehr um sein feurig Auge." Jetzt beschreibt der Dichter, mit welchem Entzücken der Schwan dem Sange folgt.

**) V. 9 stand früher „wenn sie" statt „singet", V. 10 „die Barden) künftig in Schlachten singt", V. 11 f.: „Die wird dein Lied hoch im Getöse | Eiserner Kriege gewaltig singen."

***) V. 16 war die frühere Lesart „der flüchtige". Ausgefallen ist jetzt die auf Cramers religiöse Oden „an den Erlöser" und „auf die Auferstehung" deutende Strophe: „Itzt reißt dich Gottes Tochter, Urania, | Allmächtig zu sich. Gott, der Erlöser, ist | Dein heilig Lied. Auf! segn' ihn, Muse, | Segn' ihn zum Liede der Auferstehung." Vgl. S. 94†.

sie besser wegfiele.*) Cramers Braut Johanna starb an der Schwindsucht; ihren Tod besang Giseke; auch andere Gedichte auf sie brachten die neuen Beiträge. Vgl. Klopstocks Oden an Ebert und der Abschied, oben S. 16.

Str. 6—9. Den hinter Cramer kommenden Giseke empfängt er seltsam genug mit einem Rosenstrauße, den ihm ein Mädchen für ihn gegeben, das heute noch über sein Gedicht die Schmerzen der Liebe Thränen vergossen. Statt des aus Catull genommenen Namens der Lesbia setzte der Dichter erst in der zweiten Ausgabe den deutschen Namen Velleda, der aber hier nicht die aus Tacitus bekannte Priesterin bezeichnen soll.**) — Der sanfte, stille Giseke erwiedert nichts, aber in seinem freundlichen Lächeln spricht sich das innige Gefühl der Freude über eine solche Anerkennung aus. — Die ganz eigene Zärtlichkeit, mit welcher Klopstock Giseke liebte, und das Bewußtsein ihrer Seelenverwandtschaft erhält in Str. 7—9 den tiefempfundesten Ausdruck.***) Sein Geist wird im Tode nicht eher scheiden, bis Giseke ihn besungen; seltsam aber ist es, daß Klopstocks Schutzgeist des betrübten Giseke Schutzgeist werden soll, als ob dieser keinen eigenen gehabt; auch geleitet der Schutzgeist nach gangbarer Vorstellung den Sterbenden hinüber, während er hier bei Giseke zurückbleiben, dem entfliehenden Geiste nicht folgen soll. Vgl. Ode 7, 63 ff.

Str. 10—13. Ohne Uebergang schließt sich das Lob Rabeners

---

*) V. 17 hieß es früher „Doch, Freund, du schweigst", V. 18 „starbst du, göttliche (die erste Ausgabe hatte „zärtliche") Radikin", V. 20 „Heilig und sanft wie ein Sabbath Gottes."

**) Auch schrieb er hier erst V. 22 „genäßt" statt „benetzt".

***) V. 30 stand früher „soll" statt „wird", V. 34 „dreimal dich". Erst in der zweiten Ausgabe findet sich V. 35 „der scheidet" statt „beim Abschied".

als Satiriker an, dem Klopstock gleich Horaz und Swift Unsterblichkeit verspricht. Daneben hebt er seine herzliche Gutmüthigkeit und liebenswürdige Heiterkeit hervor, die sich auch in seinem Antlitz ausspricht. — Str. 11. Die Thoren mögen stets ihn scheuen und seinen Angriff fürchten, er aber wird durch diesen Haß sich eben so wenig als durch ihr Schmeicheln bestimmen lassen, von Verfolgung der Thorheit abzulassen.*) — Str. 12 f. Der Vers „Stolz — aus", d. i. alle Thoren, ob sie nun stolz oder demüthig sind, bessern sich nicht**), ist als Einwurf zu fassen, auf den Klopstock im folgenden erwiedert, indem er auf die Zukunft hinweist, wo es ihm sicher an Erfolg eben so wenig wie jetzt fehlen werde. Unter den Narren hebt er besonders die philosophischen Schwätzer hervor, gegen welche sich Rabeners Spott häufig wandte.***) — Str. 14 weiht er als vorschauender Dichter ihn der Unsterblichkeit, welche ihn als gerechten, leidenschaftslosen Satiriker ehren werde. Es schwebt hier ein Tempel der Unsterblichkeit vor, worin Ehrenbüsten aufgestellt werden. Statt Horaz hatte Klopstock früher den seiner Schärfe wegen wohl besser passenden Lucian gesetzt; aber

---

*) Früher hieß es V. 37 „Hasser der Thorheit", V. 41 „stets" (statt „nur") und „dem Thor bist du", V. 42 ff.: „Stets furchtbar! Lach' ihn ohne Barmherzigkeit | Todt! Laß kein unterwürfig Lachen, | Freund, dich im strafenden Zorne stören." In der ersten Ausgabe stand V. 42 „Scheuch sie, wenn du noch schweigest, schon." „Irren" statt „stören" V. 44 brachte erst die zweite Ausgabe.

**) Ganz neu ist „ausarten" gebraucht, da hier von der Besserung durch darauf zielende Mittel die Rede ist.

***) Die frühern Lesarten waren V. 45: „Stolz und demüthig ist der Thor lächerlich", V. 46 „wüchs' auch der Narren Zahl", V. 47 „Stets: wenn zu ganzen", V. 48 „Welt bedeckten", V. 50 „Und weisen Völkerschaften ihn", V. 52 „die wir prophetisch sehn, feirlich preisen." Der letztere Vers lautete in der ersten Ausgabe „die in der Fern dich erwarten, singen."

auch Horaz war ja persönlicher, mit Bitterkeit spottender Satiriker, wie Rabener nie. — Swift nennt seine Pferdemenschen, die keine Religion und Tugend kennen, aber vernünftig und glückselig leben, houyhnhmms.*)

Drittes Lied. Daß der Sang bei Gellert sanfter fließen soll, dürfte nicht besonders bezeichnend sein, da er ja auch schon im vorigen Liede Str. 5—9 wehmüthig genug floß und auch in dem Lobe Rabeners sich nichts Ungestümes zeigt. Man wünschte die sittliche Richtung Gellerts hier gleich am Anfange hervorgehoben.**) Gellert war von scheuer, schwermüthiger Natur, heute aber kommt er heitern Sinnes. — Die edle, durch Gellerts Fabeln wehende Sittlichkeit bezeichnen V. 5—13. Bei V. 7 f. schwebt dessen Erzählung vor (Fabeln II, 13), wie die Gemahlin Ludwigs XI. einst den im Vorzimmer auf dem Stuhle eingeschlafenen Dichter Chartier geküßt.***) — V. 13 geht er auf Gellert als Bühnendichter über, wobei er der rührenden Wirkung gedenkt, die eine im Garten spielende Szene in einem Lustspiel auf ihn geübt. Ich weiß nicht, welches Stück gemeint ist; freilich bezieht man die Stelle†) gewöhnlich auf die zärtlichen Schwestern, wo die

---

*) V. 53 stand früher „Der Nachwelt winkend setz'", V. 54 „Zu Lucianen hin und zu Swiften hin", V. 55 „Hier sollst du, Freund."

**) V. 2 stand früher „aus Aurorens", V. 3 f.: „Der Morgenthau träufelt, dort kommt er, | Heiter, mit lächelnder Stirn."

***) Die frühern Lesarten waren V. 10 „die Fanny", wo also der Name als allgemeine Bezeichnung der Geliebten stand, V. 11 „mir oft", V. 13 „Fanny" statt „Zilie" (Abkürzung von Cäcilie, zur Bezeichnung eines kleinen Mädchens). Vgl. Klopstocks Brief an Cäcilie Ambrosius vom 20. Oktober 1767.

†) Auch hier ist die frühere Fassung mehrfach geändert. V. 13 stand früher „Die Tugend, Freund" (statt „Des Herzens Werth"), V. 14 ff.: „niemand allmächtiger | Als Du. Da die zwo edlen Schönen | Voll von gesetzter u. st. Gr., | Viel tausend Schönen ewig unnachahmbar, | Unter die

eine der andern „großmüthig die Erbschaft abtrete", aber in diesem Stücke findet sich gar kein Gespräch der „in die Blumen sich setzenden Schönen", und wenn Julchen auch die Erbschaft mit der Schwester und dem Vater theilen will, wie sie in Gegenwart der Schwester und ihres Geliebten, aber nicht im Garten erklärt (II, 19), so ist sie doch weit entfernt, ihr großmüthig die Erbschaft zu überlassen. Und wo wäre hier die Großmuth der andern der beiden zärtlichen Schwestern? Unmöglich hätte Klopstock bei jener Szene Thränen der Entzückung vergießen können. Auch in den übrigen bekannten Lustspielen Gellerts findet sich keine ähnliche Szene.

Str. 7 f. Die beiden auf Olde und Kühnert bezüglichen Strophen fehlten in der dem ersten Drucke zu Grunde liegenden Abschrift, woher wir ihre frühere Fassung nicht kennen.*) Olde, der sich der Arzneiwissenschaft widmete, war ein scharfer Kopf, der mittelmäßige Menschen und Schriftsteller nicht leiden mochte In seiner Wohnung fanden die Zusammenkünfte der Freunde statt. Kühnert war ein etwas grillenhafter, von einem Zustand in den andern launisch herüberschwankender Charakter. — Zweifler deutet auf religiösen Zweifel; denn es wird in Gegensatz zum Philosophen gestellt. Die Strophe enthält drei Gegensätze; bei dem letzten findet wieder eine Theilung statt; bald war er ein Menschenfreund, bald konnte er für Freundschaft sich begeistern oder selbst Dichter werden. Die eisernen, silbernen und goldenen Zeiten (zu den letztern soll er jetzt zurückkehren) beziehen sich auf die bezeichneten wechselnden Zustände.

Blumen ruhig sich setzeten, | Da weint' ich, Freund, da flossen Thränen", V. 21: „Da stand ich betend, ernst und gedankenvoll", V. 24 „Die dich hervorzubringen stark sind."

*) In der ersten Ausgabe stand V. 35 f.: „zu des Milton | Und zu der Zeit des Homer zurück!"

Str. 9 f. Endlich kommen sein Vetter und Stubengenosse Schmidt, gleich ihm Dichter, und der diesem besonders befreundete Rothe, ein heller Kopf und freundlich geselliger Mann, ein Freund französischen Witzes und Geistes. Vgl. Ode 5, 41 f.*) — Der mir gleich ist erhält seine Erklärung in den unmittelbar darauf folgenden Worten.**) An J. A. Schlegel schrieb Klopstock im Jahre 1748, er komme „unterweilen Ebert etwas gleich". Die Bezeichnung der mir gleich ist fand Goethe unendlich komisch, und er pflegte nach dieser Stelle den in Weimar dort im geheimen Conseil mit ihm wirkenden Schmidt scherzhaft Schmidt, der mir gleich ist, zu nennen. Schmidt wollte als leipziger Student im Wettstreit mit Klopstock ein Gedicht über das Weltgericht ausführen. Vgl. die Ode die Stunden der Weihe V. 31 f. In einer verlorenen Ode an Schmidt sang Klopstock:

Schau, Freund, mit mir auf unsrer Jugend
Zärtliche Freundschaft zurück und fühle,
Was du da fühltest, als in Umarmungen,
Die, uns zusegnend, der im Olympus sah,
Dein großes Herz mehr deinem Freunde
Als nur gesungene Freundschaft weihte.

Sein heiterer Geist neigte sich mehr zum leichtern Liede hin, worin er große Fertigkeit besaß; schon 1751 schrieb er von Klopstock, „er weint und klagt noch, schielt in die Ewigkeit und fühlt für uns zu hoch". Vgl. Ode 15, 3. Später nahm ihn ganz das praktische Leben in Anspruch; er kam nach Weimar, wo er im geheimen Conseil Referendar, Assistenzrath und 1788 Kammerpräsident

*) V. 37 stand früher „Noch zween kommen", V. 38 „Unsrer Voreltern" (statt „mehr noch der Freundschaft"), V. 39 „Jenen des", V. 40 „Und du, Geschmack."

**) Früher stand V. 42 „höhern" statt „des Hains", wie V. 44 „heiligt" statt „weihte" (ein aoristisches Imperfectum. Vgl. oben S. 86).

wurde. Schiller lernte dessen Tochter in Weimar kennen und schätzen, ohne daß es zu einer nähern Verbindung gekommen wäre.

Viertes Lied. Wunderlich tritt hier die Sehnsucht nach den zukünftigen Freunden ein, bei denen er aber viel kürzer verweilt*) als bei der einstigen Geliebten, die er in der ersten Fassung, wie bereits oben, Fanny nennt, wohl nicht ohne der schon damals in seinem Herzen lebenden Verwandten zu Langensalza, der Schwester seines Schmidt, zu gedenken, ja es scheint, als ob er absichtlich von Schmidt zu dieser sich wende, und die Sehnsucht nach den künftigen Freunden gerade nur den Uebergang bilden soll. — Str. 2—3, 3. Nachdem er das sehnende Verlangen seines sich so einsam fühlenden Herzens ausgesprochen**), stellt er sich zunächst vor, wo sie sich jetzt wohl befinde, wobei er zwei besonders ansprechende Lagen wählt.***) — Str. 3, 3—6, 4. Ihr Bild malt er sich auf das lebhafteste aus, um endlich wehmüthig sich zu gestehn, daß, was er vor Augen zu sehn gewähnt, nur ein Scheinbild seiner sehnsüchtigen Einbildung gewesen†), daß

---

*) V. 2 findet sich in der dem ersten Abdruck zu Grunde liegenden Abschrift wider das Versmaß „Eile! Ach, Zeit! Ach schöne Zeit! V. 3 stand früher „auserwählte, süße Stunden".

**) V. 5 hieß es früher „mich künftig liebst" V. 6 „sucht, Fanny, mein", V. 7 „Mein bestes", V. 8 „In Ungewißheit und Nacht, da."

***) V. 9 stand früher statt „etwa" das wiederholte „hält dich", V. 10 „unter den Frauen", V. 13 ff.: „Wie oder ruhst du, wo dir des Frühlings Händ | Blumen gestreut hat, wo dich sein Säuseln kühlt; | Sei mir gesegnet!" „Im (statt „in") Schatten" hat die erste Ausgabe V 14. — „Mütterlich ungestüm" V. 10 zur Bezeichnung der innigen Liebe, die sie mit ihren Liebkosungen überhäuft, ist nicht ohne Anstoß.

†) Auch hier ist der Ausdruck wesentlich umgestaltet. V. 17 hieß es früher „dieser von Zähren", V. 18—20: „An Allmacht, Fanny, gleicht er den Himmlischen, | An Huld, an süßen Zärtlichkeiten | Gleicht er dem Blick der noch jungen Eva", V. 21 „Dies Antlitz, voll von Tugend, von Groß=

er noch keine solche, ihm liebend zugewandte Seele gefunden.*) Er sieht ihr zärtliches, von süßer Empfindung zu Thränen gerührtes Auge, in welchem sich ihm ihr ganzes Wesen spiegelt, den Ausdruck von Güte und Edelsinn in ihren Mienen und die tiefe Erregung ihres sich hebenden Herzens. Man vergleiche hierzu Ode 4.

Fünftes Lied. Von süßer Wehmuth ergriffen, will er sich an Ebert lehnen und sich durch ein ernst lehrhaftes englisches Gedicht (Ebert verstand solche treffend zu übersetzen und mit Feuer vorzutragen)**) ruhiger stimmen lassen. In der frühern Fassung sollte Ebert ihm den Becher reichen, den dieser liebte.***) Auffallend treten hier die andern Freunde zurück. Die Begeisterung läßt ihm aber Bilder von abwesenden Freunden erscheinen, und zwar nicht allein von persönlich bekannten, sondern auch von solchen, die von ihrem Bunde als Dichter verehrt wurden. Die

---

muth voll." Dem Dichter schwebte bei der spätern Umbildung seine Meta vor. V. 22 stand „beste" statt „sanfte", V. 23 f.: „Dies, o! die du mich künftig liebest, | Dieses ist mein, doch du selber fehlst mir!" An K. F. Cramer schrieb Klopstock am 4. Februar 1791: „Die Parenthese (V. 18—20) soll jetzt wegkommen. Ich habe es (V. 18) so geändert:

In dem die ganze Seele mir sichtbar wird."

Die Aenderung nahm er später nicht auf. Daß der als dieser zu fassen sei, zeige dieses Auge (V. 15), bemerkte er gegen Cramer.

*) Früher stand V. 25 „Du, Fanny, fehlst mir. Einsam, von Wehmuth voll", V. 26 „bang" (statt „still"), V. 27 „Freundin" (statt „Beste"), V. 28 „liebt, und mich noch nicht kennet."

**) Wie vom Dreifuß (der Pythia) brauchen die Griechen von demjenigen, der mit unfehlbarer Sicherheit etwas behauptet.

***) V. 3 f. lauteten früher: „Gib mir den Becher, diesen vollen, | Welchem du winkst u. s. w." V. 1 stand „siehst" und „vergießt", V. 2 „Freund, Ebert? Weinend lehn' ich mich auf dich hin."

ganze Stelle hat eine bedeutende Umgestaltung erfahren.*) — Str. 4 war auch in der frühern Fassung allgemeine Beschreibung. Sie sind die Schatten, auf die sich auch das vorantretende verdeckt dem Auge bezieht. — Str. 5 f. Jetzt unterscheidet er drei Gestalten, die unter mächtigem Schalle, dem Zeichen aufgeregter Begeisterung, nahen. Der Dichter bedient sich zweier Vergleichungen, von denen die eine vom Quelle Mimers (oben S. 93) hergenommen ist, den er frei ausführt nach Art des kastalischen Quells (die aus ihm tönende Weisheit lernt der Widerhall von ihm)**), die andere vom Bardensange. Nach damals gewöhnlicher Verwechslung schreibt Klopstock die Druiden (gallische Opferpriester) den Germanen zu. Vgl. Caes. B. G. VI, 21. Tacitus erwähnt mehrfach germanische Priester. Die Mehrheit Drüden, als ob das Wort mit Drude dasselbe wäre, ist eine nicht zu billigende Willkür.***)

---

*) V. 6 ff. hieß es: „Scharf zu Gesichten, hell zur Begeisterung. | Ich sehe dort an Evans Altar, | Tief in dem wallenden Opferrauche", V. 9 „da" (statt „dort"), V. 11 ff.: „Die, welch' im Schlummer | Geistig vom göttlichen Trinker düften. | Euch bringt die Dichtkunst oftmals im weichen Schoß | Zu Freunden! kein Aug' unter den Sterblichen | Entdeckt sie; du nur, seelenvolles, | Trunknes poetisches Auge, siehst sie!" In der ersten Ausgabe lautete der letzte Vers „Treues, poetisches Auge, du nur." Auch hat erst die zweite Ausgabe V. 5 „das (statt „mein") Auge" und V. 11 „erheben" statt des ursprünglichen „loshüllen".

**) Nach den von Klopstock so sehr bewunderten und von ihm übersetzten Versen Virgils (Buc. VI, 82. 83):

> Omnia, quae Phoebo quondam meditante beatus
> Audiit Eurotas iussitque ediscere lauros.

***) Ursprünglich lauteten V. 22 ff.: „Wie Dindymene (Cybele. vgl. Hor. carm. I, 16, 5), hoch aus dem Heiligthum, | Allgegenwärtig niederrauschet, | Und mit gewaltiger Cymbel tönet. | Oder wie aus den Götterversammlungen |

Str. 7—12. Der erste der drei Gestalten ist **Gärtner**, den Klopstock nur kurz vor dessen Abgang kennen und lieben gelernt hatte; die Begeisterung hat ihn heranbeschworen. Da V. 25—29 die Schilderung des erscheinenden Schattens, noch ehe der Dichter ihn für Gärtner erkannt hat, enthalten, so kann Klopstocks Anmerkung, die feinere Schäferin gehe auf Gärtners Schäferspiel die geprüfte Treue, unmöglich richtig sein; auch ist hier nicht von dem Dichter, sondern von dem feinen Gesellschafter die Rede. Demnach muß Schäferin nach dem damaligen Dichtergebrauche das Mädchen überhaupt bezeichnen. Es ist nicht das einzigemal, daß Klopstocks spätere Erklärungen irre führen. — Erst als der Schatten näher kommt, ahnt er, daß es Gärtner sei (nach den Worten „Wer bist du, Schatten?"), und sein lächelnder Blick gibt ihm darüber volle Gewißheit.*) Diesen unbestechlichen Richter (er nennt ihn Quintilius mit Bezug auf Hor. carm. I, 24, wo diesem „unbestechliche Treue und nackte Wahrheit" zugeschrieben werden, und A. P. 438), wünscht er seinen Freunden immer zur Seite, aber er weiß nur zu wohl, daß er ihnen fern bleiben wird.**) Sein sehnsüchtiges Verlangen läßt ihn jenes Abschiedsabends gedenken, wo Gärtner so innig theilnehmend sich zeigte,

---

Mit Agyieus' Leierton, himmelab, | Und taumelnd hin auf Weingebirgen | Satzungenlos Dithyramben donnern." Er läßt also höchst wunderlich den trunken aus dem Himmel kommenden Dionysos (Bacchus) Dithyramben spielen. Agyieus ist Beiname Apollos von seiner Verehrung als Gott der Straßen. Vgl. Hor. carm. IV, 6, 28.

*) Früher stand V. 25 „ernstvoll und aufgeklärt", V. 27 f. „von feinem Scherz, ihm | Horcht die Aufmerksamkeit", V. 30 „Schatten, wer bist du? Ebert, itzt neigt er sich", V. 32 „Schatten, der ist mein Gärtner."

**) V. 33 lautete früher „Du deinen Freunden liebster Quintilius", V. 34 stand „unverstellten" statt „unverhüllten", V. 36 „fliehst und lächelst". Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 35 „kehre" statt „komm doch".

und Klopstock Zeuge der innigsten Seelenfreundschaft der Verbündeten war, wie er sie auch den Nachkommen wünscht.*) Zu dem letztern bildet er den Uebergang durch die etwas matte Bemerkung: „Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn.“**)

Sechstes Lied. Der Schatten Hagedorns, des heitern Sängers des Weins und der Freude, wird durch Ebert begrüßt, den Dichter von Weinliedern, den Nachahmer und Uebersetzer horazischer Gedichte, den persönlichen Freund Hagedorns, der ihn zur Dichtung angeregt hatte. Er empfängt ihn als Dionysos (Bacchus) mit dem bacchischen Jubelrufe Evan, Evoe***), und läßt ihn gleich diesem (er nennt ihn Lyäus, Sorgenbrecher, wie Horaz mehrfach den Wein selbst) durch Weinberge wandeln. Auffallend ist das Imperfektum sang, wie auch am Anfang vom Lied 7 die Vergangenheit statt der erwarteten Gegenwart steht. Den Freudenschauer, der ihn ergreift, beschreibt er in derselben Weise, wie Horaz carm. II, 19 das Gefühl der Nähe des Gottes.†) „Evoe, der Geist zittert von neuer Furcht“, singt Horaz, „und freut sich ungestüm mit bacchuserfüllter Brust. Evoe, schone, Liber, schone, du durch deinen schweren (schrecklichen) Thyrsus furchtbarer!“ Den Bacchus nennt der Dichter hier selbst Evan; bei den Alten

*) Statt „fleuch“ stand ursprünglich V. 37 beidemal „flieh“. V. 38 ist „jenem traurigen Abende“ im ersten Drucke wohl ein Versehen. Jeder der Freunde scheint Gärtner einen Abschied gegeben zu haben, dieser den Freunden am letzten Tage. V. 41 hieß es „da du uns Abschied“, V. 42 „festlich und heilig“, V. 43 „ich, Freund, wie sich die Edlen.“

**) In der frühern Fassung: „Viel Abendstunden fasset die Nachwelt noch.“ Das Fremdwort „Exempel“ wünschte man weg.

***) V. 1 stand „trunken und weisheitsvoll“, wie V. 3 lautete: „Da kommt er über Rebenblättern.“

†) „Gebein“ und „Gebeine“ hat Klopstock häufig in dem jetzt veralteten biblischen Gebrauche. Vgl. Ode 3, 35. 12, 30.

heißt er wohl Evius, nie Evan.*) Daß Hagedorn von Bacchus und Apollo geweiht sei, deutet der Dichter an im Anschluß an die Stelle des Horaz carm. III, 4, 9—16, wo dieser erzählt, wie ihn in seiner Kindheit auf dem Berge Vultur dichterische Tauben mit Laub bedeckt, was allen wunderbar gewesen, welche das hohe Acherontia, die Schluchten von Bantium und die fetten Fluren des niedrigen Ferentum bewohnten, daß er sicher vor Ottern und Bären geschlafen, da er von Lorbeern und Myrten umhüllt gelegen, „nicht ohne die Götter ein muthiges Kind". — V. 10. Nicht Orpheus' Feindin, nicht bloß Freundin des Weines, sondern auch des Sanges, mit Anspielung auf die Sage, daß Bacchantinnen den Orpheus zerrissen.**) Klopstock verräth hier doch zu sehr die nicht ganz zutreffende Nachahmung.***) — V. 18. Die aus Horaz genommene Myrte, das Symbol der Liebe, soll wohl auf Liebeslieder deuten — V. 19—24 beziehen sich auf den Ton der Lieder Hagedorns, die bald mit lebhafter Gewalt sich ergießen (darauf geht der Vergleich mit dem Klange der Pfeile im Köcher des die Daphne verfolgenden Apollo, dessen Beiname Patareus bei Horaz ist, wie Smintheus carm. III, 4, 64, nicht etwa auf die Liebesgedichte), bald die fein scherzende sokratische Weise

---

*) V. 5 stand früher: „Mein Herze bebt mir. Stürmend", V. 6 „zittert die", V. 7 f. „deinen schweren Thyrsus, | Schone." Die erste Ausgabe las V. 5 „Mein Herze zittert".

**) Frühere Lesarten sind V. 9 „dich deckt'", V. 13 ff.: „Wo Wasserbäch' und Brunnen die Fülle sind, | Von Weingebirgeschatten unabgekühlt. | So schliefst du sicher vor den Schwätzern", V. 16 „ein muthger."

***) Die Kühnheit erklärt sich bei Horaz dadurch, daß er ruhig einschlief, trotz der Bären und Ottern in der Nähe; dagegen weiß man nicht, worauf sich dies bei Klopstock beziehen soll. Hagedorn lacht der Sittenkünstler und Tugendschwätzer, aber weshalb der Jüngling die Schwätzer zu fürchten habe, sieht man nicht.

anstimmen.*) Willkürlich unterscheidet Klopstock zwei Arten von Satyrn oder läßt vielmehr erst später die Satyrn so derb werden, wie sie gewöhnlich erscheinen.**) — Str. 7 f. preisen Hagedorn als edlen, biedern, musterhaften Menschen. Von den Geistlichen in Hamburg und von andern Sittenrichtern hatte dieser manche Anfechtung zu leiden.***) — Ein männlich Herz auch bildet der Gegensatz zum vorhergehenden zu Wein und Liedern. Der Gegensatz erinnert an den ähnlichen bei Hor. carm. II, 19, 25—28. — Unsokratisch nennt der Dichter die Zeit, weil sie die wahre sokratische Lebensweisheit, die heitern Genuß lehrt, nicht kennt. Wahrscheinlich schwebte die Stelle des Horaz von Messalla vor, der den Wein nicht verachtet, obgleich er von sokratischer Weisheit erfüllt ist (carm. III, 21, 9. 10). In der Ode an Ebert gedenkt Klopstock des „sokratisch sprechenden" Rabener.

Siebentes Lied. Als unerschöpflich reichen, an Gestaltungskraft und Gehalt ausgezeichneten Dichter müssen wir uns hier Johann Adolf Schlegel, den Bruder des viel bedeutendern Johann Elias Schlegel, den Vater des berühmten Bruderpaares, gefallen lassen, der so hoch gespannte Erwartungen nichts weniger

*) Dem Dichter schwebt die Stelle der Ilias vor (I, 46): „Es tönten die Pfeile (im Köcher) auf der Schulter des zürnenden (im Zorn vom Olymp herabeilenden) Gottes, da er sich bewegte." Vgl. Ode 47, 29.

**) V. 18 stand früher „mit gemischter Myrte", V. 23 „der Satyrn", V. 24 „da sie — durchlachten".

***) V. 25 f. hieß es früher „wähnen dich Priester nur | Allein geboren". V. 27 f.: „Sind die Geschäfte großer Seelen | Unsichtbar stets und verdeckt gewesen." Die erste Ausgabe las V. 25 „wähnet der Thor dich nur", V. 26 ff. „dem Unwissenden | Ist, was das Herz der Edlen hebet, | Unsichtbar stets und verdeckt gewesen." V. 29 f. hieß es: „Herz, auch dein Leben ist | Viel süßgestimmter", V. 31 f.: „Du bist in unsokratschen Zeiten | Wenigen Freunden ein theures Muster."

als erfüllt hat. Vgl. die Ode an Ebert, wo er „der erfindende" heißt. Er hatte schon vor Klopstocks Ankunft Leipzig verlassen und eine Hauslehrerstelle in Strehla zwischen Dresden und Leipzig übernommen. In die neuen Beiträge hatte er mancherlei lyrische Gedichte und ein großes episches Lehrgedicht in acht Gesängen der Unzufriedene geliefert. Mit den leipziger Freunden stand er in ununterbrochener Verbindung. Klopstock übersandte ihm diese Ode mit den ursprünglich für Fanny bestimmten Anmerkungen in einem uns erhaltenen bezeichnenden Briefe. Die Einführung Schlegels ist auch jetzt Klopstock nicht besonders gelungen (die ferne Dämmerung des am Wingolf liegenden Haines gibt kein klares Bild), obgleich er die frühere überspannte Fassung wesentlich umgestaltet hat.*) — Er wird als schöpfrischer Geist geschildert, dessen Wort die Lieder ins Leben ruft. Das von den Flußgöttern hergenommene Bild von der Urne soll auf seine Unerschöpflichkeit deuten. — Nur in einer Dichtart soll er sich auch noch versuchen, in der Verspottung schlechter Dichter; diese soll er verscheuchen, damit die nahende goldene Zeit, wozu Klopstock sich hier den Uebergang bahnt, den Platz rein finde. Die frühere Fassung der Stelle war deutlicher als die jetzige.**) Den

*) Die drei ersten Strophen lauteten früher: „Er sprachs. Itzt sah ich über den Altar her | Auf Opferwolken Schlegeln mit dichtrischem | Geweihten Lorbeerschatten kommen, | Und unerschöpflich, vertieft und ernsthaft, | Um sich erschaffen. „Werdet!" ... da wurden ihm | Lieder. Die sah ich menschliche Bildungen | Annehmen! Ihnen haucht' er schaffend | Leben und Geist ein, und ging betrachtend | Unter den Bildern, wie Berecynthia | Durch den Olympus hoch im Triumphe geht, | Wenn um sie ihre Kinder alle | Ringsum versammelt sind, lauter Götter." Zur letzten, jetzt ganz weggelassenen Strophe vgl. Virg. Aen. VI, 785—788.

**) V. 9 hieß es früher „fehlt dir, werd' uns auch Despréaux (Boileau),

Tuisco, richtiger Tuisto, als deutschen Gott, nahm Klopstock aus dem Berichte des Tacitus Germ. 2.

Achtes Lied. Der Dichter fleht, daß endlich die goldene Dichterzeit zu ihnen komme, die schon mit Begeisterung sich der Dichtung gewidmet; des Haines und des Quells Mimers war schon oben gedacht.*) — V. 5—8. Als allgemeiner Gedanke sind die Worte zu fassen: „Gedankenvoller — Natur" d. h. die Natur verweilt immer bei der goldenen Zeit, in Schöpfungsgedanken versunken. Statt bei dir würde man eher vor dir erwarten.**) — Daß die Natur ihr Werk, Geniusseelen zu schaffen, vollendet hat, fühlt er, da er seine Freunde und sich betrachtet. — V. 9—16. Ja er hat das Nahen der Natur vernommen, in deren Begleitung die Schattenbilder aller großen Dichter wandeln, die der Vergangenheit wie die der Zukunft, und sie segnen die jungen lebenden Dichter, welche sich ihrem hohen Berufe begeistert widmen. — Das Sternbild der Argo, das der südlichen Halbkugel angehört, wählte der Dichter mit besonderer Beziehung darauf, daß das Schiff, welches an den Himmel versetzt ward, die Gabe der Rede besaß. Auch bot das strahlende Luftschiff ihm ein prächtiges Bild.**)

V. 10 „sie etwa zu uns", V. 11 „Zeit, der Musen Hügel, V. 12 „Leer vom undichtrischen Pöbel da steh'!"

*) Früher hieß es ohne Andeutung ihrer Versuche in echt deutscher Dichtung: „Komm, die du die Sterblichen | Selten besuchst, komm', laß dich, o Schöpferin | Laß, bestes Kind der Ewigkeiten, | Dich über uns mit verklärtem Flügel!" Kinder der Ewigkeiten (Aeonen) sind alle Zeitalter.

**) Der allgemeine Gedanke zog sich früher durch die ganze Strophe, die also lautete: „Tief voll Gedanken, voller Entzückungen, | Geht die Natur dir, Gottes Nachahmerin, | Schaffend zur Seiten, große Geister, | Wenige Götter der Welt (das sind die Dichter) zu bilden." Ebert hieß oben „Sohn der Olympier".

***) Ursprünglich stand V. 9 „hör'" statt „hört'" („im Unermeßlichen"

3. An Giseke.

Archilochisches Maß. Vgl. oben S. 12 f. Als Giseke nach Vollendung seiner Studien über Hamburg, den Wohnort seiner Mutter, nach Hannover ging, um dort eine Hauslehrerstelle zu übernehmen, sprach Klopstock das tiefe Schmerzgefühl der Trennung von dem innigst geliebten Freunde aus, den er zugleich beauftragte, Hagedorn in Hamburg zu sagen, daß Klopstock ihn so sehr liebe, wie Giseke selbst. Giseke richtete wirklich diesen Auftrag an Hagedorn aus, wie er selbst in einem spätern Briefe an diesen mittheilt. Daß Giseke aber diese Ode nicht mitnahm, sondern Klopstock sie erst nach dessen Abgang dichtete und von Langensalza aus am 22. Sept. 1748 an Hagedorn sandte, zeigt sein Brief vom letztgenannten Tage. „Ich würde es mir nicht vergeben können, daß ich das Vergnügen, an Sie selbst zu schreiben, mir so lange selbst entzogen habe", so beginnt der Brief, „wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen Giseke etwas von meiner zärtlichen Hochachtung gegen Sie gesagt hätte, und zwar besser, als ich es Ihnen durch Briefe würde sagen können. Ich will Ihnen hiermit dasjenige wiederholen, was er gesagt haben mag. Gisekens Entfernung von mir hat diese Ode mit veranlasset, die ich kurz nach seiner Abreise noch in Leipzig gemacht habe. Ich übersende sie Ihnen. Sie würden dabei noch einen langen Brief zu befürchten haben, wenn mich nicht die Schmerzen einer sehr zärtlichen Liebe zu sehr zerstreuten." Da Giseke am 10. April 1748

---

statt „durchs Unermeßliche" schrieb erst die zweite Ausgabe), V. 10 ff.: „Wandeln, so wie mit sphärischem Silberton | Gestirne, Dichtern nur vernommen, | Niedrigen Geistern unhörbar, wandeln", V. 13 „Altern" (statt „Zeiten"), V. 14 ff.: „Natur, die großen Dichter des Alterthums, | Die großen neuern Dichter! Segnend | Seh' ich ihr."

Leipzig verließ, so hat Klopstock die Ode irrig ins Jahr 1747 gesetzt. In einem Briefe an Bodmer vom 13. April spricht Hagedorn seine Hoffnung aus, durch den nächstens kommenden Giseke zu vernehmen, wie weit Klopstock mit seinem Messias sei.

V. 1—4. Ich scheide gefaßt ohne Thränen von dir, da, wenn man dem gerechten Schmerze der Trennung sich hingeben wollte, man das ganze Leben verweinen müßte. — Ich reiße mich los deutet auf den Gegensatz, an der Brust des Scheidenden sich dem Schmerze hingeben.*) — V. 5–18. So werden wir ja alle voneinander scheiden; denn wie der Himmel die innigst zusammen gehörenden Seelen voneinander zu trennen pflegt, so ist es auch unser Schicksal voneinander zu scheiden. Der Dichter bedient sich hier zweier Beispiele. Beim ersten, dem Gattenpaare, das aus eigener Wahl sich verbunden, schwebt ihm Gellerts nach einem Bericht einer englischen Wochenschrift gedichtete Erzählung das neue Ehepaar vor. Die der Rückkehr des Gatten harrende Frau sieht die Leiche desselben an das Ufer treiben, und stirbt auf ihr.**) Weniger zutreffend ist das andere Beispiel von den Gräbern der beiden großen epischen Dichter, von denen der eine auf der Insel Jos ruhen soll, während die Gebeine des andern in der Westminsterabtei beigesetzt wurden.***) — Der Cypresse ihre Klage nach gemeinem Sprachgebrauch für die Klage der

---

*) V. 1 f. hieß es früher: „obgleich der männlichen Tugend | Thränen zu weiblich nicht sind.“

**) Früher hieß es V. 6 „einsam verlassen“, V. 7 „Tod zween göttliche Gatten“, V. 8 „Weinend im“, V. 9 f.: „Sie am öden Gestade, wo von dem gebeinvollen Meersand | Sturmwind' ihr Grabmahl erhöhn.“

***) V. 11 ff. stand früher: „entfernt vom Gebeine Homerus, | Und kein Cypressenbaum weht | Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hinüber, | Noch ein beweinender Laut.“ „An dem (statt „am“) Grabe“ hat erst die zweite Ausgabe.

Cypresse. — Zum Gedanken vgl. die Ode an Bodmer (16), zu den ehernen Tafeln Tassos Klage bei Goethe IV, 5 zu Ende. Unser Verhängniß ist eben so unwiderruflich als unergründlich.*) — V. 19 f. Der Gedanke, die übrigen Freunde würden sich wohl beim Abschiede des Thränenstroms enthalten, fällt etwas matt ab. — Letzen sich, erfreuen sich deiner Gegenwart, nicht, wie man erklärt hat, Abschied nehmen, wogegen auch schon mit dir spricht. — V. 21 f. Ihre Seelen freilich werden unsichtbare Thränen weinen. Kühn ist der Gebrauch von Fremdling statt fremd (mit dem Dativ).**) — V. 23—28. Im Auftrag an Hagedorn bezeichnet der Dichter mit großer Feinheit die unendlich innige Liebe Gisekes zu Hagedorn, welcher die seinige gleich sei.***)

---

4. Die künftige Geliebte.

Diese seine in dem Gedichte an die Freunde nur berührte Sehnsucht nach der künftigen Geliebten ausführende Elegie in

---

*) Die frühern Lesarten sind V. 13 „eiserne", V. 16 „im Olympus", V. 17 „Was der in dem Olympus geschrieben." „In Staube" V. 17 ist wohl Druckfehler der zweiten Ausgabe statt „im Staube".

**) Durchaus abweichend lautete die Stelle früher: „Geh, mein zärtlichster Freund! dich segnen deine Geliebten | Auch vielleicht thränenvoll nach: | Wenn die Seele nicht Zähren, den Freundschaftsklagen unweinbar, | Bang und bebend ergießt." Statt „sanftes, edles" hatte die erste Ausgabe, wie durchweg, die schwachen Formen „sanften, edlen".

***) V. 23 hieß es früher „und wenn du genung ihn umarmt hast", V. 24 „Wenn auch die", V. 25 „gestillt ist, wenn alle", V. 26 „Redlich vermischt sind und fließen". Die Form „genung" hat Klopstock durchweg schon in der ersten Ausgabe. Die zweite Ausgabe ließ V. 24 das „auch" und „ist" weg.

Distichen sandte Klopstock am 10. Februar 1748 an seine geliebte Nichte in Langensalza, auf die sie besonders berechnet war. Das sehnsüchtige, die Erfüllung seines glühenden Verlangens sich lebhaft vergegenwärtigende Gefühl erhält hier seinen zart empfundenen Ausdruck, dem eine gewisse Breite und das Hin- und Herwogen der immer gespannten Empfindung wohl anstehen. Auch unsere Elegie hat eine durchgehende, besonders prosodische Ueberarbeitung vor der Aufnahme in die erste Ausgabe erfahren.

V. 1—4. Sein wehmüthiges Lied will er nur sich allein singen. Störend dürfte hier die Hindeutung auf das Lesen des Gedichtes sein, welches nur leise sein Ohr vernehmen soll, das an laute Klagen schon so sehr gewöhnt ist, daß diese keinen Eindruck mehr machen. — V. 3 f. würde man sehr wohl entbehren; daß er zur Beruhigung seines Herzens und zur Stillung der seinem geheimsten Schmerz fließenden Thränen das Lied singt, genügt vollkommen.*) — V. 5—8. Daran schließt sich der eigentliche Gegenstand seiner Klage, deren Heftigkeit sich in dem Vorwurf gegen die sonst so mütterliche Natur ausspricht.**) — V. 9—22. Aber er kann sich unmöglich dem Gedanken hingeben, daß ihm das Glück der Liebe versagt sein solle, und so drängt sich das Verlangen hervor, den Aufenthalt der ihm verborgenen Geliebten zu erfahren, die sich selbst ihm verrathen möge. Die Geliebte,

---

*) Ursprünglich hieß es V. 2 „dieses", V. 3 „soll es", V. 4 „mein zärtliches Ohr", worauf die beiden Verse folgten: „Bis, wie Byblis einst in jungfräuliche Thränen dahinfloß, | Mein zu zärtliches Herz voller Empfindung zerfließt." Vgl. Ovid. Met. IX, 453—664.

**) V. 6 stand „Gabst du zur Empfindung" (was in der ersten Ausgabe in „Gabst du zu dem Gefühl" verändert ward), V. 8 „Ewiges Verlangen, keine". Der Ausdruck „zum Gefühl" (um zu fühlen) dürfte nicht ohne Anstoß sein. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 7 „in das" statt „ins".

die ihn nicht aufsucht, scheint vor ihm zu fliehen. — V. 13 f. nennt der Dichter ein Gelächter, das ihre Freude verräth, als sie den Geliebten sieht, fügt aber dann den aus tiefer Brust sich emporringenden Seufzer des schmachtenden Mädchens hinzu*), wodurch er veranlaßt wird, seines eigenen Schmachtens nach der Geliebten zu gedenken, das ihn in der Nacht nicht schlafen läßt.**) — V. 23—28. Noch einmal drängt sich die sehnsüchtige Frage nach dem Aufenthalte der Geliebten hervor, und der Zweifel, ob er wirklich je eine solche umarmen werde.***) — V. 29—42. Sehr schön ist der Uebergang von dem bangen Zweifel zu der Vision geschildert, die ihn der herzlichen Neigung der Geliebten

---

*) V. 11 hieß es früher „vor allen erkoren“, V. 12 „sprich“. „Jetzt“ V. 12 ist Druckfehler der zweiten Ausgabe statt „itzt“, welches der Dichter überall beibehält, wo eine Kürze oder ein vokalischer Anlaut erfordert wird, wie V. 47, Ode 13, 14. Daneben braucht er nach dem Bedürfniß des Verses „jetzt“ und „jetzo“. Aehnlich verhält es sich mit dem Wechsel der ältern Formen „sahe, flohe“ u. ä. und den neuern „sah, floh“. V. 13 stand früher „verräthrischen Laut“ („Laute“ hatte die erste Ausgabe), V. 14 „Die, wenn du lachst, dir entfliehn, sag' es, o Göttliche, mir!“ V. 17 „gleichet“, V. 18 „Brust zitternd dem Munde zu flieht“. V. 17 soll der jetzige gedehnte Schluß malerisch sein. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 16 „verhehl' es mir“ statt „verhehle mirs“.

**) Die frühern Lesarten sind V. 19 f.: „Durch die Mitternacht hin klagt mein sanftes thränendes Auge, | Daß du, Göttliche, mir immer noch unsichtbar bist“, V. 21 „durch die Mitternacht hin streckt“, V. 22 „Bild, das vielleicht ähnlich dir ist?“ Mit besonderer Kraft geht der Relativsatz „die ich liebe“ dem „du“ voraus. Aehnliches findet sich mehrfach bei Lessing, Goethe und Schiller. Vgl. unten Ode 13, 50.

***) V. 23 stand früher „dich doch“ (in der ersten Ausgabe „dich“ allein, ohne „auf“), V. 24 „O du“, V. 25 „Wo ist der Ort, der dich hält? wo fließt der segnende Himmel“, V. 27 „Dürft' ich“ und „seliger Himmel“, V. 28 „die sehn, die du von Jugend auf sahst“ („sie sehn“ hat erst die zweite Ausgabe). Der Himmel segnet den in wärmster Umarmung geschlossenen Liebesbund.

versichert. Den Eintritt der durch die sehnsüchtigen Fragen*) erwachten Vision bezeichnet V. 35. Der Hoffnung Strahl belebt ihn, die wehmuthsvolle Lust der Liebe durchbebt ihn, die Thräne fließt, und die sichersten Zeichen innigster Gegenliebe beglücken ihn.**) Bei den Worten: weissagt dich V. 42 erinnert er sich erst, daß dies alles nur eine Vision sei, die er aber als eine wahrhafte Seelenwirkung der Geliebten betrachtet. Das Bild V. 41 f. deutet auf das Seelenhafte des leisen Lautes hin.

V. 43—47. Jetzt greift er das Bild der Geliebten, da er das Vertrauen gewonnen, daß auch ihm eine solche zu Theil werden solle, in lebhaftester Weise auf. Vgl. dazu das vierte Lied Wingolfs. Zuerst sieht er sie bei der Mutter, welcher er seinen glühendsten Dank für ihr Leben und die Zartheit ihrer Seele ausspricht.***) Dann aber läßt er sie in den Garten eilen, wohin er ihr nachfolgt, mit dem besorgten Wunsche, sie möge nicht eilen, da es ihr schaden könne. Hierbei erinnert er sich, daß er ihren Namen nicht weiß, mit dem er sie so gern anrufen möchte.†)

---

*) V. 29 hieß es früher „vielleicht ging", V. 31: „Soll ich dich niemals, o Himmel, erblicken? Führt niemals im Frühling", V. 32 „meine sanft zitternde", V. 33 „allmächtigen", V. 34 „Nie, wenn der Abendstern kommt". Erst in der zweiten Ausgabe ward V. 30 „nicht" nach „niemals" gestrichen und V. 32 „in ein" statt „durch ein" geschrieben.

**) Früher stand V. 37 „süßer prophetischer Schauer", V. 39 „Und ein Anblick geliebter mitweinender weiblicher Zähren", V. 41 „Ein mich segnender" oder „sehnender", und „ein liebender Schatten", V. 42 „Seiner Entschlafenen ruft, weissagt dich, Göttliche, mir." Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 35 „die (statt „meine") Gebeine" und V. 38 „den Wangen" statt „von den Wangen".

***) V. 45 hieß es noch in der ersten Ausgabe „sei mir dein gleich empfindendes Herze".

†) Früher stand V. 47 „eilt in den Garten", V. 48 „Keinem Zeugen behorcht, keinem beobachtet sein", V. 50 „die du" und „gefällst". Das

— V. 49—56 sind ein späterer Zusatz, dessen wir besser entrathen würden.*) In Petrarca vermißt Klopstock hier natürliche Einfalt, Fanny fanden wir schon Ode 2. Der Name Cidli stammt aus Klopstocks Messias. Die Singer (vgl. oben S. 85 f.) schrieb eine dichterische Erzählung Joseph und auch Liebeslieder. — V. 57—72. Sein ängstlicher Wunsch, daß sie nicht durch zu große Eile sich schade**), geht in Erfüllung, ja er sieht sie langsam wandeln, und er überzeugt sich bald, daß Liebe sie ergriffen habe; und wem könnte diese anders gelten als ihm? Er schaut sie sinnend, Thränen füllen ihr Auge, ein tiefer Ernst spricht aus ihren Zügen, deren Reiz dadurch noch erhöht wird. Die Ver-

---

dem Verse nicht ganz gemäße „unaussprechlich" behielt der Dichter auch später bei.

*) Dieses Zusatzes gedenkt Klopstock im Briefe an Hagedorn vom 19. April 1749. Er lautet dort:

Eil nicht so! Doch mit welchen Namen soll ich Dich nennen?
Die Du unaussprechlich meinem Verlangen gefällst?
Wirst Du Fanny genannt? Ist Singer Dein heiliger Name?
Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang.
Heißest Du Laura, welche der liedervolle Petrark sich,
Königen und Weisen, sie zu bewundern, besang?
Laura! Fanny! ach Singer! Ja, Singer nennet mein Lied Dich,
Wenn im Liede mein Herz halb gesagt Dir noch gefällt.
Denn wo ist er, der göttlichste Jüngling der liebenden Dichter,
Der, wie sein Herz sie empfand, der so die Liebe besang?
Meine Singer, ach eile nicht so, damit Dir kein Dorn nicht u. s. w.

**) Früher hieß es: „damit kein Dorn des vergangenen Winters | Deinen zu flüchtigen Fuß, indem du eilest, verletzt; | Daß kein schädlicher Duft des werdenden Frühlings dich anhaucht, | Daß sich dem blühenden Mund reinere Lüfte nur nahn." In der ersten Ausgabe änderte Klopstock V. 57 „damit kein Dorn der verpflanzeten Rose" und V. 58 „wenn du eilest", behielt aber V. 59 f. unverändert bei. „Verpflanzt" steht in der Bedeutung „an einen falschen Ort gepflanzt", wie Ode 20, 1.

muthung, sie traure vielleicht, weil eine ihrer Freundinnen sie getäuscht*), verwirft er sofort, da er ahnt, daß das gewaltige Gefühl der Liebe sie, wie ihn, ergriffen habe, wovon der tiefe Seufzer, das verlangend zum Himmel gerichtete Auge und der tiefsinnige, seelenhaft versunkene Blick ihn so fest überzeugen, wie er gewiß ist, daß kein edles Herz ohne diesen heiligsten aller Triebe zu sein vermöge.**) — Die Umschreibung der unsterblichen Naturen durch derer, die ewig sind, ist etwas matt. — V. 73—78. Daß er selbst von innigster Liebe zu ihr ergriffen sei, wagt er zuerst nur in dem Wunsche leise anzudeuten, daß sie den Geliebten kenne, daß die Winde dessen Liebe ihr verkünden möchten.***) — V. 79—82. Zuletzt aber drängt es ihn, den Winden die Botschaft an die Geliebte aufzutragen, der sie den unendlichen Drang seiner glühenden Liebe verkünden sollen. Bei der Auffor-

---

*) V. 61 hieß es früher „gehst" (statt „gehest"), V. 66 „in dir" (statt „dir"). — „Empören" V. 66 in der Bedeutung „aufregen", stand auch früher Ode 15, 17, jetzt noch Ode 28, 17. Schiller nahm den Ausdruck von Klopstock an. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 62 „das verschönte" statt „dein verschönert", V. 63 „weinest du, weil der" statt „weinst du, weil deiner", V. 66 „das (statt „mein") Herz".

**) V. 68 stand früher „Blick zärtlich zum Himmel hin sieht", V. 69 f. „mir die brünstige (nach älterm Gebrauche, wie auch „inbrünstig", in der Bedeutung „innig") Stellung, als wenn du umarmtest, | Als wenn du ans Herz eines Glückseligen sänkst", V. 71 „erhabenes Herz". Erst in der zweiten Ausgabe findet sich V. 67 „seufzende" statt des früheren „erseufzende" und „zu dem Himmel" statt des „gen Himmel" der ersten.

***) Die frühern Lesarten sind V. 73 „Göttliche, du liebest", V. 74 „unbemerkt zärtlich dir schlägt", V. 77 „wehten dir doch" und „brünstig Verlangen", V. 78 „Seufzer Getön, seiner Gesänge Laut zu". In der ersten Ausgabe trat V. 75 f. die jetzige Lesart an die Stelle der frühern „dessen Seufzer dich ewig verlangen" und „fodern". Druckfehler dieser Ausgabe scheint V. 73 das zweite „du liebest" statt „du liebst".

derung der Winde schwebt die Stelle des Virgil vor, wo der Schäfer Damötas wünscht, die Winde möchten einen Theil von dem, was Galatea ihm so oft gesagt, zu den Ohren der Götter bringen (Ecl III, 73). Die Winde sollen zu ihr in die Laube dringen durch den Wald hin, in dessen Nähe er sich die Wohnung der Geliebten denkt.*) Vgl. Goethes Lied Juni. — V. 83—98. Nachdem er seinen unüberwindlichen Drang nach Liebe, die nicht der Tugend entgegenstehe, sondern selbst die schönste Tugend sei, hervorgehoben (—86)**), spricht er die tiefste Empfindung aller Vorzüge der Geliebten aus, von denen keiner ihm entgehn solle (—94)***), und die unbeschreibliche Glut, womit er sie lieben werde (—98). Höher als den Dichter setzt er noch den Ausdruck der Liebenden selbst. Den Namen Cidli, unter welchem Klopstock später seine Meta feierte, hat er V. 95 erst in der ersten Ausgabe der Oden gesetzt.†)

*) V. 79 f. hießen früher: „Wie die Winde des goldenen Alters vom Ohre des Schäfers | Mit der Schäferin Ach hoch zu der Götter Ohr flohn", V. 82 „durch den Wald hin".

**) V. 83 stand früher „Gefühle" (statt „Empfindung"), V. 84 „Aber zur Liebe gab sie noch ein gewaltigers mir", V. 85 „sie's" (statt „sie"), V. 86 „edler und mächtiger gab". Die ursprüngliche Lesart „der schönsten der Tugenden", wofür Klopstock in der ersten Ausgabe „der Tugenden schönsten" schrieb, hat er in der zweiten wiederhergestellt.

***) V. 87 f. hieß es früher „halb nur begegnendes", V. 94 „eilet unausgeforscht mir und".

†) In der ersten Ausgabe hieß es V. 95 „o Cidli". Im folgenden Vers schrieb erst die zweite Ausgabe „Und selbst wir" statt „Selbst wir entzückt".

5. Selmar und Selma.

Diese Elegie dichtete Klopstock in den ersten Monaten des Jahres 1748. Das liebende Paar führte damals die von den Griechen entnommenen Namen Daphnis und Daphne.*) Am 25. Juli 1748 sandte der Dichter sie an J. A. Schlegel, mit der Bemerkung, diese Elegie habe viel Verbindung mit seiner Zerstreuung, wonach die Beziehung derselben auf seine Geliebte, die er auch noch in Ode 9 Daphne nannte, unzweifelhaft ist. Vorschwebte wohl die berühmte horazische Ode III, 9, die so manche Dichter der Zeit verlockte, aber von ihm gleichsam verklärt wurde. Den Namen Selma nahm er aus Ossians Liedern von Selma, die ihn so sehr rührten; freilich ist Selma dort Ortsname, und man sollte meinen, er würde eher den Namen der liebenden Colma und ihres Salgar gewählt haben, aber da er den Geliebten nicht gern Colmar nennen wollte, so wählte er lieber den ihm besonders gefälligen Namen Selma.

Das Gefühl innigster Unzertrennlichkeit erhält in diesem Liebesgespräche, worin einer den andern an Zärtlichkeit überbietet, den treffendsten, vollströmenden Ausdruck. Hatte Selmar (der Dichter versetzt uns mitten in das Gespräch hinein) von den schwermüthigen Tagen gesprochen, die er nach dem Tode der Geliebten leben werde, so verräth sich Selmas zarte Seele darin, daß sie nur von Stunden redet, die sie nach dem Tode Selmars aushalten könne.**) Dieser will nur Minuten das Leben ohne sie

---

*) Wo jetzt „meine Selma", stand früher „zärtliche Daphne", V. 35 „göttlichste", V. 38 und 42 „zärtlichste Daphne", statt „ach mein Selmar", „zärtlicher Daphnis", und so auch sonst „Daphne, Daphnis" an der Stelle von „Selma, Selmar".

**) V. 3 hieß es früher „durch weinen" (vgl. Ode 3, 3), V. 6 „zärtlich

aushalten, aber Selma möchte ihm auch diese ersparen, und erst gleich nach ihm sterben.*) Da der Geliebte aber gleichfalls zuerst sterben will, verkündet ihm Selma, daß sie schon lange das Schicksal darum gebeten habe.**) Erst dem sehnlichen Gebete Selmars, daß der Vater der Liebe sie zu gleicher Zeit abberufen möge (wie Philemon und Baucis), kann sich auch Selma mit liebevollster Herzlichkeit anschließen.***) Man bemerke, wie Selma immer Selmars genau nachgebildeten Ausdruck zu zarterer Innigkeit erhebt.

---

genossen", V. 8 „uns ungeliebt keines entfloh!" V. 11 „Ach dann", V. 12 „Jeden unbrauchbaren (ohne Genuß hingebracht, wie in der Elegie oben S. 14 „brauchbar" steht) Tag, jede mir schreckliche Nacht", V. 16 „Wie der vergangenen uns ungeliebt keiner entfloh!" (in genauem Anschluß an V. 8). Erst in der zweiten Ausgabe steht V. 1 „trennet" statt des frühern „trennte".

*) Die ältern Lesarten sind V. 19 „unbrauchbare, trübe", V. 20 „bring' ich, bist du erblaßt" (wie auch V. 26 „bist du, Daphnis, erblaßt"), V. 21 „die todte Hand küsse noch einmal", V. 22 „Sink' an die ruhende Brust, wein' und erblasse bei dir!" V. 25 „dann bring' ich auch" und, wie V. 19, „unbrauchbare", V. 28 „zittr' und erblasse daselbst". — „Seelenlos" V. 20. 26 heißt nicht „meiner Seele (d. h. deiner) beraubt", sondern „im stumpfen Schmerze", wie in der Ode an Ebert „starr, seelenlos".

**) V. 32 begann früher „längst schon mit".

***) Früher stand V. 33 „thränenden Augen", V. 43 „Grabmal nicht", V. 44 „die so voll", V. 45 „zu ewig offene Gräber" („offenen" muß es jetzt heißen, nicht „offene"), V. 48 „Daphnens und meinen Geist fliehn!" — Die Worte „Sieh diese — Herz" sollen andeuten, wie sehr auch er sie liebe und dadurch ihre Liebe verdiene. Der freie Gebrauch des Dativs „dir" (für dich) V. 42 findet sich schon in der ersten Fassung.

6. An Ebert.

Archilochisches Versmaß, wie in der bald darauf gedichteten Ode 3. Vgl. oben S. 9. Den Inhalt der Elegie bildet der schreckliche Gedanke, allein, ohne die Freunde der Jugend, im Alter dazustehn, ein Gedanke, der Klopstock befällt, als er eben mit Ebert beim Weine sitzt. Sonderbar dürfte es doch sein, daß sich beide allein hier am Weine zu vergnügen scheinen, dessen Freund freilich Ebert war; der Dichter ergreift gerade eine ihm passende Situation, deren Unwahrscheinlichkeit er uns durch die lebhafte Darstellung vergessen macht.

V. 1—12 bilden die Einleitung zu dem schwermuthsvollen Gedanken. Selbst beim Weine, der ihn sonst so mächtig zur Freude zu stimmen wußte („vordem gewaltiges Kelchglas") ergreift ihn der schmerzliche Gedanke, dessen er sich durch Thränen zu entledigen sucht. — Zu V. 7 f. vgl. den Schluß von Goethes Tasso. — Er geht zur Seite, um zu weinen; aber er kann den Gedanken nicht wegweinen. Nach „und weinen!" V. 11 tritt eine Pause ein; das folgende spricht der Dichter, als er zurückgekehrt ist.*)

Den schwermuthsvollen Gedanken sprechen V. 13—15 aus, worauf der Dichter nach der bekümmerten Frage an Ebert, ob dieser nicht schrecklich sei (V. 16 f.)**), in einem weit ausgeführten

---

*) V. 3 stand früher „Ach, vergebens redst du", V. 5 und 11 „Ich muß weggehn" und „Zähre", V. 9 „könnten die Menschen ihr Unglück" (in der ersten Ausgabe „könnten ihr Leiden die Menschen"). Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock auch V. 6 „meinen Gram mir" statt „meine Betrübniß" und V. 10 „ertrüg' er es" statt „ertrügen sie's."

**) V. 13 f. lauteten früher: „Ebert, wenn sie einst alle dahin sind, wenn unsere Freunde | Alle der Erde Schoß deckt", V. 15 begann „Und wir

Bilde beschreibt (V. 18—34), wie ihn mit gleich niederschmetternder Gewalt einst zur Mitternacht die Vorstellung von den beim letzten Gericht aus ihren Gräbern steigenden Freunden ergriffen habe.*) Auffallend ist es, wie der Dichter hier statt des Blitzes den Donner setzt, gleichsam als ob der Blitz die treffende Hand des Donners wäre; Veranlassung dazu bot donnernd V. 20. — Den herangewachsenen Sohn bezeichnet er als gebildet, wie Goethe seinen Hermann den wohlgebildeten Sohn nennt. — Unter der unsterblichen Schar sind Gott und die himmlische Heerschar gemeint, die beim Weltgericht erscheinen. Klopstock trug sich schon damals mit einer Darstellung des Weltgerichts, die er später im Messias gab.

Mit V. 35 kehrt er zu dem oben angedeuteten schwermuthsvollen Gedanken zurück, um Ebert zu fragen (V. 35—50), wie es ihnen beiden zu Muthe sein würde, wenn alle ihre Freunde ihnen vorangegangen sein würden, wobei er das Bild der einzelnen, die wir alle aus Wingolf kennen, mit treffenden Zügen ausführt, und meist den Begriff des Todes durch das Aufhören bezeichnender Eigenschaften derselben umschreibt.**) — V. 51—60.

---

wären", V. 17 stand „nicht bang und starr und seelenlos" (vgl. oben S. 120*) um sich, V. 18 „ach, so erstarb". Erst die zweite Ausgabe setzte V. 17 „trüb" statt „bang".

*) V. 21 stand früher: „Ja, wie einen reisenden Mann, der der Gattin zueilend", V. 22 „gutartigen", V. 23 „gefälligen", V. 24 „wie du den", V. 25 f. „und seine Gebeine zu fallendem Staub machst, | Dann triumphirend und hoch", V. 27 „den trüben Olympus durchwandelst, so trafst du", V. 29 „verlor, daß mein bebendes", V. 30 „marklos und ohnmachtsvoll sank", V. 31 ff.: „Ach um Mitternachtszeit ging das Bild vom Grabe der Freunde | Meine Seele vorbei. | Um die Mitternachtszeit sah ich die Ewigkeit vor mir | Und die unsterbliche Schar." Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 25 „ihm das Gebein" statt „seine Gebeine".

**) Ausgelassen sind jetzt nach V. 42 die Verse: „Wenn uns Olde ver-

Ja er denkt sich den schrecklichen Fall, daß auch Ebert vor ihm sterbe und die ihm einst zu Theil werdende Geliebte, und fragt sich dann, wie er mit seinem zur Freundschaft geschaffenen Herzen diese Einsamkeit ertragen werde. — V. 59 f. Wird der Geist in dieser schrecklichen Einsamkeit in stumpfen Schlummer sinken?*) — V. 61—80. Sollte aber sein Geist noch wach bleiben, so will er nach allen Gräbern seiner Freunde hinwallen und endlich in sehnsüchtigem Hinschmachten nach ihnen an einem derselben sterben. Lebhaft versetzt er sich in diesen unglücklichen Zustand und er vergegenwärtigt sich, was er dann thun werde.**) — Eigenthümlich ist

läßt und dir, empfindende Sch . . ., | Folgt oder vor dir entflieht." V. 35 hieß es früher: „Wenn des zärtlichen Gisekens Auge mir nun nicht mehr lächelt", V. 38 „nicht mehr wie Sokrates", V. 39 „Wenn des" und „harmonisches", V. 40 „Keinen Laut nicht mehr singt", V. 41 „Wenn vom Grabmal empor der", V. 42 „Frankreichs Gesellschafter sucht", V. 45 „Ach wenn in", V. 46 „mehr vor Zärtlichkeit", V. 47 „Vater entfernt, wenn Hagedorn todt ist", V. 49 „Wir verlassenen beide! Läßt uns ein", V. 50 „alle sie hier?" Die erste Ausgabe hatte V. 35 „Wenn nicht mehr d. z. Gisecken Auge mir", V. 41 „über dem Grabe", V. 47 „Wenn entschlummernd sich H. u. V. entfernet", V. 49 „Geweihte". — V. 36. „Der Radikin", die in Leipzig ruhte. — V. 42 f. Schlegels Aufenthalt in Strehla, wo er Hofmeister war, bezeichneten die leipziger Freunde als seine „Verbannung". Klopstock schrieb an diesen, Giseke habe ihn allein „in seiner Einsamkeit" durch Briefe unterhalten.

*) V. 52 stand „nachtvoller", V. 54 „Bin ich der Einsame denn", V. 55 „alsdenn auch", V. 55 „auch ihr zartes Gebein", V. 57 „Bin ich allein, allein auf der Welt von allen noch übrig", V. 58 „du da", V. 59 „wirst du, Seele zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage", V. 60 „sehen". Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 53 „dann" statt „denn".

**) V. 63 stand früher „zu fühlen dein Elend", V. 67 „Einsame Gräber", V. 69 „lieget", das in der zweiten Ausgabe statt „liegt" wiederhergestellt ward, und „Thälern", V. 71 „Sammelt euch, Gräber, um mich; ich will", V. 72 „gehe, und auf", V. 73 „Einen Zypressenbaum", V. 74 „thränend um mich erziehn", V. 75 „biegsamen Wipfeln" (beide Ausgaben haben „biegsamen (lies „biegsamem") Wipfel"), V. 78 „Enkel, grabet mich dann"

es, daß die Seelen seiner Freunde ihm als Engel auf der Zypresse erscheinen. — V. 81—84. Der Gedanke an eine solche schaurige Einsamkeit aber ist ihm zu schrecklich, als daß er sich nicht gewaltsam von ihm losreißen müßte, wobei er auf den frühern Vergleich (V. 18 ff.) wieder zurückkommt.

6a. Die Verhängnisse.

Die in den ersten Monaten des Jahres 1748 gedichtete Ode schloß Klopstock von seiner Sammlung auch in der zweiten Ausgabe aus. Vgl. oben S. 13. Im ersten Theile der in archilochischem Versmaß gedichteten Elegie (V. 1—16) führt er aus, wie selten Könige, Philosophen und Priester die ihnen verliehene Bestimmung erfüllen, so daß sie nur zum Unglück werden, daß Gott im Zorne ihnen eine höhere Stellung gegeben hat. Daran schließt sich der Gedanke (V. 17 f.), daß wahre Tugend den Menschen nicht bestimmt, sondern für den Himmel aufbehalten sei, nur ein Abbild derselben in der Brust des Menschen wohne. Hierdurch bahnt der Dichter sich den Uebergang zu seinem Glücke. — V. 19—30. Ihm wurden die Gabe des Liedes und edle Freunde zu Theil, und er will dieser beiden Gaben durch weisen Gebrauch und treue Liebe sich würdig machen; sonst wären auch ihm diese Gaben zu

(in der ersten Ausgabe „Grabet den Todten dann ein"), V. 79 „Neben meinen Entschlafenen ein! Dann nimm". Noch die erste Ausgabe hat V. 61 „für Nächte sie halten", V. 63 „wenn du bisweilen erwachtest, zu fühlen dein Elend", V. 64 „Banger, unsterblicher", V. 65 „vom Grabe", V. 71 „mit bebenden", V. 77 „mein Haupt gen Himmel".

seinem Unglück verliehen. Seltsam aber wird dieser klare Gang des Gedichtes durch die zwischentretende Bemerkung gestört, Liebe dürfe er sich nicht bitten, da diese Tugend sei, welche nur dem Himmel angehöre. Dieser Gedanke, daß die Liebe gar nicht von Menschen erfleht werden dürfe, ist doch gar zu wunderlich. Und wenn die höchste „selige Liebe" nicht dem Menschen verliehen ist, warum soll denn das irdische Liebesglück ihm verwehrt sein? wäre dieses etwa mit der Weisheit, welcher seiner Leier heilig sein soll, nicht vereinbar? Wie Klopstock als Dichter der Liebe sich so vergehn konnte, daß ihm die Liebe für den Menschen zu hoch schien, und er meinte, mehr als die Gabe des Sanges und edle Freundschaft, die ihm beide verliehen seien, dürfe er nicht verlangen, erklärt sich nur aus einer augenblicklichen Ueberspannung, welche er selbst später so bestimmt als solche erkannte, daß er die Elegie von seinen Gedichten ganz ausschloß. Die Ueberschrift deutet auf seine Bestimmung als Sänger der Weisheit und Freundschaft im Gegensatze zu Königen, Philosophen und Priestern. Die Elegie steht im Anhange der Oden.

---

7. Salem.

Alkmanisches Versmaß. Vgl. oben S. 20 f. Diese Ode, welche dem Dichter das dringende Verlangen eingab, endlich das Herz der ihn schmachten lassenden Geliebten zu bewegen, sandte er am 27. September 1748 an Bodmer. Die Hartnäckigkeit Fannys hatte ihn so furchtsam gemacht, daß er Bedenken trug, sie ihr selbst zu übergeben. Sie erschien zuerst in der darmstädtischen Sammlung; Klopstock nahm sie mit manchen proso-

dischen und kleinen sprachlichen Aenderungen*) erst in die zweite Ausgabe auf.

Sein fast hoffnungsloses Verlangen, endlich das spröde Herz der für ihn geschaffenen Geliebten zu gewinnen, kleidet er in eine Klage an den ihm erscheinenden, aber, als er ihn um seinen Beistand fleht, sich abwendenden Seraph Salem. Fanny kannte den Salem schon aus dem dritten Gesange des Messias, wo er einer der beiden heiligen Wächter des Johannes ist, „ein himmlischer Jüngling" (V. 466 ff.). Man hat gemeint, Salem scheine den armen Dichter zum Besten haben zu wollen. Freilich kann Klopstock, als Salem sich stumm entfernt, in seiner glühenden Leidenschaft nur verzweiflungsvolle Klagen ausstoßen, aber der

*) Die frühern Lesarten sind, nach Ausscheidung offenbarer Schreib- oder Druckfehler: V. 1 „stieg hell mit", V. 2 und 23 „Schutzgeist" (statt „Engel"), V. 7 „welche beim Wiedersehn" und „sich Liebende", V. 8 „und kein Schicksal mehr trennte", V. 9 „wolkichter Hauch sanftathmender", V. 10 „vom Haupte des Seraphs herunter", V. 11 „wie sie", V. 12 „Liebende nach dem Tode Gott opfern", V. 13 „daß sie", V. 15 „Daß kein Schicksal sie", V. 18 „aufwallender", V. 19 „voll Unschuld", V. 21 „Und ein", V. 22 „sah mich sanft an", V. 24 „sich sonst", V. 25 „dem stammelnden Jahre" (?), V. 27 „Dann lehr' ich das Auge des Knaben in Thränen", V. 30 „sie würd' ihn auch da", V. 31 „Liebe das wäre", V. 37 „Dann läßt sie viel Thränen", V. 39 „fühlt das", V. 40 „Und weiß nicht", V. 41 „der wachenden Augen", V. 43 „Nicht die Bangigkeit seines Herzens", V. 45 „der vernommen" (?), V. 47 „alsdann", V. 51 „Seiner Göttlichen sagt", V. 55 „die Tugend und Liebe gewaltig", V. 56 „träumet", V. 57 „kommen die seligen Stunden", V. 59 „die ewigen Seelen von süßer Entzückung", V. 60 „Begeisterung", V. 61 „ich, was Gott für Meisterstücke gemacht hat", V. 62 „Seelen zur Liebe gemacht hat", V. 67 „o himmlischer", V. 68 „Ach so", V. 69 „Höre mich gütig", V. 70 „das Glück der Liebe", V. 73 und 75 „dachte" (statt „hoffte"), V. 74 „schon lange mein Herz", V. 79 (vgl. V. 51) „Meiner Göttlichen sagte". Auffallend ist, daß Klopstock V. 3 noch den „Olympus" beibehalten hat.

Schutzgeist Klopstocks und der Liebe ist ihm so freundlich (lächelnd und in anmuthigstem Schmucke) erschienen, und nicht ohne Grund hat er auf seine heilige Sendung bei den zur Liebe gebildeten Mädchen hingewiesen; wie schmerzlich es den Dichter auch ergreift, daß er auf sein Flehen nicht hört, Salem wird zur Zeit, wenn Gott ihn sendet, auch Fannys Herz mit Liebe zu ihm erfüllen, und diese Zeit kann nicht ferne sein, da der Dichter sich bereits in gewaltigster Sehnsucht nach ihr verzehrt. Salem erscheint als tröstender, freilich sich aller Zusagen enthaltender Engel, auf den Klopstock mehr vertrauen sollte, als ihm die Leidenschaft brennenden Verlangens und des Schmerzes über Fannys Kälte gestattet.

V. 1—16. Salem erscheint in einer herrlichen milden Sommernacht („einen festlichen Abend". vgl. Ode 8, 61), mit Rosen das Haupt umwunden, von lieblichstem, ihn umfließendem Dufte begleitet; seine Rosen und der Duft sind Ausflüsse der Seligkeit von Liebespaaren, welche sich jenseits wiedergefunden. Der Dichter weist hier gelegentlich darauf hin, daß die für einander geschaffenen Seelen auch im Jenseits sich unzertrennlich angehören. — V. 17—20. Süßer Seelenfriede erfüllte den Dichter, als er den Schutzgeist der Liebe sich also nahen sah.*) — V. 21—52. Salem, der sich ihm gleich als Schutzgeist reinster Seelenliebe zu erkennen gibt**), führt aus, wie er die zur Liebe bestimmten Seelen schon frühe zu innigster Zartheit bilde, wie das Mädchen aber erst durch seine Eingebung zur Liebe bewegt wird, während im Jüngling der Trieb aus der Tiefe der eigenen Seele allge-

*) V. 20. „Adams Unsterblichkeit", die ihm vor dem Sündenfalle, im Stande der Unschuld, verliehen war.

**) Zu V. 23 f. vgl. in der Ode „Gegenwart der Abwesenden" V. 22 f. „Geliebtere, als die Liebenden lieben."

waltig erwacht. Hat aber Salem im Traume dem Mädchen den Jüngling gezeigt, wie er ganz von innigster Liebe zu ihr zerfließt, dann erfaßt die Liebe auch dieses mit Allgewalt, so daß es alle kleinlichen weltlichen Rücksichten hintansetzt. Solche Rücksichten waren es, welche die wohlhabendere Fanny von Klopstock zurückhielten. Treffend wird auch hier, wie in der Ode die künftige Geliebte die Liebe als von der Tugend unzertrennlich dargestellt. — V. 53—66. Die ganze Wonne hingegebener Liebe*), die auch ins Jenseits herüberreicht, schildert der Schluß von Salems Rede. Die Dichtung von Salems Wirkung auf die Liebenden gehört zu den zartesten dichterischen Gebilden. Daß der Schutzgeist die Seelen ins Jenseits bringe, ist gangbare Vorstellung. Diese Darstellung und die Qual seiner gepreßten Seele, die sich in der Anrede an Salem (V. 67—82) ausspricht, sollten auf Fanny wirken. Schon nach den vier ersten Versen der Anrede des Dichters wendet sich Salem um und steigt zum Himmel. Wenn der Dichter am Schlusse V. 71 f. wiederholt, so folgt daraus nicht, daß dort erst Salem sich entfernt; die Klage kehrt hier unwillkürlich zurück, so mächtig hat ihn der bittere Schmerz ergriffen. Absichtlich gibt der Dichter V. 75 ff Salems eigene Worte wieder, wie er im Traume dem Mädchen den liebenden Jüngling zeige (V. 47 ff.); nur die Stelle „meiner Seele — Herz" konnte er aus dessen Rede nicht herübernehmen.

---

*) Ungemein schön ist die Bezeichnung der ersten Liebeszeit durch die „jauchzende Jugend der Liebe"; das Jauchzen ist der von Freude aufgeregten Jugend eigen. Goethe schrieb im Tagebuch seiner Schweizerreise in Schwyz: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht." In Klärchens Lied im Egmont heißt es von dem liebenden Mädchen „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt".

8. Petrarca und Laura.

Zweites asklepiadeisches Versmaß, wie Ode 1. Schon in dem Anfangs Juli 1748 geschriebenen Briefe an seinen Freund Cramer theilt der Dichter Stellen dieser Ode mit, die er eines Abends gemacht, als sich keine Nachtigall habe hören lassen. Vgl. oben S. 18. Gegen Bodmer bemerkt er am 27. September 1748, Laura, die so sehr nach der Unsterblichkeit gedürstet, sei vielleicht seiner Fanny ähnlich gewesen, und er führt dann V. 51—62 unserer Ode an, indem er nur ist und tritt in war und trat ändert. Die darmstädtische Sammlung brachte auch diese Ode zuerst. Klopstock selbst gab sie, wie die vorige, erst in der zweiten Ausgabe, mit vielen sprachlichen und metrischen Verbesserungen.*)

Um Fanny zu bewegen, stellt er zuerst den unendlichen

---

*) Die frühern Lesarten sind: V. 1 „von mir kaum angeschaut", V. 6 „in mir" am Anfange des Verses, V. 9 „der du erzittertest", V. 10 f. „seufzend unsterbliche | Thränen weintest, die selbst wehmuthsvoll", V. 12 „weinet, ach vielleicht wäre sie", V. 13 „erweicht. Ach! vielleicht", V. 17 „weit über meins erhöht", V. 18 „die heilge Brust", V. 21 „und dem sanftthränenden", V. 24 „Gesellin", V. 26 „itzo", V. 28 „Auch der schwache Trost fehlte mir", V. 30 „mein Auge zu", V. 41 „Damit eine", V. 42 „hohen", V. 43 „die thränenvoll", V. 46 „Heilger Zärtlichkeit", V. 62 „wie die", V. 64 „sprach der Glückselige", V. 65 „was für", V. 67 „aufwallender", V. 71 „süßer Luft", V. 73 f. „wo die Entzückungen | Um mein trunknes Haupt taumelnd fliehn", V. 83 „wir uns zärtlich geliebt", V. 84 „unsres Nachruhms", V. 89 „es Monarchen sind", V. 90 „goldene Könige", V. 95 „Laurens", V. 99 „als die Monarchinnen", V. 100 „Mehr als die Töchter der Könige". In dem Briefe an Cramer steht V. 23 „sah er" (mein Blick), V. 34 „in goldener Schale", V. 36 „denen ein zärtlicher". Spätere Druckfehler sind „anderen" statt „andern" V. 1, das Ausrufungszeichen statt Fragezeichen V. 14, „in" statt „im" V. 38 und V. 53 f. Klopstock schrieb „rosenwangicht", wie auch „lockicht, wolkicht" u. ä., aber „blumig" Ode 10, 61.

Schmerz seiner nach innigster Verbindung mit ihr sich sehnenden Seele, dann das Glück und den Nachruhm dar, welche der Geliebten warten, wenn sie ihre Liebe ihm schenke. Das Ganze kleidet er in einen Traum, so daß die Einleitung seinen Schmerz schildert, alles übrige in dem Traume durch Petrarca und Laura ausgesprochen wird; in Lauras Beschreibung aber entwirft er das Bild seiner eigenen Geliebten.

V. 1—14. Den Anblick des so still und rein hinwandelnden Mondes vermochte der in düstere Schwermuth versenkte Dichter nicht zu ertragen; dreimal erbebte ihm Herz und Seele*), da der einsame Himmelswanderer ihn so bitter mahnte, daß auch er einsam, ohne ein liebendes Mädchen, durch das Leben wandern solle. Fanny selbst würde mit ihm geweint haben, wäre sie Zeugin seines schrecklichen Schmerzes gewesen. — V. 15—28. Der letztere Gedanke bahnt ihm den Uebergang zum süßen Schlummer der Geliebten, wozu seine eigene Schlaflosigkeit den entschiedenen Gegensatz bildet; trostlos lag er da, in tiefster Einsamkeit, da auch der seinen Schmerz sanft lindernde Sang der Nachtigall verstummt war.**) — V. 29—46. Während ein Engel des Himmels ihn in Schlaf versenkt, bittet ihn der Entschlummernde, das Opfer seiner Thränen zu den durch reinste Liebe auf Erden einst ausgezeichneten verklärten Frauen***) im Himmel zu tragen, ob viel-

---

*) „Tochter des ewigen Hauches", d. i. des Odems Gottes. Gleich darauf redet er sie als „Unsterbliche" an.

**) „Der nächtliche Hain" (der Hain zur Nachtzeit), wie Goethe selbst in Prosa sagt „die nächtliche Stadt", „die nächtliche Thüre".

***) Rowe, Elisabeth Rowe, geborene Singer. Vgl. Ode 1, 28. — Radikin. Dieser Braut Cramers ist mehrfach gedacht. Vgl. Ode 2, Lied 2. — Haller besang seine 1736 im fünfundzwanzigsten Jahre gestorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris; von seinen drei

leicht eine von diesen niedersteigen möge, das Herz der Spröden zu bewegen. Wir haben hier eine ganz ähnliche Vorstellung wie in der Ode Salem. — V. 47—63. Da sieht er im Traume Laura, an deren Brust sich Petrarca legt. — V. 64—78. Petrarca spricht das Glück ihrer unendlichen Liebesseligkeit aus, die ihn so ergreift, daß er sie nicht besingen kann (was er den Engeln überläßt), sondern in ewigen Freudenthränen zerfließt.*) — V. 79—102. Noch weniger vermag Laura die unendliche Wonne auszusprechen; als sie mit den Worten „Mein Petrarca" beginnt, ersticken Seufzer und Thränen der Lust ihre Stimme, aber der Dichter selbst wagt es, ihrem Gefühle seinen Ausdruck zu leihen. Denn kaum dürfte es angehn, die Stelle so zu verstehn, daß sie dieses unter Seufzern und Thränen wirklich gesprochen. Daß der Dichter ihre Seufzer und Thränen auslegt, ist freilich etwas sonderbar. Das Glück der Liebe, das sie auch jenseits erfreut, deutet er nur kurz an. V. 81 f. entsprechen oben V. 69 ff. Was Laura noch ganz besonders erfreut, ist die durch ihre Liebe**) errungene irdische Unsterblichkeit, und daß sie beide den Nachkommen als wirksame Muster der Nacheiferung voranleuchten, wodurch diese den höchsten Gipfel des Glückes erreichen werden, was die Anrede an die Enkel und Enkelinnen in entsprechender Weise ausführt.***) Hier wird nun wieder besonders hervorgehoben, daß

Kindern ist die Tochter, welche gleichfalls den Namen Marianne führte, unter der jüngern Doris verstanden.

*) Seltsam ist V. 73 f. der Ausdruck „es von Entzückungen schwebt taumelnd um mein trunknes Haupt": die Entzückungen taumeln in dem sein Haupt umgebenden Luftkreis.

**) Die „goldne Zeit" V. 87 und 96 ist die Wonnezeit der Liebe.

***) Es geht nicht wohl an, die „frohen Seufzer und Thränen" auf Laura und Petrarca, auf ihr gegenseitiges „Kosen durch Blicke, Seufzer,

des Dichters Sang die Geliebte der Unsterblichkeit weiht, und die innigste Seelenliebe eines Dichters als der höchste Segen bezeichnet, welcher ein rein empfindendes Mädchen beglücken könne.

8a. Der Adler.

Wohl in den Herbst des Jahres 1748 gehört folgende von Klopstock in keine seiner Ausgaben aufgenommene Ode, eine Lieblingsode Herders; sie findet sich bei Cramer, in der schubartschen und der darmstädtischen Sammlung. Die Ueberschriften der Adler und die Verwandlung rühren nicht von Klopstock her.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,
 Weiblich und zart von Gefühl,
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen; so zärtlich und fühlend
 War kein Sterblicher mehr.
Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und fühlend
 War keine Sterbliche mehr.
Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schicksal
 Gab mir ein hartes Gesetz,
Ewig zu schweigen und einsam zu weinen; so zärtlich und elend
 War kein Sterblicher mehr.
Einst sah ich sie im Haine, da ging ich seitwärts und weinte
 Seitwärts ins Einsame hin,
Tief in den dunkelsten Hain, der den bängsten Schmerzen geweiht war
 Und dem erbebenden Geist.
„Ach vergebens erschuffne, wenn jene, die die Natur dir
 Gleich schuf, ewig dich flieht!

Thränen", zu beziehen. Auch darf man nicht V. 81—86 als gemeinsames Gefühl betrachten, und dann V. 87—94 Petrarca, das übrige Laura zuschreiben.

Ach vergebens unsterbliche Seele, wenn ewig einsam
Dir die Unsterblichkeit ist!
Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwo Seelen von vielen,
Mütterliche Natur,
Zärtlicher und sich ähnlich erschufst, und gleichwohl sie trenntest,
Sage, was dachtest du da,
Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber
Hier nicht weise genung,
Hier nicht zärtlich genung! nicht mehr die liebende Mutter,
Die du immer sonst warst!
Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth
Bang erbebendes Herz
Dich und sein eisernes Schicksal und seine Donner versöhnte,
Wenn du Mutter noch wärst!
Wenn wie vormals dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,
Stammelnde Seufzer vernähm'!
Aber du bleibst unerbittlich und ernst! So sei es denn ewig!
Seis! nicht mehr Mutter Natur!
Warum hast du mich nicht wie diesen Hain hier erschaffen,
Ruhig und ohne Gefühl!
Warum nicht wie den Sänger des Hains? Er fühlt sich vielleicht nicht,
Oder ist es Gefühl,
Was er tönet, finds zärtliche Klagen, die seufzend sein Mund singt?
Ach, so wird er gehört!
Ach, so lieben ihn Sängerinnen! so donnert kein Schicksal,
Sie zu trennen, daher!
Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! Auf, laß mich er sein!
Nicht mehr Mutter Natur,
Schaffe zur Nachtigall mich! doch laß mir die menschliche Seele,
Diese Seele nicht mehr!"
Also sagt' ich und wurde verwandelt, doch blieb mir die Seele
Und mein zu fühlendes Herz.
Und nicht glücklicher klag' ich noch einsam und weine die Nacht durch
Und den mir nächtlichen Tag,
Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern Vögeln und Menschen
Du, o Abendstern, winkst.
Geht, die ich liebe, im Haine daher, dann sing' ich ihr Klagen,
Aber sie höret mich nicht.

O so höre mich, Jupiter, denn, du des hohen Olympus
Donnerer, höre du mich!
Schaffe zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
Daß sein kriegrischer Schall
Hart und fühllos mich mache, daß in den hohen Gewittern
Zärtlich mein Herz nicht mehr bebt,
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zeus nur erblicke,
Aber kein blühend Gesicht
Und kein lächelndes Auge, das seelenvoll redt und die Sprache
Der Unsterblichen spricht.

Also sang er, und wurde zum Adler und an dem Olympus
Zog sich ein Wetter herauf.

In einer ganz neuen Einkleidung spricht Klopstock die Unerträglichkeit aus, bei diesem unendlich zärtlichen und empfindsamen Herzen, einsam, ohne die ihm ganz zugeschaffene Geliebte, zu leben. Schon hat die Natur den liebenden Jüngling auf seinen Wunsch in eine Nachtigall verwandelt; aber auch als solche hält die liebende Seele es nicht aus, da die Geliebte, deren Reize der fünfte und vierte Vers vor dem Schlusse andeuten, nichts für ihn fühlt, und so bittet die Nachtigall den Jupiter, sie in einen Adler zu verwandeln, damit alles zärtliche Gefühl, das sie verzehrt, ihr genommen werde. Das Versmaß ist das archilochische. Daß Klopstock diese Ode nicht in die zweite Ausgabe mit den nöthigen metrischen Verbesserungen aufnahm, dürfte eher auf einem Versehen beruhen als absichtlich geschehen sein. Das schmerzliche Gefühl tritt in scharfer Ausprägung hervor. Vgl. Ode 13. Zum Adler als Blitzträger vgl. Hor. carm. IV, 4, 1—4. Im sechsten Verse vor dem Schlusse erwartete man eher den Wagen. Vgl. Hor. carm. I, 12, 58. 34, 8.

---

9. An Fanny.

Alcäisches Maß. Die ursprünglich an Daphne überschriebene Ode sandte Klopstock den 8. Oktober 1748 an Schlegel, dann den 5. November an Bodmer; der Geliebten wagte er sie nicht zu überreichen, übergab ihr dagegen später die noch stärkere Ode 11. Giseke ließ sie ohne Wissen des Dichters in den neuen Beiträgen abdrucken. Dann erschien sie in den königsbergischen politischen und gelehrten Zeitungen 1770 Nr. 73. Klopstock nahm sie verbessert bereits in die erste Ausgabe seiner Oden auf, da sie einmal im Druck erschienen war und sie fast nur sprachlicher und prosodischer Aenderungen bedurfte.*) Bodmers französische Uebersetzung verleitete Klopstock, den Anfang der Ode (V. 1—22) sehr eilfertig ins Griechische zu übersetzen. Str. 3

---

*) V. 1 hieß es „wie Staub", V. 2 „Lange zerstreut ist", V. 3 f. „Ueber das Schicksal meines Lebens | Ausgeweint hast und gebrochen zufällst", V. 5 „stillanbetend nach dem Olympus hin", V. 7 „meinen jungen Thränen" (in der ersten Ausgabe „meinen Jünglingsthränen"), V. 9 „Entweder aus ist", V. 11 „o meine Daphne", V. 12 „Lang auch schon todt bist, wenn deiner Augen", V. 13 „beredter Geist", V. 14 f. „Nun ausgelöscht ist, wenn du unangemerkt | Dem Pöbel", V. 17 „Werther des Nachruhms", V. 18 und 20 „Glückseligern", V. 25 „die Wage des Gerichts in der Hand", V. 28 „tönt dann", V. 29 „du dann", V. 30 „warte nicht", V. 33 „von mir getreu umarmt" (in der ersten Ausgabe „zärtlich von mir umarmt"), V. 34 „Mit zu dir eilen", V. 35 „süßer", V. 37 „Ach, dann, o Ewigkeit", V. 38 „Bist du ganz unser! Komm unbesingbare". Die letzte Strophe lautete: „Fließt unterdessen, fließt, melancholische | Stunden, vorüber! Keine von Thränen leer! | Keine der bangen, schwermuthsvollen | Zärtlichkeit leer! Und umwölkt und dunkel!" Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 1 „einst ich" statt „ich einst" (vgl. Ode 2 Lied 2 V. 33), V. 7 „meiner Jünglingsthräne", V, 11 „alsdann" statt „alsdenn", V. 33 „innig" statt „zärtlich".

ist hier zu zwei Strophen erweitert. Die auf der Stadtbibliothek zu Zürich erhaltene und seit 1810 bekannte Uebersetzung leidet sogar an Sprachfehlern. Gegen Bodmer, dem er sie sofort am 28. November 1749 übersandte, äußerte er: „Vielleicht dünken diese Strophen vielen nicht wohl griechisch; vielleicht hätte Alcäus selbst nicht anders geschrieben, wenn er in gleichen Umständen gewesen, vielleicht — —.“

Die Ode enthält den Ausdruck schmerzlichster Entsagung, die nur durch die Hoffnung auf einstige unzertrennliche Vereinigung im Jenseits gemildert wird. Fanny soll nun einmal, obgleich die Natur ihre Seelen ganz für einander geschaffen, wegen kleinlicher weltlichen Rücksichten für dieses Leben ihm nicht angehören; aber am Tage der Auferstehung wird Gott sie unzertrennlich miteinander verbinden, der Bruder dann der Dritte in ihrem Bunde sein. Der Dichter wünscht, daß das Leben, welches ihm so bittern Schmerz auflege, nur rasch hinfließen möge, er sehnt sich nach dem Grabe. Fannys Härte hoffte er durch diesen innigen Ausdruck seines Schmerzes zu erweichen; ihr selbst macht er nicht den geringsten Vorwurf, hebt vielmehr neben ihrer beredten Schönheit ihren Edelsinn hervor und schiebt die Trennung allein auf die Verhältnisse; daß sie die Natur für einander bestimmt habe, wird bedeutsam betont, sein unendlicher, ihn bis zum Tode quälender Schmerz hervorgehoben und auch seines Ruhmes als Dichter des Messias gedacht — alles Gründe, welche in dieser Verbindung vielleicht einen Eindruck auf Fannys Herz üben könnten.

Str. 1—6 enthalten den Gedanken, daß am Tage der Auferstehung die für einander bestimmten Seelen sich angehören werden. Der Tag der Auferstehung aber wird erst lange nach seinem und Fannys Tod erscheinen; diese Zeitbestimmung benutzte der Dichter, um den sein Leben untergrabenden Schmerz zu schildern

und zugleich seine unbegränzte Verehrung Fannys anzudeuten. Daß er sein Leben ausweinen müsse und die einzige Hoffnung seiner ergeben Gott vertrauenden Seele auf das Jenseits gerichtet ist, sprechen V. 2—6 aus.*) — Zur Jünglingsthräne vgl. zu Ode 1, 29. — V. 9 f. deuten darauf, daß vielleicht noch einige Seelen sich im Jenseits seines Messias erinnern werden. In der griechischen Uebersetzung lautet die Stelle: „Oder brachten einige der unsterblichen Engel meinen Ruhm in den Olymp." — Beglückt (V. 18. 20) geht auf den äußern Wohlstand, nicht auf das Glück der Liebe (wie Hor. epod. 14, 17).

Str. 7 deutet an, daß am Tage des Weltgerichts das Glück nach der Tugend bestimmt wird; daß Gott dann auch ihm die Seligkeit von Lauras Liebe geben werde, übergeht Klopstock in der Hast des vordrängenden Gefühls, sagt nur Str. 8, er werde nicht erst abwarten, bis der Seraph komme, ihn zu Laura zu führen, die dann zur Unsterblichkeit wiederbelebt sei. — Sein Glück bezeichnet er in wenigen treffenden Zügen Str. 9, 2—10, 1. — Zu voll froher Thränen jenes Lebens (eine erklärende Ausführung des einfachen thränenvoll) vgl. Ode 8, 77 f. — Str. 10. Dann erst, wenn sie ganz unzertrennlich verbunden sind, werden sie den höchsten Genuß der Unsterblichkeit haben. — Str. 11. Dieser unbesingbaren Wonne sehnt sich sein volles, jetzt in schwermuthsvoller Liebe sich verzehrendes Herz entgegen.

*) Das wiederholte „nun" (V. 2. 4) ist nur dann ohne Anstoß, wenn man nach „brechend im Tode" eine kleine Pause eintreten läßt, so daß der unterbrochene Satz wieder aufgenommen wird. Vgl. V. 9. 10. Sonderbar ist der Ausdruck „über des Lebens Schicksal ausweinen".

10. Bardale.

Viertes asklepiadeisches Maß. Die Ode, das erste schüchterne Geständniß seiner Liebe zu Fanny, ward im Mai 1748 gedichtet. Vgl. S. 17. Sie erschien in den **neuen Beiträgen** unter dem Titel **Ode**. Klopstock nahm sie mit zahlreichen Veränderungen bereits in die erste Ausgabe auf, was von allen auf Fanny bezüglichen Oden nur bei dieser und der vorigen geschah; hier stand sie vor der vorigen. Statt des frühern griechischen Namens **Aëdon** (die Mutter nannte er seltsam **Aëdone**) setzte er **Bardale**, womit willkürlich die Nachtigall bezeichnet sein soll, und führte auch sonst die nordische Mythologie ein.*)

---

*) Früher begann die Ode: „Diesen fröhlichen Lenz ward ich und sang zuerst", V. 2 hieß es „lehrt Aëdone mich", V. 4 „Sing, Aëdon", V. 5 „Horcht der Wald dir", V. 5 „Sitzen horchend die (?) nur deinem Gesange da", V. 7 und 11 „Alsdann sing', o Aëdon", V. 9 f. „welcher erhabener ist | Als der himmlische Hain", V. 12 „Seelenvoller und göttlicher", V. 13 „dir zu", V. 15 f. „Alsdann singst du, Aëdon, | Den Unsterblichen Liebe zu", V. 18 „junges Lied", V. 20 „sprach gelinder", V. 21 f. „und Bach und der bewegte Hain | War der Erde Gott nicht! Hörerlos sang ich schwach!" V. 24 „Nicht den Göttern und Göttinnen", V. 25 „Doch vom Abend herauf", V. 26 „ein göttliches Bild", V. 29 f.: „Wie war ihr Anblick mir neu! Was ihr vom Auge blickt, | Ach was war das? War's das, so sie zur Göttin macht?" V. 33 „zärtlichster Laut, als mein gesungenster", V. 34 „gefühlvollster", V. 35 „den Wipfeln der Wälder", V. 36 „die Höhn des Olymps", V. 38 f. „Wie leg' ich dir doch würdige Namen bei? | Wirst du Seele genennet?" V. 42 f. „blauer Olymp, an dem der Abendstern | Silberfarbig heraufsteigt?" V. 45—48 „in dem der Rosenstrauch | Seine Knospen besieht, in dem ich selber oft, | Niederhangend vom Zweige, | Meine dichtrische Stellung sah?" V. 49 f. „Und was spricht itzt ihr Blick? Hörst du mir, Göttin, zu! | Hörst du der Nachtigall zu?" V. 52 „Hoch vom schmachtenden Auge her?" V. 54 „lockt den", V. 57 „Sprich", V. 58 „Heißt er bestes Geschenk von den Olympiern", V. 59 „Heißt er göttliche", V. 60 „Oder

Klopstock wollte Fanny seinen Schmerz ausdrücken, daß es ihm nicht vergönnt war, sie am 12. Mai bei dem Besuche eines Nachtigallwäldchens zu begleiten, wobei er den Wunsch ausspricht, ihre zur Liebe ganz geschaffene Seele möge sich des vollsten Genusses derselben erfreuen, und in der Andeutung seiner eigenen liebevollen Hinneigung zu ihr, welche schon der begeisterte Preis ihres seelenhaften Auges und ihres empfindenden Herzens andeutet, verräth er sein sehnliches Verlangen, er selbst möchte der Jüngling sein, in dessen Umarmungen ihr der Liebe höchste Seligkeit zu Theil werde. Der Dichter hat das Ganze auf eine so neue als sinnige Weise einzukleiden gewußt.

Str. 1—4. Die junge Nachtigall*) ist von ihrer Mutter, einer besondern Künstlerin, gelehrt und angewiesen worden, wenn sie allein mit andern Vögeln im Walde sei, bloß Gesänge zu singen, wie sie zur Gesellschaft der Nachtigallen passen.**) Nur

---

Glück des Elysium", V. 61 „gesegnet" und „zwölfter Mai, schönster Tag", V. 62 „Da ich die Göttliche sah, aber gesegneter", V 63 „unter den Tagen", V. 66 „Augen empfindt und euch", V. 70 „Der in den Hain hin dich rief". Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 9 f. „daher, der wie der wachsende | Ahorn schlank sich erhebt" (in der ersten begann V. 10 „Als die Greise des Hains"), V. 16 „dann" statt „zu", V. 29 „Welches neue" statt „Welch ein neues", V. 33 „der gefühlteste", V. 34 „gesungenste" statt „gefühltester", V. 46 „selbst mich" statt „selber", V. 47 „Im Krystalle des Flusses" statt „Mich in einem der Bäche", V. 53 „eilend" statt „zärtlich", V. 56 „hebet dir die" statt „hebt dir deine", V. 57 „durchwallt" statt „bewegt".

*) Auffallend ist es, daß Klopstock „diesen" im ersten Verse in „einen" verwandelte; denn die Nachtigall, die hier auftritt, muß eben diesen Frühling geboren sein, da es nur so denkbar, daß sie vor Fanny, die sie in diesem Frühling sah, noch keinen „Menschen" erblickt?

**) Delbrück schrieb richtig „Nachtigallen-Gesänge", und ich war ihm früher gefolgt, aber daß Klopstock wenigstens später „Nachtigallen" als Dativ faßte, scheint die in der folgenden Anmerkung angeführte Briefstelle zu beweisen.

Schmerz seiner nach innigster Verbindung mit ihr sich sehnenden Seele, dann das Glück und den Nachruhm dar, welche der Geliebten warten, wenn sie ihre Liebe ihm schenke. Das Ganze kleidet er in einen Traum, so daß die Einleitung seinen Schmerz schildert, alles übrige in dem Traume durch Petrarca und Laura ausgesprochen wird; in Lauras Beschreibung aber entwirft er das Bild seiner eigenen Geliebten.

V. 1—14. Den Anblick des so still und rein hinwandelnden Mondes vermochte der in düstere Schwermuth versenkte Dichter nicht zu ertragen; dreimal erbebte ihm Herz und Seele*), da der einsame Himmelswanderer ihn so bitter mahnte, daß auch er einsam, ohne ein liebendes Mädchen, durch das Leben wandern solle. Fanny selbst würde mit ihm geweint haben, wäre sie Zeugin seines schrecklichen Schmerzes gewesen. — V. 15—28. Der letztere Gedanke bahnt ihm den Uebergang zum süßen Schlummer der Geliebten, wozu seine eigene Schlaflosigkeit den entschiedenen Gegensatz bildet; trostlos lag er da, in tiefster Einsamkeit, da auch der seinen Schmerz sanft lindernde Sang der Nachtigall verstummt war.**) — V. 29—46. Während ein Engel des Himmels ihn in Schlaf versenkt, bittet ihn der Entschlummernde, das Opfer seiner Thränen zu den durch reinste Liebe auf Erden einst ausgezeichneten verklärten Frauen***) im Himmel zu tragen, ob viel-

---

*) „Tochter des ewigen Hauches", d. i. des Odems Gottes. Gleich darauf redet er sie als „Unsterbliche" an.

**) „Der nächtliche Hain" (der Hain zur Nachtzeit), wie Goethe selbst in Prosa sagt „die nächtliche Stadt", „die nächtliche Thüre".

***) Rowe, Elisabeth Rowe, geborene Singer. Vgl. Ode 1, 28. — Radikin. Dieser Braut Cramers ist mehrfach gedacht. Vgl. Ode 2, Lied 2. — Haller besang seine 1736 im fünfundzwanzigsten Jahre gestorbene Gattin Marianne in drei Gedichten unter dem Namen Doris; von seinen drei

leicht eine von diesen niedersteigen möge, das Herz der Spröden zu bewegen. Wir haben hier eine ganz ähnliche Vorstellung wie in der Ode Salem. — V. 47—63. Da sieht er im Traume Laura, an deren Brust sich Petrarca legt. — V. 64—78. Petrarca spricht das Glück ihrer unendlichen Liebesseligkeit aus, die ihn so ergreift, daß er sie nicht besingen kann (was er den Engeln überläßt), sondern in ewigen Freudenthränen zerfließt.*) — V. 79—102. Noch weniger vermag Laura die unendliche Wonne auszusprechen; als sie mit den Worten „Mein Petrarca" beginnt, ersticken Seufzer und Thränen der Lust ihre Stimme, aber der Dichter selbst wagt es, ihrem Gefühle seinen Ausdruck zu leihen. Denn kaum dürfte es angehn, die Stelle so zu verstehn, daß sie dieses unter Seufzern und Thränen wirklich gesprochen. Daß der Dichter ihre Seufzer und Thränen auslegt, ist freilich etwas sonderbar. Das Glück der Liebe, das sie auch jenseits erfreut, deutet er nur kurz an. V. 81 f. entsprechen oben V. 69 ff. Was Laura noch ganz besonders erfreut, ist die durch ihre Liebe**) errungene irdische Unsterblichkeit, und daß sie beide den Nachkommen als wirksame Muster der Nacheiferung vorauleuchten, wodurch diese den höchsten Gipfel des Glückes erreichen werden, was die Anrede an die Enkel und Enkelinnen in entsprechender Weise ausführt.***) Hier wird nun wieder besonders hervorgehoben, daß

Kindern ist die Tochter, welche gleichfalls den Namen Marianne führte, unter der jüngern Doris verstanden.

*) Seltsam ist V. 73 f. der Ausdruck „es von Entzückungen schwebt taumelnd um mein trunknes Haupt": die Entzückungen taumeln in dem sein Haupt umgebenden Luftkreis.

**) Die „goldne Zeit" V. 87 und 96 ist die Wonnezeit der Liebe.

***) Es geht nicht wohl an, die „frohen Seufzer und Thränen" auf Laura und Petrarca, auf ihr gegenseitiges „Kosen durch Blicke, Seufzer,

des Dichters Sang die Geliebte der Unsterblichkeit weiht, und die innigste Seelenliebe eines Dichters als der höchste Segen bezeichnet, welcher ein rein empfindendes Mädchen beglücken könne.

8a. Der Adler.

Wohl in den Herbst des Jahres 1748 gehört folgende von Klopstock in keine seiner Ausgaben aufgenommene Ode, eine Lieblingsode Herders; sie findet sich bei Cramer, in der schubartschen und der darmstädtischen Sammlung. Die Ueberschriften der Adler und die Verwandlung rühren nicht von Klopstock her.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,
  Weiblich und zart von Gefühl,
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen; so zärtlich und fühlend
  War kein Sterblicher mehr.
Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und fühlend
  War keine Sterbliche mehr.
Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schicksal
  Gab mir ein hartes Gesetz,
Ewig zu schweigen und einsam zu weinen; so zärtlich und elend
  War kein Sterblicher mehr.
Einst sah ich sie im Haine, da ging ich seitwärts und weinte
  Seitwärts ins Einsame hin,
Tief in den dunkelsten Hain, der den bängsten Schmerzen geweiht war
  Und dem erbebenden Geist.
„Ach vergebens erschaffne, wenn jene, die die Natur dir
  Gleich schuf, ewig dich flieht!

Thränen", zu beziehen. Auch darf man nicht V. 81—86 als gemeinsames Gefühl betrachten, und dann V. 87—94 Petrarca, das übrige Laura zuschreiben.

Ach vergebens unsterbliche Seele, wenn ewig einsam
Dir die Unsterblichkeit ist!
Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwo Seelen von vielen,
Mütterliche Natur,
Zärtlicher und sich ähnlich erschufst, und gleichwohl sie trenntest,
Sage, was dachtest du da,
Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber
Hier nicht weise genung,
Hier nicht zärtlich genung! nicht mehr die liebende Mutter,
Die du immer sonst warst!
Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth
Bang erbebendes Herz
Dich und sein eisernes Schicksal und seine Donner versöhnte,
Wenn du Mutter noch wärst!
Wenn wie vormals dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,
Stammelnde Seufzer vernähm'!
Aber du bleibst unerbittlich und ernst! So sei es denn ewig!
Seis! nicht mehr Mutter Natur!
Warum hast du mich nicht wie diesen Hain hier erschaffen,
Ruhig und ohne Gefühl!
Warum nicht wie den Sänger des Hains? Er fühlt sich vielleicht nicht,
Oder ist es Gefühl,
Was er tönet, sinds zärtliche Klagen, die seufzend sein Mund singt?
Ach, so wird er gehört!
Ach, so lieben ihn Sängerinnen! so donnert kein Schicksal,
Sie zu trennen, daher!
Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! Auf, laß mich er sein!
Nicht mehr Mutter Natur,
Schaffe zur Nachtigall mich! doch laß mir die menschliche Seele,
Diese Seele nicht mehr!"
Also sagt' ich und wurde verwandelt, doch blieb mir die Seele
Und mein zu fühlendes Herz.
Und nicht glücklicher klag' ich noch einsam und weine die Nacht durch
Und den mir nächtlichen Tag,
Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern Vögeln und Menschen
Du, o Abendstern, winkst.
Geht, die ich liebe, im Haine daher, dann sing' ich ihr Klagen,
Aber sie höret mich nicht.

O so höre mich, Jupiter, denn, du des hohen Olympus
Donnerer, höre du mich!
Schaffe zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
Daß sein kriegrischer Schall
Hart und fühllos mich mache, daß in den hohen Gewittern
Zärtlich mein Herz nicht mehr bebt,
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zeus nur erblicke,
Aber kein blühend Gesicht
Und kein lächelndes Auge, das seelenvoll redt und die Sprache
Der Unsterblichen spricht.

Also sang er, und wurde zum Adler und an dem Olympus
Zog sich ein Wetter herauf.

In einer ganz neuen Einkleidung spricht Klopstock die Unerträglichkeit aus, bei diesem unendlich zärtlichen und empfindsamen Herzen, einsam, ohne die ihm ganz zugeschaffene Geliebte, zu leben. Schon hat die Natur den liebenden Jüngling auf seinen Wunsch in eine Nachtigall verwandelt; aber auch als solche hält die liebende Seele es nicht aus, da die Geliebte, deren Reize der fünfte und vierte Vers vor dem Schlusse andeuten, nichts für ihn fühlt, und so bittet die Nachtigall den Jupiter, sie in einen Adler zu verwandeln, damit alles zärtliche Gefühl, das sie verzehrt, ihr genommen werde. Das Versmaß ist das archilochische. Daß Klopstock diese Ode nicht in die zweite Ausgabe mit den nöthigen metrischen Verbesserungen aufnahm, dürfte eher auf einem Versehen beruhen als absichtlich geschehen sein. Das schmerzliche Gefühl tritt in scharfer Ausprägung hervor. Vgl. Ode 13. Zum Adler als Blitzträger vgl. Hor. carm. IV, 4, 1—4. Im sechsten Verse vor dem Schlusse erwartete man eher den **Wagen**. Vgl. Hor. carm. I, 12, 58. 34, 8.

---

9. An Fanny.

Alcäisches Maß. Die ursprünglich an Daphne überschriebene Ode sandte Klopstock den 8. Oktober 1748 an Schlegel, dann den 5. November an Bodmer; der Geliebten wagte er sie nicht zu überreichen, übergab ihr dagegen später die noch stärkere Ode 11. Giseke ließ sie ohne Wissen des Dichters in den neuen Beiträgen abdrucken. Dann erschien sie in den königsbergischen politischen und gelehrten Zeitungen 1770 Nr. 73. Klopstock nahm sie verbessert bereits in die erste Ausgabe seiner Oden auf, da sie einmal im Druck erschienen war und sie fast nur sprachlicher und prosodischer Aenderungen bedurfte.*) Bodmers französische Uebersetzung verleitete Klopstock, den Anfang der Ode (V. 1—22) sehr eilfertig ins Griechische zu übersetzen. Str. 3

---

*) V. 1 hieß es „wie Staub", V. 2 „Lange zerstreut ist", V. 3 f. „Ueber das Schicksal meines Lebens | Ausgeweint hast und gebrochen zufällst", V. 5 „stillanbetend nach dem Olympus hin", V. 7 „meinen jungen Thränen" (in der ersten Ausgabe „meinen Jünglingsthränen"), V. 9 „Entweder aus ist", V. 11 „o meine Daphne", V. 12 „Lang auch schon todt bist, wenn deiner Augen", V. 13 „beredter Geist", V. 14 f. „Nun ausgelöscht ist, wenn du unangemerkt | Dem Pöbel", V. 17 „Werther des Nachruhms", V. 18 und 20 „Glückseligern", V. 25 „die Wage des Gerichts in der Hand", V. 28 „tönt dann", V. 29 „du dann", V. 30 „warte nicht", V. 33 „von mir getreu umarmt" (in der ersten Ausgabe „zärtlich von mir umarmt"), V. 34 „Mit zu dir eilen", V. 35 „süßer", V. 37 „Ach, dann, o Ewigkeit", V. 38 „Bist du ganz unser! Komm unbesingbare". Die letzte Strophe lautete: „Fließt unterdessen, fließt, melancholische | Stunden, vorüber! Keine von Thränen leer! | Keine der bangen, schwermuthsvollen | Zärtlichkeit leer! Und umwölkt und dunkel!" Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 1 „einst ich" statt „ich einst" (vgl. Ode 2 Lied 2 V. 33), V. 7 „meiner Jünglingsthräne", V, 11 „alsdann" statt „alsdenn", V. 33 „innig" statt „zärtlich".

mit Fannys einstigem Tode, wie es mit ihrer vorausgeschauten Ankunft in der Ewigkeit begonnen hatte.

---

12. Die Stunden der Weihe.

Alcäisches Versmaß. Das Gedicht ist im August oder September 1748 gedichtet. Bodmer ließ es in den freimüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörenden Sachen (Stück 39) abdrucken, zwanzig Jahre später im Archiv der schweizerischen Kritik, dann in den Unterhaltungen. Die königsberger gelehrten und politischen Zeitungen brachten es 1769 Nr. 87. Schubarts Sammlung hatte es unter dem irreführenden Titel Ode, als er den Messias zu singen unternahm, gebracht. Klopstock nahm es mit manchen Verbesserungen und Ausscheidungen erst in die zweite Ausgabe auf, nachdem es auch Cramer unter dem jetzigen Titel: Die Stunden der Weihe hatte abdrucken lassen*).

---

*) V. 1 f. hieß es früher „die mir der Abendstern | Ueber mein Haupt hin still zur Erfindung führt“, V. 4 „Göttergedanken“, V. 7 „goldnen Pforten“, V. 8 „besucht“, „eilt Menschen“, V. 9 „der den Messias seinem“, V. 10 „schattigten“, V. 11 „Eures Gefieders“, V. 12 „den Schatten des Ewigen“, V. 13 ff.: „Euer Werk, Stunden, werden Jahrhunderte, | Dies weissagt Salem, ganze Jahrhunderte | Werden es hören, den Messias | Ernsthaft“, V. 19 f. „wie wenn in Donnerwettern | Ueber mir Gott geht, erstaunt und freudig“, V. 23 „höret, nah sei“. Statt der Worte „Jeder Laut, der | Göttliche Dinge nicht tönt, verstumme“, hieß es seltsam: „Seid mir alle | Unsichtbar, Bürger des Staubs, Gedanken, | Die jetzt gekrönte, die ungekrönte

Der Dichter spricht den Wunsch aus, die Abendstunden, worin er sich zur Fortsetzung des Messias besonders aufgelegt fühlt, ungestört diesem Gedichte, von dessen heiligender Wirkung und unsterblichem Leben er ganz durchdrungen ist, widmen zu können; nur seinen von einem gleich hohen Gegenstand, dem Weltgericht, begeisterten Freund Schmidt will er zu sich lassen, doch soll auch dieser die geweihten Abendstunden durch kein weltlich Gespräch entheiligen, nur von dem Plane des Weltgerichts und dem, was außer seinem Gedichte ihm heilige Herzensangelegenheit ist, von Fanny wollen sie sich bereden. Der Dichter deutet an, daß wie der Himmel zum Messias ihn begeistere, so Fanny über das Gedichtete die erste, entscheidende Stimme habe; die Erwähnung Schmidts dient nur zum Uebergang, obgleich das Gedicht eigentlich an den in Leipzig noch weilenden Schmidt gerichtet war, freilich zunächst bestimmt, dessen Schwester bekannt zu werden.

Der Dichter bittet Str. 1 die Abendstunden, seiner Dichtung günstig zu sein, worauf Str. 2—5 ausführen, wie ihn die heilige Ahnung neulich mächtig ergriffen habe, daß Gott selbst diese Stunden ihm zur Fortsetzung seines frommen unsterblichen Liedes bestimmt habe. Treffend läßt er am Anfange den Namen des Unsterblichen (V. 5) unbestimmt, den dieser selbst (V. 14) gelegentlich ausspricht. Ueber Salem vgl. Ode 7. — Daß er diese

---

Narren (?) | Ringsum denken, die dich, du Heilige, | Dich edle, dich, du Menschenfreundin, | Göttliche Tugend, die dich entweihn!" V. 26 „daß sich", V. 27 „Annähre", V. 28 „Stets gern", V. 29 „Außer wenn", V. 30 „Tabors", V. 31 „du mir (?)", V. 33 f. „Ihr Oberrichteramt | Ist liebenswürdig", V. 35 „empfindet", V. 36 „empfindt". Den Schluß bildet folgende Strophe: „Darüber sollen künftige Christinnen | Weichherzig weinen! Drauf sollen Seraphim, | Die unter unsern Enkeln wandeln, | Ernst und gedankenvoll niederblicken."

Stunden einsam seiner Dichtung widmen wolle, sprechen Str. 6 und 7 aus. — Unter den unlieben Störern nennt er den schwatzenden Prediger, der mit seiner einseitigen dogmatischen Ansicht dem begeisterten Dichter beschwerlich fällt, wie schon damals manche thaten, und den wandellosen Christen, auf den die Sprache der heiligen Dichtung keinen Eindruck macht, ihn nicht umzuwandeln, zu begeistern vermag. Der Dichter muß sich einen alten Christen denken, der nur aus Gewohnheit dem christlichen Glauben folgt, ohne von ihm durchdrungen zu sein; der Ausdruck ist freilich sehr unklar; einen Christen ohne christlichen Wandel zu verstehn, geht nicht an. Keine andere Stimme als die christlicher Begeisterung soll hier ertönen. — Str. 7 lehnt er auch die Besuche seiner geliebtesten Freunde ab, wodurch er sich den Uebergang zu Schmidt und durch diesen zu dessen Schwester bildet. Schmidt weilt in den Versammlungen der Musen Sions (der heiligen Musen), sein Geist ist in den Himmel entrückt, da ihn gleichfalls ein religiöses Gedicht, die Darstellung des Weltgerichtes, beschäftigt — Versammlung braucht der Dichter in der Bedeutung Chor. Vgl. Ode 8, 42. 13, 22. Vom Tanzreigen steht es Ode 15, 13. — Daß unter den Liedern hier nur religiöse Lieder, zunächst der Messias und das Weltgericht, zu verstehn seien, ergibt sich auch aus der ursprünglich noch folgenden matt nachschlagenden Strophe.

---

13. An Gott.

Alcäisches Maaß. Ueber diese bereits zu Ende des Jahres 1748 entworfene Ode vgl. oben S. 24 und Klopstocks eigene

Note. Das Vorwort des Einzeldrucks ist im März 1752 geschrieben. In der ersten Ausgabe der Oden hat das Gedicht verhältnißmäßig wenige Aenderungen erlitten.*) Ungeachtet des verbesserten Einzeldruckes erschien die Ode doch in der schubartischen und darmstädtischen Sammlung nach den frühern Abschriften.**)

---

*) In der Ausgabe von 1752 hieß es V. 5 „Sanft gerührt bebt", V. 9 „Täuschet mein Herz mich? oder ists", V. 10 „lispelnd", V. 11 „dürft'", V. 18 „Eilten sie bebend tief ins", V. 19 „Auch da, auch da", V. 21 „Nähmen sie Flügel", V. 22 „flögen aufwärts", V. 25 „da ereilt", V. 26 „So flieht dann", V. 28 „enge Bezirk'", V. 29 „Welch ein Gedanke! Welche Beruhigung", V. 31 „Daß vor dir darf mein Mund sich öffnen', V. 33 „Gott, doch du", V. 40 „vom Staube", V. 47 „Ueber die andern", V. 50 „die du so", V. 65 „sich unsichtbar", V. 70 „und ihn zur", V. 77 „Zwar gleicht das Leben", V. 82 „dann ist kein Schicksal mehr", V. 83 „beim trunknen", V. 88 „Aber mein Herz fühlt", V. 93 „Mach', Gott, dies Leben, mach' es zum leichten Hauch", V. 95 „Oder gib die mir", V. 100 „Kaum noch in Thränen hin bang zerfließet", V. 102 „zu dir gen Himmel", V. 108 „Jahre lebt, blühet, verblüht und Staub wird", V. 102 „Und nur das Glück, nur das Ruhe nennen", V. 113 „Auch dich, o frömmere" (irrig steht jetzt „Frömmere"), V. 118 „volles", V, 119 „heißen", V. 121 „wann", V. 125 „Lied des Sohnes", V. 126 ff. „will ich erhabener | Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns | Christen sind, seligen Enkeln singen."

**) V. 4 bieten diese Abschriften „wohne", V. 5 „Unsichtbarer", V. 6 „Blick, der schauet", V. 13 „die jetzt der Ewige", V. 14 „Der Weise denket", V. 17 „sie gen Himmel", V. 20 „Könnet ihr, Allwissende, sie schauen", V. 25 „ihr göttlicher", V. 26 „ob ihr gleich menschlich seid", V. 32 „daher zu stammeln", V. 38 „Dir schnelle Augenblicke" (bei Cramer „Dir Augenblicke weinend"), V. 39 f. „Du wirst sein, der du sein wirst. Herr, Herr | Heißest du, ich aber Staub und Asche", V. 45 „Ein wimmelnd", V. 54 und 58 Komma nach „Denken", V. 57 „Die Liebe grubst du auch in mein Herz hinein", V. 63 „Dir, Tochter Gottes, ganz zuströmend", V. 66 „hinwebt, immer ins Dunkle", V 69 „Ach Gott, du weißt ja", V. 72 „Zärtlicher", V. 77 „Zwar ist", V. 78 „Hauch gleich", V. 79 „Entflieht, mit ihm entflieht", V. 80 „Welche der Zukunft an Dauer gleichet",

Eine Parodie An den Menschen von M. Reineken brachte das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1753 S. 387 ff.

In seinem bittern Schmerze über die Härte der Geliebten, welche kein Herz für ihn habe, ergreift ihn plötzlich der Gedanke der Allgegenwart Gottes, an den er die dringende Bitte richtet, ihm doch den Besitz der Geliebten zu schenken, die ganz für ihn geschaffen sei, mit der verbunden er sich zur reinsten Tugend emporschwingen und das fromme Lied vom Messias, den eigentlichen Beruf seines Lebens, in erhabenstem Schwunge vollenden werde. Bodmer hatte vor wenigen Monaten an Fanny geschrieben: „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen: ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und

---

V. 87 „in seiner", V. 90 „sich mir", V. 93 „zum schnellen", V. 95 „die leicht", V. 97 „Dem heilgen", V. 100 „hier bang", V. 102 „zu dir hab' ausgestreckt", V. 104 „Ruh' anflehte", V. 105 „gibest und", V. 107 „Glück, so wie dem Wurm, der", V. 113 „dich auch, o Frömmigkeit", V. 119 „hohen", V. 122 „mit schwimmenden (Cramer „schimmernden") entzückten Augen", V. 122 „bebend", V. 124 „das ewige". Die Angabe der Lesarten bei Cramer ist so nachlässig, daß man auf sie nichts geben kann; so bemerkt er, die ältere Abschrift habe zwischen Str. 12 und 13 noch eine, die er wörtlich anführt, aber was er anführt, ist gerade Str. 13. Der auch nach einer Abschrift gemachte Abdruck im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770" gibt die Ausgabe von 1752, mit nur wenigen orthographischen Abweichungen und offenbaren Versehen.

Tugend hat. Dieses alles sollen Sie thun, damit sein Herz in der Vorstellung der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Wiewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht." Klopstock aber äußert in demselben Briefe, welcher die letzte Strophe unserer Ode Bodmer mittheilt*), das Schicksal seiner Liebe habe sich noch nicht entwickelt, bald erkläre sich die Hoffnung mit einigem Lächeln für ihn, bald sei alles räthselhaft. „Was ich sonst bisher von Ruhe genossen habe, ist meistens eine Folge dieses Gedankens gewesen: Wenn wir durch einigen Geschmack an tugendhaften Thaten und durch einige kleine Edelmüthigkeiten, die uns nicht schwer ankommen, ob sie gleich dem Pöbel schwer scheinen, einmal Miene gemacht haben, als wenn wir wohl tugendhaft sein wollten, so kömmt die Vorsehung, greift unser ganzes Herz an und thut eine große Frage an uns: Ob wir uns auch hier wohl unterwerfen, ob wir auch hier wohl tugendhaft sein wollen? Sie sehen, daß dieser Gedanke von weitem Umfang ist. Aber ich wundere mich gleichwohl, wenn ich meine Liebe dagegen messe, daß er mich aufrichten kann." Der Zweck unserer Ode war Fanny auf die hohe Sendung hinzuweisen, welche ihrer Liebe bestimmt sei; dieses sollte in schwungvollster, ergreifendster Weise geschehen, wozu ihm die Form eines Gebetes an Gott die passendste schien. Das aus dem achten Buche von Miltons *verlorenem Paradiese* (399 ff.) entnommene Motto: „Ein feines und zartes Glück hast

*) V. 2 steht dort „süßer" statt „reiner"; daselbst ist „erhabenen" Druckfehler statt „erhabener".

du dir, wie ich sehe, in der Wahl deiner Genossin vorgesetzt", soll darauf deuten, daß er nur im Besitze dieser ihm zugeschaffenen Seele sein wahres Glück finden könne, und auf seinen bangen Zweifel, warum Gott ihm das versage, was er einst Adam so huldvoll gewährt habe. Gott spricht diese Worte zu Adam, als dieser sich eine Gesellin erbeten hat, die zur Theilnahme an jeder vernünftigen Freude fähig sei.

Str. 1. In seinem Schmerz ergreift ihn der Gedanke an Gottes Allgegenwart mit sanftem Schauer. — Str. 2. Von dem Gefühl durchdrungen, daß Gott in sein Herz schaue, spricht er die Sehnsucht aus, daß er es rein und fromm, seine Seele ihres göttlichen Ursprungs würdig finde. — Str. 3. Aber das Gefühl, daß er frei mit dem Schöpfer sprechen dürfe, erhebt ihn freudig.*) — Str. 4—8. Und doch stehen die menschlichen Gedanken so tief unter den göttlichen. Aber wie könnten sie den göttlichen Gedanken sich entziehen! Drum dürfen sie getrost sich zu Gott wenden, der ja die menschliche Beschränktheit kennt.**) Und so kann er sich mit voller Seele vertrauensvoll zum Ewigen wenden, was er denn sofort wagen will. — Str. 9—10, 2. Aber er erinnert sich, daß er Gott nichts zu verrathen habe, der wohl weiß, worauf seine Sehnsucht immerfort hingewandt ist, um was seine Thränen weinen.

Str. 10, 3—17. Sein Bekenntniß leitet er mit dem Gedanken ein, daß, obgleich er gegen Gott, den Ewigen, nichts sei***), er

---

*) „Was ein Gedanke leise dem andern sagt" von einer allmählich sich emporringenden Ueberzeugung einer unglaublich scheinenden Vorstellung.

**) Bei Str. 5 f. schwebt Psalm 139 vor. V. 23 f. sind mit geringen Veränderungen aus Ode 11, 27 f. genommen.

***) Er gedenkt hier der Bedeutung des Namens Jehovah (2. Mos. 3, 13 f.). — „Staub von Staube", nach 1. Mos. 3, 19. 18, 27. Vgl. Ode 23, 5.

doch eine unsterbliche Seele empfangen habe, bestimmt, nach Gottähnlichkeit zu streben. — Die Ruhe und das Glück ist der Zustand seligen Friedens, dessen die Gottheit genießt. Vgl. unten Str. 28. — Unter den höhern Trieben, welche Gott der Menschenseele dazu verlieh (es sind die Tugenden gemeint), ist der höchste, der auch das Bild der Gottheit vollendet, die Liebe. Die Liebe ist freilich bei der Gottheit eine erhabenere, eine wahrhaft göttliche, welche die Engel (die zwischen Gott und den Menschen stehen) jubelnd verehren.*) Bei Adam, dem Gott dieselbe in das Herz senkte, sorgte der Ewige auch für deren Befriedigung, da er ihm die Eva schuf,**) während diejenige, die für ihn ganz geschaffen ist, der sich seine ganze Seele entgegensehnt, um die sie in bitterstem Gram sich verzehrt, ihm versagt ist.***) — Wenn Klopstock sagt, Gott führe ihm Fanny weg, so deutet er damit nur an, daß er sie ihm versagt, daß sie ihm nicht angehören will, keineswegs, daß sie einem andern folge. Es schwebt der Gegensatz zu Eva vor, welche Gott bei Milton dem Adam zuführt.

Str. 18—23. Er sucht sich selbst zu beruhigen, aber der Schmerz überwältigt ihn. — Str. 18 f. Freilich ist die Verbindung für einander geschaffener Seelen das höchste Glück auf Erden, das

---

*) Zu dem vorangesetzten Relativsatze „welche du himmlisch schufst" vgl. zu Ode 4, 20. unten V. 61 ff.

**) „Das Denken von der Vollkommenheit" ist die vollkommene Vorstellung. Gott sagt bei Milton dem Adam, er werde ihm sein Abbild geben, seine bereite Hülfe, sein anderes Selbst, seinen „Wunsch genau nach seines Herzens Verlangen", und Adam erkennt freudig an, daß er sein Wort erfüllt.

***) Str. 17 würde man wohl entbehren können, da die Dunkelheit des Schicksals Str. 19. 21 angedeutet, und daß er die Geliebte nicht vergessen könne, sonst genug bezeichnet ist. Die Fäden des Schicksals sind uns unsichtbar; je mehr wir ihnen nachspüren, desto verworrener wird uns alles. Der Ausdruck V. 69 f. leidet an Unklarheit.

Gott in seiner Vatergüte sich gedacht hat; aber auch da, wo er solche Seelen von einander trennt, sind seine Wege verehrungswürdig. — Str. 20—23. Der Gedanke beruhigt ihn, daß nach dieser kurzen Zeit in der Ewigkeit die für einander geschaffenen Seelen unzertrennlich verbunden sein werden.*) Aber die Qual, die er leidet, ist doch so schrecklich, daß das kurze Leben ihm zur Ewigkeit (Unsterblichkeit) wird, er über sein Unglück (die grenzenlose Dunkelheit, Düsterheit seiner Tage) fast verzweifelt, und zum Wunsch um baldige Erlösung von dem irdischen Dasein sich gedrungen fühlt.

Str. 24—26. Da blitzt plötzlich der Strahl der Hoffnung in seine Brust, Gottes Gnade werde ihm doch noch Fannys Liebe zuwenden, die ihm so ganz zugeschaffen sei, nach der sein Herz so innig verlange, der seine unsterbliche Seele so warm entgegen sich sehne, die in seine Arme zu schließen ihn sein ganzes Wesen dränge, wobei er hervorhebt, mit welcher Andacht er Gott stets verehrt, um seiner ewigen Seligkeit Glück ihn angefleht habe**). — Str. 27. Es bedarf ja nur eines Winkes seiner Allmacht, gegen die hier die menschliche Hinfälligkeit in Gegensatz tritt; nicht mehr Mühe kostet es ihm, den Wurm in's Leben zu rufen und sein Leben zu bestimmen, wie des Menschen Schicksal zu wenden, der Jahre lebt, wie jener Stunden. Jahrhunderte sind nach der Bibel vor Gott

*) Wunderlich ist der Ausdruck, die Seele „ströme" der Unendlichkeit immer „nach", während wir sie eher auf dem Strome der Unendlichkeit schwimmend denken. Auch der Gedanke V. 81 f., daß Gott im Jenseits das Dunkel lichten werde, daß wir dort über Gottes Absichten zur Klarheit gelangen werden, scheint an der Stelle wenig passend.

**) Kühn sagt er „dir (statt „zu dir") flehn", wie kurz vorher „dir zum Himmel hub", nach dem bekannten freien Gebrauch des Dativs der alten Dichter.

wie ein Tag; diesen Gedanken verwendet der Dichter auf eigenthümliche Art, indem er im Gegensatze zum Menschen statt Tage beim Wurme Stunden setzt. Der Gegensatz zum Menschen tritt jetzt schroffer hervor als in der ersten Fassung.*) — Str. 28—32. Seine Fanny wünscht er sich nicht bloß aus eigensüchtigen Zwecken, sondern weil er in der Verbindung mit ihr sich zur erhabensten Erfüllung seiner menschlichen Bestimmung aufschwingen wird. Mit ihr will er ein wahrhaft tugendhaftes Leben führen und der reinsten Frömmigkeit, der christlichen Vollkommenheit sich widmen, ganz der Verehrung und dem höchsten Preise der Gottheit hingegeben, und, von seligster Wonne in dem Glücke ihres Besitzes durchdrungen, wird er auch das hohe Lied, das er für seinen Lebensberuf erkennt, in erhabenstem Schwunge vollenden. Str. 31 dürfte nicht ganz zweckmäßig zwischen die Erwähnung seiner Hallelujalieder und seines Messias treten.

---

14. Heinrich der Vogler.

Jambisches Versmaß. Das Lied erschien 1749 im fünften Stück der vermischten Schriften unter dem Titel: Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase Jagd,**) mit der Bemerkung; „Dieses Lied wird den

*) „Jährigen" zu Jahren kommen, nach der Analogie von „zeitigen"; „jähren", bezieht sich auf ein einzelnes Jahr.

**) Zwei ebendaselbst mitgetheilte Nachahmungen des „Kriegsliedes", gleichfalls von Klopstock, ein Liebeslied und ein Trinklied, hat er mit Recht auch von der zweiten Ausgabe der Oden ausgeschlossen. Sie finden sich jetzt im Anhange abgedruckt.

Lesern bereits aus dem Zuschauer (Addisons) bekannt sein, der im 70. Stücke des ersten Theils die natürlichen Schönheiten desselben auseinandersetzt." Das englische, aus 67 Strophen bestehende Lied, von dem Klopstock nur die von Addison angeführten Strophen kannte, hat Herder in seinen Volksliedern (III, 18) mitgetheilt. Ursprünglich hatte Klopstock willkürlich den deutschen Heerführer Friedrich genannt, ohne irgend an eine bestimmte Person zu denken; erst als er das Gedicht für die erste Ausgabe der Oden bearbeitete, wählte er den Namen des schon in frühester Jugend von ihm begeistert verehrten Heinrich I.*) Aus dem englischen Liede, das die schreckliche Schlacht der Schotten und Engländer unter Duglas und Percy bei Chiviat besingt, hat Klopstock nur den frischen Ton und das Versmaß genommen. Wenn dort die Wittwen wehklagen und das ungeborene Kind über die Jammergeschichte wehklagen soll, so scheint dies den deutschen Dichter zur entgegengesetzten Schilderung der Freude veranlaßt zu haben.

Das, was die hier singenden Krieger begeistert, ist das mächtige Vertrauen auf die Tapferkeit des bewunderten und geliebten**) Heerführers, der, obgleich krank, den Feinden entgegenrückt, und

*) Die frühern Lesarten sind: V. 1 „Die Schlacht geht an! Der Feind ist da!" V. 2 „zum Sieg in's Feld!" V. 5 ff.: „Es braust das königliche Roß | Und trägt ihn hoch daher. | Heil, Friedrich! Heil", V. 11 f. „Schon ist an seiner Königsbrust | Der Stern mit Blut bespritzt", V. 14 „Stern an des Königs Brust". Nach V. 16 folgte die Strophe: „Der du im Himmel donnernd gehst, | Der Schlachten Gott und Herr! | Leg' deinen Donner! Friedrich schlägt | Die Scharen vor sich hin." V. 35 stand „in der finstern", V. 37 „der Freudethränen", V. 40 „dem König".

**) Str. 4 wünschen die Krieger dem Kaiser, der allen voran sich den Feinden entgegenwirft, daß er sie vernichte und unversehrt aus dem Kampf hervorgehe.

die Aussicht auf unvergänglichen Ruhm, da es den Kampf für das Vaterland gilt. Das horazische dulce et decorum est pro patria mori wird nur in einer Strophe und dann am Schlusse angedeutet, dagegen sehr ausführlich in sechs Strophen der hohen Freude und des beseligenden Ruhmes der Sieger gedacht, der erstern im Kampfe selbst, des andern bei der Heimkehr. Auffallend ist nur, daß die Krieger am Schlusse jedenfalls im Kampfe für das Vaterland den Tod erwarten. Klopstock bezog später das Schlachtlied auf den großen über die Ungarn im Jahre 933 erfochtenen Sieg. Der Kaiser soll damals nach der irrigen Angabe Liutprands an „Leibesschwachheit" gelitten haben. Klopstock leugnete, daß er früher bei Friedrich an den Preußenkönig gedacht habe, was auch durch die ganze Haltung des Liedes und die Zeit der Abfassung bestätigt wird.

15. Die Braut.

Viertes asklepiadeisches Maß. Vgl. oben S. 17. Das Gedicht ward 1749 auf die Hochzeit des Advokaten Johann Ludwig Gutbier (geb. 1718) mit Johanna Christiane Hagenbruch (geb. 1724) in Langensalza gemacht. Die Braut war eine Tochter von Klopstocks Tante Katharina Viktoria Schmidt, einer ältern Schwester seiner Mutter. Erst in die zweite Ausgabe der Oden nahm Klopstock das Gedicht mit manchen Veränderungen auf, welche aber die Hindeutungen auf griechische Mythologie und Dichtung unberührt ließen*).

Statt mit einem lachenden und scherzenden Hochzeitsliede

*) Früher hieß es V. 2 „sehn tanzende Grazien", V. 5 „schon griff", V. 6 „Spiel, schon lief ein", V. 7 „die Leier", V. 9 „den man raubt und

darf der Dichter dem heutigen Paare mit der Hindeutung auf die Unvergänglichkeit wahrer Tugend nahen, welcher es in ernstem Sinne huldigt. Klopstock kleidet den Gedanken in eine Abmahnung der Muse an ihn, leichte Liebesscherze zu singen, wie sie seinem Freund Schmidt und Hagedorn geziemen. Bei den alten Dichtern hält Phöbus zuweilen umgekehrt den Sänger von der Besingung der Schlachten und Helden ab. Vgl. Hor. carm. IV, 15. Virg. Ecl. VI, 3.*) — Str. 1—5. Ich wollte von Liebesscherz singen. — Knidias (der Göttin von Knidus,**) der Venus). — Götterchen sind die kleinen Liebesgötter, Erotes, Amores. — Verloren heißt die Hand, insofern sie ins Saitenspiel sich versenkte. — Das blonde Haar des hinfliegenden, fliehenden Mädchens sucht der Liebhaber zu erhaschen. Zu der Kußszene vgl. Hor. carm. II, 12, 25—28. Neben dem Verfolgen und Küssen des Mädchens nennt der Dichter die Lust des Tanzes (V. 11—16), die sehnsüchtige Glut des Mädchens und, freilich etwas frostig, sonstigen heitern, lustigen Inhalt. — Str. 6—7, 1. Aber die himmlische Muse bedeutete ihn, daß die Natur ihn bestimmt habe, nicht Liebesscherze und Lust, sondern Freundschaft und Tugend zu singen. Urania winkte ihm ernst zu. Die Vergleichung mit der oft von Klopstock erwähnten Singer (Ode 1, 28) und seiner

---

hn nur flüchtig fühlt", V. 14 „wenn der Tanz Flügel hat", V. 17 „sanft empört", V. 18 „und doch gesehen", V. 23 „Brittisch denkenden", V. 26 „Scherz und Lieder", V. 29 „flog nach dem Olympus zu", V. 32 „Leis' und furchtsam", V. 33 „dein gesetzter Geist", V. 34 „und fühlt die", V. 36 „dem Antlitz", V. 37 „Wann die Lippe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht", V. 38 f. „Wann", V. 41 „den Blumen", V. 42 „Wann bei", V. 45 „bescheiden übst", V. 47 „der Eltern".

*) In einem anakreontischen Liede tönt die Leier, als der Dichter von Helden singen will, immer nur von Liebe.

**) Häufiger wird sie von Cyprus, Cythere und Amathus benannt.

Fanny deutet nicht auf den Ernst, sondern auf das Seelenhafte des Auges, das aus diesem sprechende „Göttliche". Fannys „seelenvoller Augen" gedenkt Klopstock in einem Briefe an Bodmer. „Sie hat eine gewisse Schönheit, die sie von allen andern unterscheidet", fügt er hinzu. „Ich kann Ihnen das jetzo nicht anders sagen, als daß sich diese Schönheit völlig zu meinen Liedern auf sie schickt," und er wendet die von Laura gemachte Beschreibung (Ode 8, 51 ff.) auf sie an. Vgl. Ode 10, 29 ff. — Str. 7, 2—4. Aber auch seine ernste Muse darf nicht bei dieser frohen Feier verstummen. — Vorübergehn, vorüberschleichen, bildet hier den Gegensatz zum Verweilen, soll nicht etwa die Annäherung bezeichnen, wogegen entschieden aber auch spricht. Störend ist es nur, daß ihr Ernst doch zunächst auf Urania, seine Muse, geht, die zum Olymp schon zurückgegangen ist. — Die blühenden Mienen beziehen sich nicht auf die Braut allein, sondern auf die fröhlichen Gesichter aller. — Str. 8—11. Zum Schlusse wendet er sich mit herzlichem Wunsche an die tugendhafte Braut. Diese hört auch heute gern auf den ernsten Gesang, der sie an die Unvergänglichkeit der Tugend mahnt, welcher ihr Herz zur Freude ihres Bräutigams und ihrer Mutter zugewandt ist. Die Tugend ist ihr nicht ein strenges, abstoßendes Wesen; sie erkennt ihren Reiz, der die körperliche Schönheit und das Leben selbst überdauert. — V. 39. Unsrer Verlangen, nach irdischem Genusse. Kühn ist der Gebrauch der Mehrheit. — V. 42. Bei unserem Grab, nicht örtlich, sondern im Sinne wenn wir
im Grabe ruhn. Der Frühling wird hier als die Liebe
Zeit gedacht. — Auf derselben Flur, wo wir unserer L
erfreuten, werden es auch die Nachkommen thun. — V. 40. D
bezeichnet er hier als seine Freundin, an welcher er näher
nimmt. — Das Ganze läuft Str. 12 in den Preis ihrer

Man vergleiche mit unserm Liede die Elegie, welche Klopstock auf das Liebesglück eines ältern Bruders seiner Fanny 1748 dichtete (vgl. oben S. 16), aber der Feile und Aufnahme nicht würdig fand. In der Schweiz hatte die Elegie als zu frei Anstoß erregt. Jetzt steht sie im Anhange der Oden abgedruckt. — Unter den alten Unsterblichen V. 2 sind dort die Griechen gemeint. Vgl. Ode 1. — Treffend stimmt Klopstock V. 9—16 gleichsam seine Leier zum Liebesliede.*) Schmidt, der diesen an ihm ungewohnten Gesang mit dem Schwunge seiner Oden vergleichen wird, bildet, gerade wie Ode 12, den Uebergang zu dessen Schwester Fanny (V. 17—20), die an dem prophetischen Sang seines Messias sich erfreut. Vgl. den Schluß von Ode 12. — V. 21—44. Im Gegensatz zu seiner schwermüthigen Liebe fordert er den Freund auf, sich dem vollen Genusse seines Glückes hinzugeben. — V. 45—60. Er versetzt sich dann in den frohen Reigen, bei welchem das Brautpaar erscheint und schildert die Zärtlichkeit und den jungfräulichen Stolz der im Bewußtsein, das Herz des Geliebten zu besitzen, beglückten Braut, die er mit ihrem Namen bezeichnet, wobei er ihre Erscheinung mit der der Aurora vor ihrem Geliebten vergleicht, nach Ovid Met. VII, 701—707. — Seltsam kommt hier der Vergleich mit dem Glücke, welches ein vom Dichter besungenes und der Unsterblichkeit geweihtes Mädchen empfindet (V. 61—66), der auf Fanny berechnet ist. Mit einem leichten Uebergang zum Bräutigam, den der Anblick der Geliebten entzückt, läßt der Dichter zum Schlusse (V. 67—78) den Genius der Geliebten (die Sylphe, Sylphide, eine Elfe), der die Gestalt der anakreontischen Taube (vgl. oben S. 32**) annimmt, dem Brautpaare sein Glück verkünden (V. 79—88), tändelnden

) Zu „Byblis" V. 15 vgl. S. 113.

Liebesgenuß, selige Stunden der Freude, die keine nachfolgende Reue verbittert, wahre Tugend und die Weisheit, das der Unsterblichkeit geweihte Leben ihrer würdig zu gebrauchen und sich vor dem Gedanken an den unser aller wartenden Tod nicht zu ängstigen. Der Schluß ist etwas breit ausgeführt und verliert besonders durch den unzeitigen Gegensatz, wie wenige unser Glück genießen, wie manche es verkennen und durch das Streben nach Reichthum sich das Leben verkümmern.

Inhalt.

Druck von G. Reusche in Leipzig.



Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Fünfte Abtheilung:

Erläuterungen zu Klopstocks Werken

von

Heinrich Düntzer.

I.

25.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Klopstocks Oden.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweites Heft.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur:
Die Welt wirds kennen. Aber das edelste
Ist Tugend!

16. An Bodmer.

Das Versmaß ist das umgekehrte zweite asklepiadeische, wie in Ode 1. 6[a]. Vgl. S. 11 f. Diese und die folgende Ode dichtete Klopstock in der ersten Zeit seines züricher Aufenthalts Anfangs August 1750. Bodmer hatte, während Klopstock noch in Deutschland verweilte, in einer längern Ode seine schwärmerische Sehnsucht nach dem Dichter des Messias ausgesprochen. Unsere Bodmers Ueberschwänglichkeit gegenüber etwas kühle Ode spricht nur die Freude über das Glück aus, sich der Umarmung des züricher Freundes zu erfreuen, ein Glück, dessen Verwirklichung ihm wie ein seliger Traum erscheine. Es ist derselbe Gedanke, den er zwei Tage nach seiner Ankunft zu Zürich in einem Briefe an seine Freunde äußerte: „Ich habe die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehn, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehn würde." Jede Ausrührung seiner Freude fehlt. Die Ode erschien zuerst mit der folgenden noch im Jahre 1750 zu Zürich unter dem Titel Zwo Oden. In der Schweiz wurden sie von den meisten Lesern als eine Art blühender Unsinn mit Achselzucken aufgenommen, wie sich aus der zu Zürich sieben Jahre später erschienenen Schrift: „Moralische Beobachtungen und Urtheile" (S. 171 f.) ergibt. Unsere

Ode erschien mit manchen Veränderungen in der ersten Ausgabe;*) anderes ward in der zweiten verbessert.**)

Gott, der oft die scheinbar berechtigsten Wünsche unerfüllt läßt (V. 1—4), sieht weiter als wir Sterblichen (V. 5 f.), die wir in unserer Beschränktheit auch nicht begreifen können, weshalb er Seelen von einander trennt, die ganz für einander geschaffen sind (V. 7—22). Den Gegensatz hierzu bildet die oft unerwartete Erfüllung eines kaum gewagten Wunsches (V. 23—26), wie er ihn selbst jetzt in Bodmers persönlicher Bekanntschaft beglücke (V. 27 f.). Die Hauptausführung widmet er dem Gedanken, daß oft Ort und Zeit Seelen, die für einander geschaffen scheinen, von einander trenne. Vgl. Ode 3, 11 ff.

Beim Anfange liegt dem Dichter zunächst sein Verhältniß zu Fanny im Sinne; der Gedanke, weshalb Gott ihm das Glück versage, das an Fannys Seite ihm beschieden sein würde, beschäftigte ihn lebhaft. Dieses Glück ist „der frömmste Wunsch, mancher Seligkeit goldnes Bild". Vgl. Ode 11, 57 f. 13, 58 ff. Der Wunsch verweht, der vergeblich gethan wird, ohne in Erfüllung zu gehn. Eine scheinbare Verworrenheit (Labyrinth) schafft Gott, wenn er

---

*) In den sechs ersten Versen hieß es zuerst früher V. 1 läßt oft den frömmsten Wunsch, V. 3 Unvollendet und webt da Labyrinthe hin, V. 5 In der Ferne sieht Gott auf der Unendlichkeit, V. 6 Schauplatz hin. V. 7 begann Herzen finden sich nicht, V. 11 schloß göttlicher Addison. V. 13 f. hieß es mir Rowe, Britanniens | Unschuldvolle Bewohnerin, wo die erste Ausgabe Gesellerin statt Bewohnerin gab.

**) Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Klopstock V. 14 Vereinerin statt Gesellerin, V. 17 Für das Herz mir statt Für mein Herze, V. 18 verlangen statt auch seufzen, V. 21 Fernen statt Ferne, V. 23 sich das zitternde statt das erzitternde, V. 26 nicht statt kaum, V. 27 Also freuet' ich mich, da statt Dieses Glücke ward mir, als.

uns den Weg zu dem ersehnten Glücke versperrt. Vgl. Ode 13, 81 f.: „Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf, Was Labyrinth war." V. 5 f. tritt der „Unendlichkeit — Schauplatz", vor welchem eigentlich in wiederholt sein sollte, etwas hart, aber bezeichnend zwischen das engverbundene sieht Gott. Wie der Satz mit dem umschreibenden „der die Schickungen lenkt" anhob, so schließt er mit dem kräftig hervortretenden, jenes bestimmenden Gott. Vgl. Ode 66 am Ende.

V. 9 f. werden in V. 11—14 weiter ausgeführt. V. 9 „Die Nacht fernerer Himmel", eine weite örtliche Entfernung, die wie eine Nacht zwischen ihnen liegt, so daß sie sich nicht sehn können. — V. 11 Neben Addison (vgl. 11, 18), den er als sokratisch (vgl. Ode 6, 38) bezeichnet*), und die Rowe, die Verfasserin der Briefe Verstorbener an Lebende (vgl. 1,28)**), tritt ein zukünftiger Bewunderer seines Messias (vgl. 11, 69 ff.). — V. 20 Werd' ich einst nicht dein Genius. Zu dieser eigenthümlichen Vorstellung vgl. Ode 2, Lied 2, 33 ff., oben S. 96. Ode 24, 79 f. 27, 16. — V. 21 f., die einen zusammenfassenden Abschluß bilden und zugleich zum Uebergang dienen, drücken denselben Gedanken wie V. 5 f. mit veränderter Wendung aus. Vgl. Ode 3, 15 f. — Das Herz zittert (V. 23) vor Freude bei der Vorstellung des ersehnten seligen Glückes. — V. 25 f. Wir glauben nur ein Gebilde des Traumes zu sehn, das aus diesem noch gleich nach dem Erwachen uns vor-

*) Sokrates Addison, wie Smintheus Anakreon 1, 3. Klopstock erklärte sich gegen das beide Namen zu einem verbindenden Zeichen (-).

**) Nach diesen Briefen hatte der junge Wieland gerade in Bodmers Hause seine zuerst 1753 erschienenen „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" gedichtet. Herder nennt die Rowe im Jahre 1772 „einen Engel von Mädchen, nicht reich, nicht viel Genie, aber so simpel, ihre Armuth ganz und rein herauszusagen und so zart die Gedanken zu wecken, wie die liebe zaubernde Weiberhand nun schon immer das Glück hat".

schwebt. Das gewählte den Armen entgegenkommen für das einfache umarmen deutet auf die zu diesem Zweck unternommene längere Reise.

---

17. Der Zürchersee.

Viertes asklepiadeisches Maß. Vgl. S. 17. Gleichzeitig mit der vorigen Ode. Vgl. S. 165. Im ersten Drucke führte die Ode die Ueberschrift: Von der Fahrt auf dem Zürchersee. Zu der hier beschriebenen Reise auf dem Zürchersee ward Klopstock von seinem neuen Freunde, dem jungen Kaufmann Hartmann Rahn, seinem spätern Schwager (vgl. oben S. 30), eingeladen. Außer Rahn betheiligten sich an dieser Fahrt der Arzt Dr. Hans Kaspar Hirzel, etwas jünger als Klopstock (er war am 21. März 1725 geboren), dessen Bruder Salomon Hirzel, Rudolf Werdmüller, der Buchhändler Salomon Wolf, der die freimüthigen Nachrichten herausgab, Johann Heinrich Schinz, später Pfarrer in Altstetten, ein Kaufmann desselben Namens und Keller von Goldbach, ein lustiger, auch mit musikalischen Talenten begabter Gesellschafter. Die weibliche Gesellschaft bestand aus fünf Frauen und vier Mädchen. Klopstock beschreibt diese am 30. Juli, einem Donnerstag, angestellte Fahrt in einem Briefe an Fannys Bruder vom 1. (nicht 15.) August. „Ich kann Ihnen sagen", schreibt er diesem, „ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als an diesem schönen Tage gefreuet. Die Gesellschaft bestand aus sechzehn (achtzehn) Personen, halb Frauenzimmer. Hier ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen, und sich nur untereinander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen

Gesellschaft zu Wege gebracht. Wir fuhren morgens um fünf Uhr auf einem der größten Schiffe des Sees aus. Der See ist unvergleichlich eben, hat grünlichhelles Wasser; beide Gestade bestehen aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern ganz voll besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen.*) Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers Doris (vgl. zu Ode 8, 39, oben S. 130***) unvergleichlich wehmüthig singt, war die Herrin der Gesellschaft; Sie verstehen es doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, die schönste unter allen, das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen, der auch zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich sie das erstemal auf zwanzig Schritte sah, so schlug mir mein Herzchen; denn es sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre.**) Diese Geschichte muß ich Ihnen nicht auserzählen. Ich habe dem Mädchen dies alles gesagt, und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte, und einmal in einer

*) Vgl. Goethes Lied „Auf dem See". Erläuterungen zu Goethes lyr. Ged II, 120 f.

**) Vgl. Ode 182 „Aus der Vorzeit".

entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hätte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen — — — — (Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.) Wir hatten zu Mittage etliche Meilen von Zürch auf einem Landhause gespeist. Wir fuhren hierauf dem See gegenüber auf eine mit einem Walde bedeckte Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend am Ufer. Da wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad; denn ich führte Demoiselle Schinz (die eigentlich Rahn zugetheilt war) statt ihrer ins Schiff. Wir stiegen unterwegs verschiedenemal aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Zürch aus." Neben diesem Berichte Klopstocks, der auf Fanny zu wirken berechnet war, besitzen wir einen diese Fahrt beschreibenden Brief von Hirzel an Kleist, aus dem wir die bezeichnenden Züge nachtragen. „Ein vorhergegangenes Donnerwetter", schreibt dieser, „hatte die allzuschwüle Luft ge reinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölke bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellesten Sonnenglanze prangen sahen. „Wer wird uns", rief jenes Mädchen, das den Frühling mit Ihnen gefühlt hat (Schinzens Begleiterin), „die Schönheit dieser glänzenden Wasserfläche und dieser reizenden Landschaft würdig schildern?" Klopstock fand es unmöglich, beim Anblick der Naturschönheiten eine Schilderung anzubringen, die rühren könnte, weil die Natur jedes Gemälde weit übertreffe." Das Landhaus, auf dem sie frühstückten, gehörte den

Eltern des Reisegenossen Keller, die Klopstock mit heiterm Lächeln und in einer Weise empfingen, welche ihn überzeugte, daß sie die hohen Gedanken des Messias, von dem damals erst die drei ersten Gesänge erschienen waren, empfunden. „Klopstock rühmte die Schönheit unserer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick aufzuspähen fand. Nie sah ich jemanden die Menschen aufmerksamer betrachten; er ging von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten als sich zu unterreden. — Der ältere Sohn unseres ehrwürdigen Gastwirthes, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unserer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien daraus bestimmen zu wollen, welche die Zärtlichste sei. — Endlich stiegen wir wieder zu Schiffe. Von muntern Scherzen begleitet, schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft; die Mädchen waren bekannter mit einander geworden. Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden ihre allgemeine Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang (des Messias) etwas von ihm zu hören. Er las die Stelle V, 205—249, wo ein Bewohner der Milchstraße das Unglück der gefallenen Menschen schildert. Nachdem die Gesellschaft sich von der Wehmuth, worein diese Stelle sie versetzt, nach und nach ermuntert hatte, begann „lachender Scherz sie zu umhüpfen", jeder suchte seine Schöne witzig zu unterhalten. Klopstock zeigte sich stets seiner würdig. „Ueber seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft wie über seinen Ernst; feiner Witz begleitete seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist." Da man in ihn drang, noch etwas aus den ungedruckten Gesängen des Messias mitzutheilen, so las er die Liebesgeschichte von Semida und Cidli

(IV, 740—889), welche auf die Mädchen um so mächtiger wirkte, als ihnen die Beziehung auf Fanny nicht entgehn konnte, und der junge Dichter sein ganzes Herz in die Vorlesung legte. „Unsere Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe.“ Den Mittag verbrachten sie in Meilen, einem Dorfe am östlichen Ufer des Sees, vier Stunden von Zürich. Bei der trefflich besetzten Tafel öffnete der Wein die Seelen. „Die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit; satirische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie.“ Man trank auf das Wohl von Klopstocks abwesenden Freunden Kleist, Gleim und Ebert. Als man Fannys Gesundheit ausbrachte, herrschte tiefe Feierlichkeit. „Klopstock erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth: doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte. Nach Tische rüsteten wir uns zur Ueberfahrt auf eine kleine, jenseits Meilen liegende Halbinsel (das weit in den See tretende Vorgebirge Au), wo man die angenehmste Aussicht über den Zürchersee hat. — Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edlem Nacheifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein in diesem Augenblicke kamen wir unvermuthet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmuthige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaale, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurichten ließen, die wir nach einem Spaziergang in den Eichenwald genießen wollten. — Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Hallers Doris singen.“ Er raubte auch Rahn sein Mädchen.

Voll Freude und Dankbarkeit küßte er Hirzel, als Urheber der Lustreise auf die Wangen. „Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten dieses Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreise antreten ließen.“ Klopstock las auf allgemeinen Wunsch die Stelle von Abbadona (V, 486—507); darauf trug er, um den Ernst nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, eine anakreontische Ode von Fannys Bruder vor, und sang Lieder von Hagedorn auf so tief empfundene Weise, daß man sie noch nie so schön gefunden hatte. Schon hatte die Dämmerung alles in Dunkel gehüllt, als sie am kellerschen Landgute wieder anlangten. Später ließen sie das Schiff eine ziemliche Strecke vorausfahren und gingen langsam dem Gestade nach. „Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. — Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und auch wir eroberten Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen?“ Als sie wieder das Schiff bestiegen hatten, äußerte Hirzel den sehnsüchtigen Wunsch, so die Ewigkeit zufahren zu können, was aber Klopstock zu ausschweifend fand, der sich für einmal nur eine solche Ewigkeit von vier Tagen wünschte. Hirzels junge Gattin mußte noch einmal die Doris singen. Man bat die Schiffer zuletzt, doch langsamer zu fahren, weil man die Fahrt möglichst auszudehnen wünschte.

Die Ode schildert weder die Schönheit des Zürchersees noch die Fahrt auf demselben, sondern setzt den auf der Au genossenen glücklichen Stunden ein würdiges Denkmal; freilich gedenkt sie zuletzt auch der heimischen Freunde, denen ja auch das Gedicht bekannt werden sollte, aber nicht auf sie, sondern auf die neuen Freunde ist es berechnet, die sich so sehr beeiferten, dem Dichter

ihre Liebe und Verehrung zu bezeigen, weshalb es auch mit dem an seinen Gastfreund Bodmer gerichteten sogleich gedruckt wurde.

Die drei ersten Strophen bezeichnen die jüngst auf der schönen Seefahrt genossene Lust als Veranlassung und Inhalt des Sanges. Ganz kurz tritt in den folgenden drei Strophen die heitere Lust beim Beginne der Fahrt hervor, worauf Strophe 7 f. als Glanzpunkt des Tages den Gipfel ihrer Freude, die Stunden auf der Au, bezeichnen. Daran schließt der Dichter die Feier des Genusses wahrer Freundschaft, welche er der erhebenden, die Seelen öffnenden Kraft der schönen Natur, der beseelenden Wirkung des Weins, ja selbst dem Nachruhm vorzieht, den zu erlangen seine Seele so eifrig bestrebt ist. Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß er in diesen seligen Stunden auch der abwesenden Freunde in treuer Liebe gedacht und sehnlichst gewünscht habe, in dieser herrlichen Natur mit ihnen ganz der Freundschaft zu leben, deren Feier das Ganze geweiht ist. Von der Fahrt selbst bis zur Ankunft auf der Au werden nur wenige bezeichnende Züge hervorgehoben, die Darstellung des Aufenthaltes auf dieser enthält sich aller Einzelheiten, nur die zur höchsten Freude sich vereinigenden Wirkungen der schönen Natur, des Weins und der Freundschaft werden gefeiert.

Str. 1 stellt die Schönheit eines Gesichtes, in welchem sich die Freude über die Reize der Natur spiegelt, höher als die der Natur selbst. Klopstock selbst achtete auf jener Fahrt mehr auf die Blicke und Herzen des ihm gewogenen Kreises als auf die Herrlichkeit der schönen Natur. Schon Hagedorn hatte gesungen, ein schön Gesicht ergetze mehr als die volle Himmelspracht, und Sulzer, Klopstocks Begleiter auf der Reise nach der Schweiz, hatte denselben Gedanken in seinen kürzlich erschienenen Unterredungen über die Schönheiten der Natur ausgeführt. Klopstock denkt sich die Natur als eine Künstlerin, die den Plan zu

ihren Schöpfungen ausdenkt und so den reichen Schmuck der Welt erfindet. Vor kurzem hatte er den Rheinfall bei Schaffhausen als einen „großen Gedanken der Schöpfung“ begrüßt. Der Uebergangsgedanke, daß er mehr die Freude ihrer Fahrt als die Schönheit der Natur besingen wolle, ist übersprungen, da der Dichter sich sofort Str. 2 f. an die Freude, welche damals über sie alle gekommen, mit der Bitte wendet, sich auch seinem Gesange mitzutheilen. Der Sprung dürfte eben so wenig zu billigen sein als das späte Eintreten der Bezeichnung der angeredeten Freude. Gelegentlich deutet der Dichter an, daß er auch dieses Lied in den Abendstunden gesungen. Vgl. Ode 12. Sein Lied soll aber nicht bloß heiter, wie frische Jugend sein, wozu seine Leier selten gestimmt war, sondern auch von reinem Gefühl durchdrungen. Seltsam ist die Vorstellung, daß die Freude schon wieder zum Himmel geflohen sein könne. Der See schimmert im Abendglanze (vgl. Ode 21, 19); denn schimmernd dürfte hier nicht auf die krystallreine Flut, die „silberne Welle“ (V. 67) sich beziehen. Vgl. Goethes Lied „Auf dem See“.*)

Str. 4. Der Dichter hebt zunächst den Augenblick hervor, wo im Süden die schneebedeckten Alpen, der Säntis, der Glärnisch, der Tödi, das Scheerhorn u. s. w., aus dem über ihnen noch gelagerten Nebel hervortraten. Der Uto ist der Uetli- oder Hütliberg, an dessen Fuß, vom See aus gesehen, Zürich zu liegen scheint. Bodmer hatte in seinem Gedicht an Klopstock gesungen:

---

*) Ursprünglich stand V. 5 „Von der schimmernden See weinvollem Ufer her“, V. 7 im röthenden, V. 8 den Flügeln, V. 10 f. gleich dem aufwallenden, | Vollen, V. 12 statt Fanny das auf die liebenswürdige Schwester von Schinz hindeutende Sch.. in (Schinzin), wobei freilich die Möglichkeit blieb, auch Schmidtin zu ergänzen und an Fanny zu denken. Bei dem Jauchzen des Jünglings schwebte dem Dichter seine und seiner neuen Freunde Lust auf dieser Seefahrt vor.

Zustand der deutschen schönen Wissenschaften kennt, wieder daran erinnert, daß schon Schlegel, der zu früh für die Ehre des deutschen Trauerspiels gestorben ist, durch diesen großmüthigen Monarchen in Soroe (als Professor) sein Glück fand, und zugleich dieses bekannt macht, daß der Verfasser des Messias vornehmlich der würdigen Materie seine itzige Muße zu verdanken hat, so ist der Leser in den Stand gesetzt, noch vieles zu diesem kurzen Vorberichte hinzuzudenken."

Str. 1. Der König, den Gott zu dem besten von allen geweiht hat, wird sein Glück in dem Streben finden, sein Land glücklich zu machen. Zur horazischen Wendung vgl. den Anfang von Ode 1.*) — Str. 2. Nicht wird ihn Kriegsruhm anziehen. Vgl. 1, 10 ff. Zum Silbergetön 17, 49.**) — Str. 3. Nicht wird ihn als Jüngling die Ehrbegierde treiben, dem Eroberer nachzueifern, von dem er vielmehr schon in den Jahren reinen Jugendgefühls sich abgewendet hat.***) Cäsar seufzte beim Standbilde Alexanders, das er zu Gades im Tempel des Herkules sah, daß er in dem Alter, wo jener schon den ganzen Erdkreis unterworfen, noch nichts gethan habe. Vgl. Ode 136 Ludwig der Sechzehnte. — Str. 4—6 drücken im Gegensatz zu Str. 3 die Gedanken aus, welche dem Friedensfürsten schon als Jüngling den Schlaf raubten, wobei die bekannte Sage von Themistokles vorschwebt, den, wie er sagte, die

---

*) V. 3 f. lauteten in der ersten Fassung weniger prosodisch „Vom Olympus her sah, der wird ein Menschenfreund | Und des Vaterlands Vater sein." Den Olympus hat die spätere Bearbeitung hier so wenig wie 7, 3 weggebracht, wohl aber unten V. 37.

**) Die Strophe hieß ursprünglich: „Ihm winkt schimmernder Ruhm und die Unsterblichkeit, | Viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge | Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft, | Lockt ins eiserne Feld umsonst."

***) V. 9 stand früher beim Bild, V. 12 Für den Göttlichen.

Siege des Miltiades nicht schlafen ließen. Vgl. Ode 55, 7 f. — Str. 4. Die Thränen weint er, nachdem seine Sehnsucht ihn dem Schlaf entrissen. Sein Ruhm ist viel erhabener als derjenige, den der Höfling verkündet. „Thränen (des Verlangens,) geliebt zu sein, vom glückseligen (durch ihn beglückten) Volk.“ — St. 5 ist der entschiedene Gegensatz zu Str. 2. Seine Sehnsucht ist, alle Lebensalter beglückt zu sehn.*) — St. 6. Er faßt dann den festen Entschluß, wie Gott, der Beglücker von Tausenden zu sein. Der Kaiser Antoninus hielt es für das Schönste im Leben, die Götter nachzuahmen, sehr wenig zu bedürfen und möglichst vielen wohlzuthun. — Str. 7—9 bezeichnen das segensvolle Walten eines solchen Fürsten, der gewissenhaft seine eigenen Thaten erwägt, jede edle Handlung belohnt, und die echten Dichter unterstützt.**) Auffallend wird hier eingefügt, daß er ein gläubiger Christ sei. Dazu bestimmten den Dichter der vorschwebende Gegensatz Friedrichs des Großen und die echte Christlichkeit des dänischen Friedrich, der deshalb auch den Sänger des Messias so großmüthig unterstützte (vgl. B. 47, Ode 19, 10 ff. und unten zu Ode 37, 42). — Das bescheidene Verdienst ehrt ein solcher König, ja er begeistert es mit dem Streben nach Unsterblichkeit, welcher es dieses sicher entgegengehn sieht.***)

---

*) V. 17 ist die Mehrheit Mütter neben der Einheit der Säugling sehr kühn, so daß man an einen Druckfehler statt Mutter glauben könnte. Bei Vetterlein ist Mutter eben nur einer der manchen Druckfehler, keine absichtliche Verbesserung. — V. 19 schrieb erst die zweite Ausgabe in statt im, während bereits die erste jetzo statt und itzt setzte. Jetzo bezieht sich auf den Augenblick, wo er den König vorüberkommen sieht.

**) Früher stand V. 25 die Wagschal (vgl. Ode 9, 25), V. 30 alsdann schaut auch. Noch in der ersten Ausgabe hieß es V. 31 f. „welche das weiche Herz tugendhafter und edler macht“. Zur Aenderung ward Klopstock wohl durch den Tadel des jungen Cramer bewogen.

***) Sichres statt Sichern schrieb erst die zweite Ausgabe. Sehr fein

Str. 10 bittet er die heilige Muse des Messias,*) zur lyrischen Höhe zu eilen, wo das Lob der edlen Friedensfürsten gesungen wird, das würdiger als das der Eroberer.**) — Str. 11. Die Muse soll, ehe sie den Sang vom Messias anhebt, in lyrischem Schwunge den König preisen, den sie noch häufig und lauter feiern wird, wenn ihn das Bewußtsein einer lange gewissenhaft geführten Regierung beseligen wird.***) Friedrich hatte erst am 6. August 1746 den Thron bestiegen. Freier heißt sein Thron nach dem bekannten, einen bedeutenden Grad bezeichnenden, Klopstock außerordentlich beliebten Gebrauche des Komparativs, von der vollen, durch Friedrich nie mißbrauchten Souveränetät des dänischen Königs. Vgl. Ode 45 Das neue Jahrhundert. — Die letzte Strophe nennt den König selbst, der den Sänger des Messias unterstützt, damit er sein frommes Lied vollenden könne. Klopstock

---

ist die Wendung, daß der König keines Dichterlobes bedarf, den Dichter nicht, weil er ehrsüchtig nach diesem strebt, unterstützt, sondern weil er ihn als frommen Sänger des Messias ehrt. Vgl. die Aeußerung des Vorberichts S. 180, daß er der würdigen Materie seines Gesanges seine Muße zu danken habe. Das letztere deutet die folgende Anrufung der heiligen Muse an.

*) Der Berg Zion (Sion), auf welchem der südwestliche Theil Jerusalems mit der Burg Davids lag, heißt „Gottes heiliger Berg". Vgl. Ode 54 und unten S. 186.

**) V. 37 hieß es früher Die du von dem Olymp (vgl. S. 180*) und sangst, V. 38 und itzt zu den Höhen eilst (1755 itzt dich zu den Höhen hebst), V. 39 „Wo das heilige Lob jener Monarchen tönt."

***) V. 41 lautete zuerst: „Wag' auch diesen Flug noch, nenne den Namen selbst"; die jetzige Lesart finden wir schon 1755, nur kühn statt stolz. Die folgenden Verse hießen ganz abweichend: „Der in deinem Gesang künftig oft tönen wird, | Wenn du einst von dem Glück, das nur die Tugend lohnt, | Und von frommen Monarchen singst." Die gute That statt die Tugenden liest erst die zweite Ausgabe.

setzt aber hier nicht das wirkliche Ende seines Gedichts, sondern den Tod des Heilands auf Golgatha, dessen Schilderung mit dem zehnten Gesange schloß.*)

---

19. Friedrich der Fünfte. An Bernstorff u. Moltke.

Archilochisches Maß, wie in Ode 6. Gedichtet Ende Februar 1751 auf der Rückreise aus der Schweiz „zwischen Schaffhausen und der Grenze von Schwaben",**) Nachts beim Wechsel der Post und auf dem Postwagen, wie Klopstock selbst erzählte. Hatte er in der vorigen Ode, auf welche V. 5 f. hindeuten, das Lob des Königs, um nicht in den Verdacht eines Schmeichlers zu fallen, nur leise angedeutet, so äußert er hier den Ministern desselben, welche seine so ehrenvolle und fördernde Unterstützung vermittelt hatten, seine höchste Bewunderung und Verehrung Friedrichs, dem er auf Erden ewigen Nachruhm und jenseits glänzendsten Lohn weissagt. Das Lob, daß Friedrich ein echt christlicher Fürst sei, wird nur in der wehmüthigen Betrachtung angedeutet, daß der große Kriegsfürst Friedrich, auf den Deutschlands Hoffnung gerichtet sei, dem

---

*) V. 45 schloß ursprünglich mit Blumen hat.

**) Nach der Erwähnung der „beeisten Gebirge" und des „einsamen Waldes" in V. 1 f. möchte man diese Angabe bezweifeln. Indessen hatte Klopstock schon auf der Hinreise in Meßkirchen, sechs Meilen diesseit Schaffhausen, appenzeller Alpen gesehen, und man dürfte um so eher denken, daß eben dort auf der Rückreise das Gedicht entstanden, als bei Meßkirchen ein „dicker, hoher Wald" das Gebirge bedeckte, und Klopstock in seinem Briefe vom 20. Juli 1750 sich beklagt, die ihn begleitenden Schweizer hätten über ihren aus der Ferne winkenden Alpen die thüringischen waldbedeckten Gebirge übersehen. Die Alpen und der Wald deuteten demnach die einen auf die Schweiz, der andere auf Deutschland, das den Dichter wieder umfing.

christlichen Glauben fremd bleiben werde. Durch eine eigenthümliche Wendung stellt er die beiden Friedriche sich entgegen. Gedruckt erschien unsere, wohl von Quedlinburg aus nach Kopenhagen, wahrscheinlich zugleich mit der vorigen, gesandte Ode erst in der ersten Ausgabe der Oden,*) wo sie mit Recht dem Jahre 1751 zugeschrieben wird, während nach der chronologischen Ordnung der zweiten sie ins Jahr 1750 fallen würde; in der letztern erlitt sie wenige Veränderungen.

V. 1—5. Jetzt, wo er der Heimat und den kopenhagener Freunden zueilt, wenden sich seine Gedanken diesen zu.**) — V. 5—9. Er kann diesen offener seine unbegrenzte Verehrung des Königs aussprechen, als er dies neulich in der an diesen selbst gerichteten Ode zu thun gewagt. Der Zweifel, ob man sein Lob nicht als Schmeichelei auslege, steht dem vollen Herzen, der versuchende Ton, der das persönliche Lob möglichst zu mäßigen sucht, der warmen Empfindung (wie das Herz sie [die Empfindung] empfand) entgegen. — V. 9—20. Mit einem gewandten Uebergange***) kommt er zum Ausdruck seines tiefen Schmerzes, daß Preußens Friedrich, den er als großen Feldherrn von einem der

*) Hier stand V. 5 leiseren, V. 6 „Sang ihn mein furchtsames Lied“, V. 15 Labyrinthe, V. 19 Oft da und schon begann, V. 31 Dann wird und den die Muse des Tabor, V. 33 im Tempel und Lorbern (die Lorber als Mehrheit von der Lorber, wogegen die Lorbern von die Lorbere kommen sollte), V. 34 ff. „Und kein Ruhm mehr beschützt, | Ach der Tag wird dann der sanften Menschlichkeit Lohn sein, | Wie ihr Leben einst war.“

**) Zu eil' ich muß man gleichfalls euch zu denken, woher auch richtig die erste Ausgabe Komma nach eil' ich hat, nicht Semikolon. Einsam, allein gelegen, wie am Ende von Ode 17.

***) Vor so offen muß ein Kolon, mindestens das früher hier stehende Semikolon gesetzt werden. Hier, wie in V. 5, beginnt der neue Gedanke in der zweiten Hälfte des Hexameters, wodurch eine nähere Verbindung der Verse entsteht.

Siege im letzten schlesischen Kriege benennt,*) wie Julian, dem man den Beinamen Apostata gegeben, das Christenthum verachte, und keine Hoffnung vorhanden sei, daß er es je erkennen und daran glauben werde. Klopstock bezieht sich hier auf eine Anekdote, die er vom Hofprediger Sack vernommen, der selbst dabei zugegen gewesen sein wollte. Als der Geheimerath Jordan, Friedrichs innigster Vertrauter, an der Schwindsucht darniederlag, besuchte ihn sein königlicher Freund, dem er seine jetzt unerschütterlich feststehende Ueberzeugung aussprach, daß Jesus Herr und Richter der Welt sei. Früher französischer Prediger, hatte Jordan auf seinen Reisen den Unglauben an die christliche Religion eingesogen; auch dieses war ein Band geworden, das den König an ihn fesselte. Friedrich soll auf jene ernste Betheurung erwiedert haben, es thue ihm leid, daß Jordan schon radotire, worauf dieser bemerkte: „Sire, Schwindsüchtige radotiren nicht.“ Dagegen berichtet Jordans Freund, von Bielfeld, dieser habe eines Tages gegen ihn geäußert, er sterbe mit der Ueberzeugung von der göttlichen Sendung Christi, und ihn gebeten, dies einmal gelegentlich dem Könige zu sagen. Jordan starb am 25. Mai 1745 in Berlin, das der König schon vor mehr als zwei Monaten verlassen hatte.**) — Das Labyrinth V. 15 ist der Irrgang des Unglaubens. — Sein Moos, auf dem Grabstein, unter welchem er schon lange ruhte. Vgl. Ode 60, 9 f. Irrig hat Vetterlein nach V. 20 das Zeichen eines abgebrochenen Satzes gesetzt. Zwar (V. 17) steht häufig so, daß kein Nachsatz folgt, in der Bedeutung freilich. Vgl. Ode 26, 17.

---

*) Bei Sorr (am 30. September 1745) war das Verhältniß der preußischen Armee zu der östreichischen das allerungleichste; Friedrich hatte nur 18,000, Karl von Lothringen 40,000 Mann.

**) Furchtbar für den Dichter selbst, der nur mit Grauen daran denken kann. Das Kirchenlied nennt ihn dies irae.

Mit V. 21 wendet der Dichter sich dem dänischen Könige zu, den er auch der Deutschen Stolz nennt wegen der deutschen Herzogthümer (deren Herrschaft der regierenden Linie zugefallen war), nicht ohne Beziehung auf Friedrich den Großen, den Klopstock bei allen sonstigen Vorzügen eines solchen Namens nicht werth hält. Er bezeichnet ihn aber weiter als Ehre des menschlichen Geschlechts,*) als den Liebling der Völker, die Bewunderung des Geschichtsforschers. Das Lob ist etwas matt und bei aller Uebertriebenheit dankbarer Verehrung wenig bezeichnend. — Noch weniger sagt der auf den christlichen König berechnete Schluß (31—36). V. 31 f. enthalten die Andeutung, daß Klopstock damals mit der für den Messias bestimmten Darstellung des Weltgerichts (jetzt im achtzehnten und neunzehnten Gesange) beschäftigt war. — Die Sionitin, die heilige Muse. Vgl. Ode 12, 30. 18, 39. oben S. 182* Im Messias führte Klopstock später statt des frühern Muse den Namen Sionitin ein. Als Siona feiert er die heilige Muse Ode 54. — Des Menschlichen, persönlich statt des frühern der sanften Menschlichkeit. Menschlichen ist nicht als Neutrum zu fassen. — Wie sein Leben einst war, schön (vgl. V. 29), herrlich. Sonst könnte man auch an das Glück des Bewußtseins treuer Pflichterfüllung denken. Vgl. Ode 18, 43 f. Messias XVIII, 770 ff.

---

*) Menschlichkeit nach älterm Sprachgebrauche, wie Ode 37, 16.

20. Die todte Clarissa.

Die erste der im Klopstock-sapphischen Maß gedichteten Oden. Das erst in der ersten Ausgabe der Oden erschienene Gedicht*) dürfte in das Ende des Jahres 1751 fallen, wo dem Dichter die Gewißheit geworden, daß Meta ihm ganz angehöre.**) Vgl. oben S. 38 f. Es war wohl der erste dichterische Erguß des Gefühls seines innigen Zusammengehörens mit Meta, die er hier mit dem von der Tochter des Jaïrus, der Geliebten des Semida, hergenommenen Namen Cidli bezeichnet. Die Darstellung jenes Liebesverhältnisses im Messias hatte er schon den züricher Freunden während der Seefahrt vorgelesen (vgl oben S. 171 f.), und als einer derselben darin eine Schilderung platonischer Liebe sehn wollte, entschieden geäußert, es sei vielmehr die viel höher stehende zärtlichste Freundschaft. Meta hatte dem Dichter wohl mit tiefer Bewegung geschrieben, wie die Darstellung von Clarissas Tod in dem von allen gefühlvollen Seelen damals verschlungenen richardsonschen Roman***) sie zu heißen Thränen gerührt, worauf dieser bemerkte, auch er habe dem einzigen Mädchen wärmsten Antheil gewidmet, aber sie glücklich gepriesen, daß sie so frühe der rauhen Erde entrückt worden. Diese Gelegenheit aber ließ er sich nicht

*) Hier stand V. 1 die die Erd', V. 7 kömmt, V. 18 zu Seelen geflogen, V. 26 „Komm, laß uns wie ein Fest die Stunde, Cidli". Die Zeichen der Parenthese V. 7 f. fehlten.

**) Freilich hatte er schon am 24. März 1751 vier Briefe von der „kleinen Moller", dem süßen Mädchen, empfangen, die so natürlich schrieb, aber das innigere, hier vorausgesetzte Verhältniß begann erst im Dezember.

***) Clarissa Harlowe, von dem auch schon eine deutsche Uebersetzung erschienen war. Vgl. oben S. 37. 38*.

entgehn, der Geliebten sein Gefühl dichterisch auszusprechen und sie zu gemeinsamer Feier von Clarissas Andenken aufzufordern, wobei er zugleich ihre eigene innige Verbindung andeutet. Daß sie zusammen die Stelle von ihrem Tode gelesen, braucht man aus V. 26 f. nicht zu schließen; dies kann sehr wohl bloße dichterische Einkleidung sein.

Str. 1—3. In einer Allegorie spricht der Dichter den Gedanken aus, daß viele Seelen für diese rauhe Erde zu fein seien, woher man ihnen wünschen müsse, daß sie bald zum Himmel zurückkehrten, wie sehr wir auch ihren Verlust auf Erden bedauern.*) In der Parenthese V. 7 f. drückt sich des Dichters ängstliche Sorge lebhaft aus. Bei dem Entfliehen ist an die Flucht zu den „Blumen Edens“ (V. 3) zu denken.**) Doch leitet den Gegensatz ein, daß die irdischen Winde (er nennt die mildesten Winde) auf ihre feinere Natur keine Rücksicht nehmen.

Str. 4. Das Bild der hingestürzten, noch immer schönen Blume bringt den Dichter auf die vielbeweinte Clarissa, die ja auch noch im Tode so liebenswürdig vor uns liegt. Weggeblüht, mit Beziehung auf die Allegorie in V. 3. Der Augenblick gleich nach ihrem Tode wird durch „Und noch stille Röthe die hingesunkne Wange bedeckte“ treffend bezeichnet; in lebhafter Veranschaulichung läßt er Clarissa wirklich vor unsern Augen sterben, obgleich eigentlich nur von der Darstellung ihres Todes im Romane die Rede ist. — Str. 5, 1—7, 1. Wie der Dichter eben in der Allegorie die Sorge um eine solche Seele auf der rauhen Erde und den

---

*) Verpflanzet, an die unrechte Stelle gepflanzt, wie Ode 3, 57. — Beßre, passendere.

**) Im letzten Gesange des Messias spricht er von den „himmlischen Jünglingen, Seraphim, die an dem Fuße der Cedern, Gabriels und Eloas, wie Blumen blühten“.

Schmerz um ihren Verlust ausgedrückt hat, so stellt er jetzt die Freude Clarissas dar, im Himmel zu gleichen Seelen gekommen zu sein, die sie um so freudiger empfingen, je reiner sie sich auf Erden in allen Kämpfen gehalten und entfaltet hatte. Dies ist der eigentliche Trost bei dem Schmerze um Clarissas Tod. Die Darstellung ist im einzelnen höchst bezeichnend, nur das harte welch' ihr glichen V. 18 anstößig. — Die Stimmen der Seligen versprechen ihr Kronen des Siegs. Die Bibel spricht von der Krone des Lebens (Offenb. 2, 10), vom Kranze der Gerechtigkeit (2. Tim. 4, 8). Vgl. Ode 39, 85. — Die es würdig waren, zu triumphiren, weil sie selber auch so rein und schön waren; sie sind die Blumen Edens, deren er V. 3 gedachte.

Den Schluß bildet Str. 7, 2—8, 4 die innige Aufforderung zur gemeinschaftlichen ganz einsamen Todtenfeier in Erinnerung des unauslöschlichen Eindruckes, den Clarissa ihnen hinterlassen. An den Cypressenkränzen der Trauer betheiligen sich beide; Cidli weint, als sie die Kränze auf Clarissas Grab legt, und mit ihr der Dichter. — Schwesterlich tritt am Schlusse höchst bedeutend hervor, indem es Cidli als innigst verwandt mit Clarissa bezeichnet.

---

21. Friedensburg.

Viertes asklepiadeisches Maß. Klopstock war dem dänischen Könige im Mai 1751 auf sein vier Meilen von Kopenhagen entferntes, von Friedrich IV. 1720 erbautes Lustschloß Friedensburg gefolgt, wo er bis zum Herbste verweilte. „Ich genieße hier alle Ruhe", schrieb er von hier schon am 11. Mai an Fanny, „und alle Süßigkeit des Landlebens, besonders da es der beste und

Freude (man denke nur nicht an Thränen) nennt der Dichter die Anmuth, die jetzt heller als bei der Erscheinung der Muse über ihr ganzes Antlitz, wie aus ihren Augen hervorgehend, sich verbreitet.

Str. 8—12. Preis des Königs durch die Muse, die hier als seliger Engel gedacht wird. Sie hebt zunächst hervor, daß es nur wenig wahrhaft Edle auf Erden gibt, daß sie einsam, vereinzelt (vgl. Ode 17, 70) sind, und daß die Himmlischen schon den Vorsatz erkennen, der nicht immer in der beabsichtigten Weise zur That werden kann. Str. 10 fällt etwas matt ab. Zu Str. 11 f. vgl. den Schluß von Ode 19; aber dort ist vom Gerichte am jüngsten Tage, hier von dem gleich nach dem Tode (vgl. Ode 9, 25 ff. 11, 1 ff.) die Rede.*)

---

22. Der Verwandelte.

Dasselbe Versmaß wie in Ode 11. Das Gedicht, das Klopstock in das Jahr 1751 setzt, gehört in den darauf folgenden Frühling, wohl in den April. Am 9. April 1752 schreibt der Dichter an Gleim: „In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder nur halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und daher, da ich aufgehört habe traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört. — Genug, ich bin itzt unter allem, was ein ehrlicher Mann sein kann, nichts weniger als unglücklich." Unsere Ode ist der dichterische Ausdruck dieses Gefühls, das erst

*) Zu Glücklichen, zur ewigen Seligkeit. Vgl. Ode 66, 30. — Versammlungen, Chören. Vgl. Ode 8, 42. — Begleiterin, um vor Gottes Richterstuhl für ihn zu zeugen.

mit dem Frühling seine ganze Seele ergriff. Noch am 19. Februar hatte er in ganz anderm Tone an Gleim geschrieben. Vgl. oben S. 40. Das Gedicht enthält den innigsten Ausdruck seines jubelnden Herzens, daß Meta ihm ganz ungetheilt gehöre. Es erschien, ohne Zweifel mit manchen Veränderungen, unter der Aufschrift An Cidli in der ersten Ausgabe der Oden, unter der jetzigen, wenig abweichend in der zweiten.*)

Str. 1—4, 1. Der Schmerz der Liebe hat mir Jahre lang das Leben mit Trauer umhüllt. Der Dichter läßt auch seiner ersten Liebe langes Trauern vorausgehn, das schwermüthige dunkle Sehnen des Jünglings, das nach inniger Herzensbefriedigung verlangt. Die Liebe ist zwar der Erde entflohen, welche sie in der Zeit der Unschuld bewohnte, wie auch die Freude (Ode 17, 6), aber sie kehrt doch zu stillen unschuldigen Seelen zurück. Vgl. Messias V, 230 ff. Der Vergleich V. 4—8 soll die reine Liebe bezeichnen; der Vergleichungspunkt zwischen Eva und der Liebe liegt gerade in der Reinheit, wobei es nur anstößig ist, daß im Vergleichungssatz selbst voller Unschuld als Bezeichnung der Eva hervortritt. Dem Dichter schwebt hierbei die schöne Stelle Miltons vor IV, 449—466; das Rosengestade ist seine Zuthat. Der wohlduftenden Luft des Paradieses gedenkt Milton IV, 156 ff. Daß aber die Liebe ihm tiefsten Schmerz durch die Abneigung der Geliebten bereitete, drückt der Dichter in einer lebhaften Anrede an den Schmerz aus V. 9—12. Die Worte schwermuthsvoller, wie Nächte sind,

---

*) V. 2 stand früher Erden, V. 3 Zur geheimeren, V. 16 schlummernde, V. 21 Als ... Wie staun', V. 28 belohnst du mich? V. 34 wenn es. Anstößig bleibt V 38 das kurz gebrauchte dein. Auch V. 17. 25. 30 hätten wohl einer prosodischen Verbesserung bedurft.

können nur als adverbialer Zusatz zu trafst gefaßt werden;*) der Dichter will offenbar sagen, keine Nacht sei so dunkel wie seine Schwermuth gewesen; der Ausdruck ist aber verfehlt, da statt des eigentlichen schwermuthsvoll das in der Vergleichung bleibende dunkel stehn müßte.

Str. 4, 1—6, 4. Auf einmal fühle ich mich ganz unerwartet von allem Schmerz befreit, zur reinsten Freude genesen. Daß ihm die Welt wieder freundlich lächelt, sprechen Str. 4, 3 f. aus, wie Str. 5 die frohe Gewißheit, daß er sich nicht täusche, Str. 6 sein Staunen über den ganz ungewohnten Zustand, sein Entzücken und seine Dankbarkeit. V. 24 wünschte man wohl statt des unnöthigen in mir eine Bezeichnung, wem er sich dankbar fühle. — Str. 7. In lebhafter Frage sagt er sich, daß es kein unedles Gefühl sei, kein Stolz auf seinen Ruhm, wodurch er sich über andere erhaben dünke, kein ihn der Wirklichkeit entrückender Rausch, der ihm die Heiterkeit wiedergegeben, sondern reines, herzliches Gefühl. — Str. 8 f. Und zwar das Gefühl inniger Liebe zu einem unschuldsvollen Mädchen. Treffend ist die Darstellung, daß die Tugend selbst ihm die Geliebte zuführe, nur kann die Tugend hier doch auch nur als reines Gefühl wie Str. 7, 3 f. gefaßt werden. Wie er im Schlafen und im Wachen die Geliebte immer vor sich zu sehn glaubt, spricht Str. 9 in glücklicher Benutzung von Hor. carm. IV, 1, 33—40 aus. — Erst Str. 10 wendet sich der Dichter unmittelbar an Meta. Str. 10, 2—11, 4. Kein Herz hat je so geliebt; Meta, die vielleicht allein in dieser innigen Liebeskraft ihm gleicht, soll ihn lieben, da seine ganze Liebe zu Fanny nur eine Vorbereitung

*) Andere bezogen es auf die angeredete Liebe (V. 1). Neuerdings hat man gar das Komma nach schwermuthsvoller gestrichen und das Wort als Apposition zu Kummer, also als zweiten Fall der Mehrheit, gefaßt.

zur höchsten Liebesseligkeit gewesen, die in Metas Armen ihn erwartet. Der Dativ dir in der ungewöhnlichen Bedeutung für dich. Im vorletzten Verse deuten die süßern Träume auf das träumerische Versenken in sein zukünftiges Glück. Vgl. V. 33.

---

23. Dem Erlöser.

Alkäische Strophe. Die Ode ward nach dem Erscheinen der fünf ersten Gesänge des Messias (im Sommer 1751) gedichtet als Ausdruck seines innigsten Dranges, den Messias zu vollenden; sie war wohl zunächst zur Mittheilung an den König bestimmt, der ihm dazu die Muße verschafft. Sie erschien zuerst im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770*) (dann auch in der darmstädtischen und der schubartschen Sammlung) unter der gewiß nicht von Klopstock herrührenden wunderlichen Ueberschrift Die Hoffnungen des Christen, dann mit vielen Verbesserungen und der jetzigen Ueberschrift in der ersten mit ihr beginnenden Ausgabe der Oden**).

V. 1—5. Der Dichter beginnt mit dem Ausdrucke seiner

---

*) Mit Ode 24 und 13. Der Herausgeber verdankte sie der Gütigkeit eines Freundes und wollte nicht für die Richtigkeit der Abschrift stehn.

**) Die frühern Lesarten sind V. 9 mehr als, V. 12 Schauen von (?), V. 15 sich nun, V. 24 Du, helle, V. 26 zur Unsterblichkeit, V. 27 f. besuchte Ruhestatt meines Gebeins, V. 30 f. „Sie mit gesenktem, trunkenem Auge seh'! | Dann stille Blumen", V. 34 voll Seligkeit, V. 36 alsdenn, V. 41 f. „Doch ich will leben, daß ich des Todes werth | Entschlummre, daß ich", V. 43 vom Sohne, triumphirend, V. 46 die Stufen, V. 47 f. „Wo du hinaufstiegst, wo die Seher, | Die dich verkündigten, Palmen tragen", V. 49 f. „In der Entfernung Nacht | Bet' ich die Spur an, wo du gewandelt bist", V. 51 deinen hohen Stufen, V. 54 welch' auf, V. 55 f. „die der Seraph | Um des Unsterblichen Schläfe windet!", V. 57 Zeigt und bei dem,

Zaghaftigkeit, wie er, ein Staubgeborener, es wagen dürfe, Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1–5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff. *) — V. 5—20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehn werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung **). — V. 13 ff. glaubt er schon das Feld der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14—16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stande der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 f.

V. 58 Die Krone schimmert! V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer, die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Str. 10 fehlte ganz. Erst in der zweiten Ausgabe änderte Klopstock V. 1 f. stammelt und bebt statt stammelts und bebts, V. 18 Todter statt Todten, V. 24 diesseit statt diesseits, V. 29 Laß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch) statt trunkenem, V. 47 du da statt dann du, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 51 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es.

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterbliche, wie Ode 13, 41. Vgl. Ode 24, 63 f. — Verwesungen nennt der Dichter den verweslichen Körper; die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 553. — Hütte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verdunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Andrer Schauer Trunkenheiten, andere höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 51.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit. — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Anrede an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Gespielin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesäet werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt. Vgl. Ode 43, 5 f. — V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**) Bei der Erndte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel. Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen; ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

---

*) Oder Jahrhunderte, möget ihr auch Jahrhunderte dauern.

**) Trunkenen, von Entzücken. Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 31, 16. Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht.

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frömmsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden; da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

---

*) Nach Glücklichen V. 38 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen herzustellen. „Ein Wunsch herrlicher Aussicht wäre es." Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?" Alsdann weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vordersatz die Stunde des Scheidens als eine selige bezeichnet wird. Eigenthümlich ist die „süße Stunde der (früher voll) Seligkeit", wo statt eines das vorhergehende süße erklärende selige ein Genitiv eintritt (vgl. V. 49), nach dem Gebrauche der Alten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frömmsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7,29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ — Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frömmsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden; da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

---

*) Nach Glücklichen V. 33 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen herzustellen. „Ein Wunsch herrlicher Aussicht wäre es.“ Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?“ Alsdann weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vordersatz die Stunde des Scheidens als eine selige bezeichnet wird. Eigenthümlich ist die „süße Stunde der (früher voll) Seligkeit“, wo statt eines das vorhergehende süße erklärende selige ein Genitiv eintritt (vgl. V. 49), nach dem Gebrauche der Alten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frömmsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7,29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ — Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frömmsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden; da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

---

*) Nach Glücklichen V. 33 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen herzustellen. „Ein Wunsch herrlicher Aussicht wäre es.“ Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?“ Alsdann weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vordersatz die Stunde des Scheidens als eine selige bezeichnet wird. Eigenthümlich ist die „süße Stunde der (früher voll) Seligkeit“, wo statt eines das vorhergehende süße erklärende selige ein Genitiv eintritt (vgl. V. 49), nach dem Gebrauche der Alten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frömmsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7,29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ — Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel“, den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch“ (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frömmsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden; da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

*) Nach Glücklichen V. 33 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen herzustellen. „Ein Wunsch herrlicher Aussicht wäre es.“ Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?“ Alsdann weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vordersatz die Stunde des Scheidens als eine selige bezeichnet wird. Eigenthümlich ist die „süße Stunde der (früher voll) Seligkeit“, wo statt eines das vorhergehende süße erklärende selige ein Genitiv eintritt (vgl. V. 49), nach dem Gebrauche der Alten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frömmsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7,29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." — Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel", den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch" (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

können nur als adverbialer Zusatz zu trafft gefaßt werden;*) der Dichter will offenbar sagen, keine Nacht sei so dunkel wie seine Schwermuth gewesen; der Ausdruck ist aber verfehlt, da statt des eigentlichen schwermuthsvoll das in der Vergleichung bleibende dunkel stehn müßte.

Str. 4, 1—6, 4. Auf einmal fühle ich mich ganz unerwartet von allem Schmerz befreit, zur reinsten Freude genesen. Daß ihm die Welt wieder freundlich lächelt, sprechen Str. 4, 3 f. aus, wie Str. 5 die frohe Gewißheit, daß er sich nicht täusche, Str. 6 sein Staunen über den ganz ungewohnten Zustand, sein Entzücken und seine Dankbarkeit. V. 24 wünschte man wohl statt des unnöthigen in mir eine Bezeichnung, wem er sich dankbar fühle. — Str. 7. In lebhafter Frage sagt er sich, daß es kein unedles Gefühl sei, kein Stolz auf seinen Ruhm, wodurch er sich über andere erhaben dünke, kein ihn der Wirklichkeit entrückender Rausch, der ihm die Heiterkeit wiedergegeben, sondern reines, herzliches Gefühl. — Str. 8 f. Und zwar das Gefühl inniger Liebe zu einem unschuldsvollen Mädchen. Treffend ist die Darstellung, daß die Tugend selbst ihm die Geliebte zuführe, nur kann die Tugend hier doch auch nur als reines Gefühl wie Str. 7, 3 f. gefaßt werden. Wie er im Schlafen und im Wachen die Geliebte immer vor sich zu sehn glaubt, spricht Str. 9 in glücklicher Benutzung von Hor. carm. IV, 1, 33—40 aus. — Erst Str. 10 wendet sich der Dichter unmittelbar an Meta. Str. 10, 2—11, 4. Kein Herz hat je so geliebt; Meta, die vielleicht allein in dieser innigen Liebeskraft ihm gleicht, soll ihn lieben, da seine ganze Liebe zu Fanny nur eine Vorbereitung

*) Andere bezogen es auf die angeredete Liebe (V. 1). Neuerdings ha[t] man gar das Komma nach schwermuthsvoller gestrichen und das Wort a[ls] Apposition zu Kummer, also als zweiten Fall der Mehrheit, gefaßt.

zur höchsten Liebesseligkeit gewesen, die in Metas Armen ihn erwartet. Der Dativ dir in der ungewöhnlichen Bedeutung für dich. Im vorletzten Verse deuten die süßern Träume auf das träumerische Versenken in sein zukünftiges Glück. Vgl. V. 33.

---

23. Dem Erlöser.

Alkäische Strophe. Die Ode ward nach dem Erscheinen der fünf ersten Gesänge des Messias (im Sommer 1751) gedichtet als Ausdruck seines innigsten Dranges, den Messias zu vollenden; sie war wohl zunächst zur Mittheilung an den König bestimmt, der ihm dazu die Muße verschafft. Sie erschien zuerst im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770*) (dann auch in der darmstädtischen und der schubartschen Sammlung) unter der gewiß nicht von Klopstock herrührenden wunderlichen Ueberschrift Die Hoffnungen des Christen, dann mit vielen Verbesserungen und der jetzigen Ueberschrift in der ersten mit ihr beginnenden Ausgabe der Oden**).

V. 1—5. Der Dichter beginnt mit dem Ausdrucke seiner

---

*) Mit Ode 24 und 13. Der Herausgeber verdankte sie der Gütigkeit eines Freundes und wollte nicht für die Richtigkeit der Abschrift stehn.

**) Die frühern Lesarten sind V. 9 mehr als, V. 12 Schauen von (?), V. 15 sich nun, V. 24 Du, helle, V. 26 zur Unsterblichkeit, V. 27 f. besuchte Ruhestatt meines Gebeins, V. 30 f. „Sie mit gesenktem, trunkenem Auge seh'! | Dann stille Blumen", V. 34 voll Seligkei[illegible]
denn, V. 41 f. „Doch ich will leben, daß ich des Todes wer[illegible]
daß ich", V. 43 vom Sohne, triumphirend, V. 46 di[illegible]
„Wo du hinaufstiegst, wo die Seher, | Die dich verkündig[illegible]
V. 49 f. „In der Entfernung Nacht | Bet' ich die Spur[illegible]
bist", V. 51 deinen hohen Stufen, V. 54 welch'[illegible]
Seraph | Um des Unsterblichen Schläfe windet!", V.

Zaghaftigkeit, wie er, ein Staubgeborener, es wagen dürfe, Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1–5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff.*) — V. 5—20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehn werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung**). — V. 13 ff. glaubt er schon das Feld der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14—16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stande der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 f.

V. 58 Die Krone schimmert! V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer, die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Str. 10 fehlte ganz. Erst in der zweiten Ausgabe änderte Klopstock V. 1 f. stammelt und bebt statt stammelts und bebts, V. 18 Todter statt Todten, V. 24 diesseit statt diesseits, V. 29 Laß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch) statt trunkenem, V. 47 du da statt dann du, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 51 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es.

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterbliche, wie Ode 13, 41. Vgl. Ode 24, 63 f. — Verwesungen nennt der Dichter den verweslichen Körper; die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 553. — Hütte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verdunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Andrer Schauer Trunkenheiten, andere höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 51.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit. — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Anrede an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Gespielin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesäet werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt. Vgl. Ode 43, 5 f. — V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**) Bei der Erndte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel. Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen; ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

*) Oder Jahrhunderte, möget ihr auch Jahrhunderte dauern.

**) Trunkenen, von Entzücken. Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 31, 16. Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht.

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

Zaghaftigkeit, wie er, ein Staubgeborener, es wagen dürfe, Gottes Sohn zu singen, dessen Preis selbst die Engel nicht auszusprechen vermögen (V. 1–5). Unter der Unendlichkeit kann hier nur die gränzenlose Himmelswelt verstanden werden. Vgl. Messias I, 231 ff. *) — V. 5—20. Doch der Dichter beruhigt sich in dem Gedanken, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, ja daß auch sein Leib einst verklärt auferstehn werde, wie der menschliche Leib vor dem Sündenfalle gewesen, und sein ganzes Herz sehnt sich diesem Augenblick entgegen, wo er in seiner vollen, vom Schöpfer ihm bestimmten Würde hergestellt sein werde. Vgl. unter den geistlichen Liedern das Lied die Auferstehung **). — V. 13 ff. glaubt er schon das Feld der Auferstehung vor sich zu sehn. Vgl. Messias XVIII, 55 ff. — V. 14—16. Adam war unsterblich geschaffen, verlor aber die Unsterblichkeit mit dem Stande der Unschuld. Vgl. Messias V, 206 f.

V. 58 Die Krone schimmert! V. 59 lehrt dem und führt, V. 61 derer, die ewig sind, V. 63 Von eurem Altar. Str. 10 fehlte ganz. Erst in der zweiten Ausgabe änderte Klopstock V. 1 f. stammelt und bebt statt stammelts und bebts, V. 18 Todter statt Todten, V. 24 diesseit statt diesseits, V. 29 Laß statt Laßt, V. 30 trunkenen (nach seinem später durchweg behaupteten Gebrauch) statt trunkenem, V. 47 du da statt dann du, V. 50 welche du wandeltest statt die du gewandelt bist, V. 51 deiner Strahlenhöhe statt deinen Strahlenhöhen, V. 61 derer die's statt der, die es.

*) Von Staube Staub. Vgl. Ode 13, 30.

**) Ein Unsterblicher. Man erwartet eher eine Unsterbliche, wie Ode 13, 41. Vgl. Ode 24, 63 f. — Verwesungen nennt der Dichter den verweslichen Körper; die Mehrheit soll auf die einzelnen Theile des Körpers hindeuten. Vgl. Messias V, 553. — Hütte heißt der Leib nach biblischem Sprachgebrauch, dagegen ist die Bezeichnung als Schatten (der Körper beschattet, verdunkelt die Seele) wohl dem Dichter eigen. — Andrer Schauer Trunkenheiten, andere höchste Entzückungen, als hier auf Erden (V. 7 f.). Vgl. Ode 51.

Die Schöpfung steht für die schaffende Gottheit. — V. 23—25. Aber noch viele Jahrhunderte werden bis zu jenem Tage verfließen; drum wünscht der Dichter zunächst, seine Seele möge bald in die Seligkeit eingehn. Bei der Anrede an die Stunden jenes Schlafes (V. 12) erinnert er sich, daß diese wohl viele Jahrhunderte dauern werden.*) Die Todesstunde begrüßt der Dichter als glücklich (hell) und ruhebringend (der Ruhe Gespielin). Vgl. Ode 17, 31. Der ihm besonders erfreuliche biblische Gedanke, daß der Leib beim Tode in die Erde zur ewigen Auferstehung gesäet werde (1 Korinth. 15, 36 f. 42), ist hier weiter ausgeführt. Vgl. Ode 43, 5 f. — V. 26—32. Gern möchte er sich gleich zu der Grabstätte hinbegeben, um dort zu sterben. Anstößig ist die Hervorhebung, daß er den Ort seiner Grabstätte noch nie gesehen, was er gar nicht behaupten kann, da er ja nicht weiß, wo er sterben wird, und also sehr wohl diese Stätte gesehen haben kann.**) Bei der Erndte Blumen schwebt die in Dänemark auf dem Lande allgemein verbreitete Sitte vor, frische Gräber mit Blumen zu bestreuen, welche Klopstock so sehr gefiel. Vgl. Ode 66, 39 f. Die Stellen will er etwas phantastisch mit Sommerblumen bestreuen und zwischen ihnen zum Tode sich niederlegen. — V. 33—36. Aber der Tod kommt nicht dann, wenn wir ihn wünschen; ein solches Glück ist uns nicht beschieden. Vgl. Ode 43, 15 f. Welche herrliche Aussicht hätten die Menschen, freilich nur diejenigen, welche so glücklich sind, an Unsterblichkeit und Auferstehung zu glauben,***) wenn sie in dem Augenblicke stürben, den sie

*) Oder Jahrhunderte, möget ihr auch Jahrhunderte dauern.

**) Trunkenen, von Entzücken. Vgl. Ode 4, 96. 13, 83. 125. 31, 16. Nach V. 11 hätte man hier einen andern Ausdruck gewünscht.

***) Freilich ist der Ausdruck glücklichen so wenig klar, daß der Dichter es später nöthig fand, ihn in einer Anmerkung zu erläutern.

sich selbst wählten, weil sie sich am reinsten und frömmsten gestimmt fühlten, um würdig vor Gott treten zu können.*) Die später eingeschobene Str. 10 scheint uns störend. Der Dichter will offenbar sagen, könnte er seine Sterbestunde bestimmen, so würde er mit noch höherer Begeisterung den Messias singen. Vgl. V. 3 f. Und doch würde er, wie die folgende Strophe zeigt, seine Sterbestunde vor der Beendigung seines Messias sich wählen, was kaum mit der dankbar heiligen Begeisterung zu vereinen ist. Vgl. den Anfang des dritten Gesanges des Messias und Ode 38. Erst als er jeden Gedanken an eine selbstbestimmte Todeszeit und einen raschern Uebergang ins Jenseits aufgegeben, darf er zum Messias zurückkehren, ja der Gedanke an dessen Vollendung allein kann ihn von jenem Wunsche abbringen, indem er sich seiner hohen Aufgabe erinnert.

Der Gedanke, daß auch in ihm eine unsterbliche Seele wohne, auch sein Leib einst unsterblich auferstehn werde, wie der Adams vor dem Sündenfalle gewesen, hat ihn zu dem Wunsche geführt, dieser Auferstehung bald theilhaft zu werden; da er sich aber sagen muß, daß noch viele Jahrhunderte bis zu jener Zeit hinfließen werden, so kann er das Verlangen nicht unterdrücken, bald im Himmel der ewigen Seligkeit sich zu erfreuen. Doch auch diesem Wunsch

*) Nach *Glücklichen* V. 33 ist das ursprüngliche Ausrufungszeichen herzustellen. „Ein Wunsch herrlicher Aussicht wäre es." Der Wunsch selbst wird in der folgenden lebhaften Frage ausgesprochen. „Wenn wir von der Erde scheiden könnten, wann wir wollten, wie überglücklich wäre dann die Todesstunde?" *Alsdann* weist kräftig auf den vorhergehenden Satz zurück. Die Verbindung ist nicht logisch genau, wie es der Aufregung gemäß ist, die sich auch darin verräth, daß gleich im Vordersatz die Stunde des Scheidens als eine selige bezeichnet wird. Eigenthümlich ist die „süße Stunde der (früher *voll*) Seligkeit", wo statt eines das vorhergehende *süße* erklärende *selige* ein Genitiv eintritt (vgl. V. 49), nach dem Gebrauche der Alten.

entsagt er, da er sich der ihm auf Erden gewordenen erhabenen Aufgabe erinnert, zu deren glücklicher Vollendung er den Beistand des Erlösers sich erfleht. So tritt in der Ode der Gedanke hervor, daß seine ganze Seele auf diesem Werke ruht, zu dessen Vollendung er ohne den Beistand des Erlösers zu schwach sein würde; wie aber seine Seele, der Erde abgewandt, dem Himmel zustrebe, sie von frömmsten christlichen Gefühlen durchdrungen sei, zeigt jene scheinbare weite Abschweifung. — Str. 11—13 wünscht er, daß er die Vollendung seines frommen Liedes erleben möge, wozu Christus selbst ihn erleuchten möge. V. 45 deutet der Dichter auf Matth 7,29: „Er (Jesus) predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." — Meister, wie die Jünger den Heiland anredeten. — Gewaltiger nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Die Wege, auf welchen der Heiland das Werk der Erlösung vollbrachte; daß aber der Dichter hier eigentlich die „Erhebung des Sohns von dem Staub hinauf zu dem Himmel", den Triumph des vom Tod erstandenen, zum Himmel schwebenden Heilandes, im Sinne hatte, dessen Schilderung ihm bald bevorstand, zeigt nicht bloß das Wonnesingen der Propheten auf diese und das „Dort ist es himmlisch" (V. 49), sondern auch die frühere Fassung der Stelle. Vgl. Messias XI, 12 ff. — Der Ferne (früher der Entfernung) Nacht, die dunkle Ferne; denn auf jenen himmlischen Höhen waltet ewiger Glanz, auf der Erde herrscht Dunkel. Der Heiland läßt einen Schimmer von jener ewigen Herrlichkeit in seine Seele fallen, wodurch sein Geist mit unendlichem Verlangen erfüllt wird, dort seinen Lohn als Dichter des Messias zu empfangen. Das letztere ist freilich sehr unklar ausgedrückt, doch deutet darauf der Gegensatz von irdischer Unsterblichkeit als Dichter zu der ewigen Seligkeit, wo er seinen Lohn empfangen wird. In den Händen

der Seligen denkt er sich Siegespalmen nach christlicher Vorstellung. Während er in der ersten Fassung den Seraph die Hände damit wie Kränze umwinden ließ, wird hier nur gesagt, daß die Palmen zu diesen Zweigen im Himmel wachsen.

Str. 14—16. Wunsch, daß sein Lied, des hohen Gegenstandes würdig, die Herzen entflammen möge. Früher wurde alles Folgende richtiger dem von dem Schimmer des Heilandes erleuchteten Geiste zugeschrieben, während der Dichter sich jetzt wieder an den Heiland wendet. Auch Str. 14, 2 war Die Krone schimmert (vgl. Ode 20, 23) besser als das jetzige Die Palme weht, was nur allgemein auf die dort wachsenden Palmen geht. Die Wiederkehr der Palme wirkt störend. Der Erlöser soll ihm nach der jetzigen Fassung bei seinem Werke bis zu seiner Vollendung beistehn, seinem Gesange, den er als seinen erhabensten Gedanken bezeichnet, hohen Schwung leihen, ihn ewige Wahrheiten lehren, damit er diese der Welt in seinem Gesange verkünde und sie zu begeistertstem Glauben an den Erlöser hinreiße. Vgl. Ode 11 Str. 12, den Schluß von Ode 13 und die Ode an den Erlöser am Ende des Messias. — Str. 16. Sein Lied soll ein Nachhall der Engelchöre im Himmel sein. Besonders schwebt hier der Jubelempfang des Heilandes im Himmel vor, dessen Darstellung dem letzten Gesange des Messias vorbehalten war, der ihn schon damals beschäftigt haben wird.

---

24. Die Königin Luise.

Eigenthümliche vierversige regellose jambische Strophen, da die ungeraden Verse weiblich enden und sechsfüßig, die beiden andern kürzer sind, der zweite vier, der vierte nur drei Füße hat und beide männlich auslauten, so daß die sinkenden Verse dem Ausdruck

des hinschmelzenden Schmerzes entsprechen, nur sollte man freilich meinen, es müßten dann eher die geraden Verse weiblich, die andern männlich ausklingen. Am 19. Dezember 1751 war die ihrer Milde und Tugend wegen allgemein geliebte und verehrte dänische Königin, eine Tochter Georgs II. von England und der ansbachischen Prinzessin Karoline, einer sehr ausgezeichneten Fürstin, an den Folgen einer äußerst harten Entbindung gestorben. Klopstock fühlte sich gedrungen, den schwergebeugten König, dem er die erwünschteste Muße verdankte, der ihm auch menschlich so nahe getreten war, unser Gedicht zu widmen, von dessen Veröffentlichung er sich auch nicht durch den Gedanken, höfischer Schmeichelei geziehen zu werden, abbringen ließ. Es erschien einzeln gedruckt unter der Aufschrift: An den König. Kopenhagen den 26. Januar 1752. Wenn man in Dänemark die einfache Aufschrift An den König unziemlich fand und sie verspottete*), so entging er in Deutschland nicht dem Vorwurf der Schmeichelei.**) „Meine Ode An den König war eine sehr natürliche Folge von der Liebenswürdigkeit der Königin und von der Betrübniß über ihren Tod", schreibt Klopstock den 9. April in Bezug hierauf an Gleim. „Und Herr (Hofprediger) Sack hat diesmal ein bißchen unrecht. Ich fürchtete einen Vorwurf von dieser Art so sehr, daß ich beinahe die Neigung meines Herzens unterdrückt und der allgemeinen Erwartung entgegen gehandelt hätte, um diesen Vorwurf zu vermeiden. Ich sagte diese Besorgniß auch dem Herrn von Bernstorff.

---

*) Eine dänische Parodie erschien unter dem Titel Til Bispen (an den Bischof).

**) Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit brachte in demselben Jahre (S. 776 ff.) eine gereimte Umschreibung des Gedichtes, wahrscheinlich von Frau Gottsched. Launige Nachahmungen sind die Oden von C. M. Priebst An den Bräutigam und An den Odenmeister.

Er überließ mich meiner Neigung, übersah die Besorgniß in ihrem ganzen Umfange, und ohne ihr etwas zu vergeben, bestritt er sie." Ein verbesserter Abdruck erschien zu Hamburg; nach diesem wurde die Ode mehrfach abgedruckt. Der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770 (vgl. oben S. 195*) druckte sie nach einer Abschrift ab, als wenn sie noch nie im Drucke erschienen wäre. Die jetzige Ueberschrift und einzelne Veränderungen erhielt sie in der ersten Ausgabe der Oden*).

Wie in der vorigen Ode alles auf die Bitte an den Erlöser hinzielt, so hier auf die Rede der verklärten Königin. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung der allgemeinen Trauer und der besondern des Königs um die Entschlafene (V. 1—20), wendet sich dann zur Darstellung ihres Todes (V. 21—60) und durch einen glücklichen Uebergang zu ihrem Erscheinen vor dem Throne Gottes (V. 61—71), worauf dann ihre Rede an den König folgt, welche diesen trösten und ermuthigen soll.

Str. 1 f. Alle haben den Tod der Königin beweint; der eine brach gleich in laute Thränen aus, der andere weinte erst, als er von seinem Erstarren sich erholt. Klopstock betrachtet sich hier mit als dänischen Unterthanen. Beim ersten Verse schwebt die Stelle aus Youngs Nachtgedanken (6) vor: „Sie — denn ich kenne noch nicht ihren Namen im Himmel", nach der Vor-

---

*) Früher hieß es V. 4 Im, was richtiger, V. 19 o Gott! zwischen dem doppelten auch er! V. 34 Die sie, V. 46 dann ist, V. 47 Der Erdkreis, V. 49 „So liegt Sie todt, und schön, schön für des", V. 53 „Wie liebenswürdig sind des", V. 54 f. „Wie liebenswürdiger der Tod, | Des Christen Tod! Die letzte Ruh'!" V. 57 „was den für Ehren schmücken", V. 59 „Den ewigen, den Gott geweihten". Erst in der zweiten Ausgabe der Oden schrieb Klopstock V. 66 itzt (statt jetzt), V. 71 Zug (statt Pomp), V. 81 nahest (statt näherst), V. 85 sanft'res (statt sanfters), V. 111 aus dem (statt woraus). Ein Druckfehler war V. 51 erblaßt' statt erblaßt.

stellung, daß die Gestorbenen im Himmel einen neuen Namen erhalten. Vgl. die Offenbarung Johannis 2, 17. — Str. 3 geht auf den Schmerz des Königs über, der gleichfalls erst erstarrte, ehe sein Schmerz sich in Thränen auflöste. Das Bild von der Marmorstatue auf dem Grabe, schon aus Shakespeares Was ihr wollt II, 4 bekannt (vgl. Wielands Oberon III, 63), bezieht sich auch auf das folgende; nur auf diese Weise erklärt sich das doppelte so. — Str. 4. Der tiefe Schmerz, eine so innigst liebende Seele verloren zu haben, läßt sich nicht zurückhalten. Zu V. 13 vgl. das Hohelied 8, 6: „Die Liebe ist stark wie der Tod“. Die eine Pause andeutenden drei Punkte nach Tod! sind mit Unrecht später weggelassen worden. — Nachdem der Dichter die warme Liebe zur Königin hervorgehoben, die alle so schmerzlich vermissen, kehrt Str. 5 zum König zurück, der am meisten verloren, ja der auch den todten Sohn neben ihr liegen sehn mußte. — Str. 6, 1. Aber dieser Verlust hat das ganze Land getroffen, woher sie nur weinend die Rathschlüsse Gottes verehren können. Mag auch das Ueberspringen einzelner Gedanken der großen Aufregung des Schmerzes an sich entsprechen, so wirkt es doch in der Weise, wie es hier erscheint, etwas störend. Auch ist die Aeußerung über das todt zur Welt gekommene Kind übertrieben, da ja die Königin mehrere Kinder, unter ihnen den Thronerben, hinterließ. Der Ausruf: o unser Richter! den die erste Fassung richtiger von o Gott! trennte, deutet auf den Tod des Kindes als eine Art Heimsuchung des Landes durch den Himmel hin.

Str. 6 f. Uebergang zur Todesstunde, in welcher die Königin sich so himmlisch und bewundernswerth gezeigt, daß die Enkel noch die Erinnerung daran heilig begehn sollen. Das Fest soll als ein Trauerfest im Dunkel, in Schauer und Thränen gefeiert

werden.*) — Str. 8—12. Schilderung ihres seligen Todes. Str. 8. Viele Tage litt sie die bittersten Schmerzen, und zwar mit solcher christlichen Geduld, daß jeder Tag die selige Todesstunde verdiente, die so belehrend für den Christen, wie für sie selbst ehrenvoll war.**) Der Ausdruck ist dadurch dunkel, daß die Hauptsache, wodurch jeder Tag des Todes werth war, verschwiegen wird. — Str. 9 f. Sie lächelte, als sie den Tod nahen fühlte. Die Todesstunde denkt der Dichter sich auf einem Friedhofe unter einer Nebelhülle wohnend; er gibt ihr schwarze Flügel, wie die Alten dem Todesgotte (Hor. sat. II, 1, 58), deren Rauschen die Königin vernimmt und erkennt. Seltsam personifizirt der Dichter nicht den Tod, sondern die Todesstunde. — Daß die Königin mit Freuden den Tod empfangen, was ihre gläubige Sehnsucht nach dem Jenseits aussprach, soll sein Lied der fernsten Nachwelt verkünden.***) Aber dies Lächeln ist für die liebende Gattin und Mutter doch unnatürlich, und wird auch kaum gerechtfertigt durch Str. 11 f.: In diesem Augenblick ist ihre ganze Seele dem Himmel zugewandt, nachdem ihr Herz nur noch einen liebevollen Scheidegruß den Ihrigen geweiht, der ihr zwei Thränen entlockt. Unter der Mutter ist die Mutter des Königs, Sophie Magdalena, verstanden.†) — Str. 13—15. Wie herr-

---

*) Man liest neuerdings „Sie sei ein Fest", wogegen Klopstock schrieb sein Fest, was freilich nicht ganz ohne Anstoß. Aber ein Fest ist hier durchaus nicht an der Stelle, wie es zwei Verse später der Fall. — Tief eingehüllte Schauer vom Schmerze, bei dem man sich verhüllt, kaum „tief in die Seele gehüllt" (geprägt).

**) Vgl. Ode 23 Str. 9. Irrig erklärt man, die Königin sei lange auf den Tod vorbereitet gewesen, jeder ihrer Lebenstage so edel gewesen wie ihre Todesstunde.

***) Nach Str. 10, 2 deuteten früher wieder drei Punkte eine Pause an.

†) Auch nach Str. 12 standen ursprünglich drei Punkte.

lich lag die Vollendete im Tode da! Selbst der Seraph, der sie zu Gott führen sollte, fand die Todte schön, da auf ihrem Antlitz sich die stille Freude und der Friede spiegelten, worin ihre Seele geschieden war. Anstößig ist jetzt das und, das freilich häufig steht, um einen Gegensatz anzuknüpfen, aber dann müßte auch, wie in der frühern Fassung, ein Beiwort vorhergehn, woran und schön sich anschlösse. Str. 15 ist ein unnöthiger, matter und dunkler Zusatz. Der Dichter will sagen, wenige wüßten die Würde des todten Körpers eines Tugendhaften zu schätzen, der ja einst verklärt zur ewigen Seligkeit auferstehn soll. Vgl. Str. 16, 3 „Heilig ist ihr Staub."

Str. 16. Uebergang zum Aufschwung der Seele.*) — Str. 17. Sie stand vor Gott, der Genius des Landes und ihre Mutter ihr zur Seite. Des Gerichtes gedenkt der Dichter nicht, wie er überhaupt das Bedeutendste uns errathen läßt, nur wenige glänzende Züge hervorhebt. Der Seraph, der sie zu Gott gebracht, wird hier als Genius des Landes bezeichnet; da der Schutzgeist den Sterbenden vor Gott bringt, so ist hier der Schutzgeist des Landes zugleich der der Königin. V. 4 sollte es eigentlich heißen: „denn Karolina stand dort". — Str. 18. Uebergang zur Rede der Verklärten an den Schutzgeist. Daß sie vom Seraph zu dem Throne geführt ward, der ihr unter den Seligen bestimmt war, wird übergangen, sowie die zwischen ihrem Tode und der Bestattung verflossene Zeit. Wie sehr sie auch ihr neues Glück beseligt, läßt sie doch auch die Erde nicht außer Acht, wo man ihre Leiche eben mit königlichen Ehren bestattet. Sie ward im königlichen Begräbniß in der Domkirche zu Rothschild (Röskild), vier Meilen von Kopenhagen, beigesetzt. Daß sie den

*) Sein Bewohner. Vgl. Ode 13, 41. 23, 5.

Seraph angesprochen, dessen Rückkehr zur Erde bevorstand, wir
V. 3 f. etwas gezwungen bezeichnet.

Die Rede der Königin beginnt Str. 19—21 mit der Erklärun
an den Seraph, daß sie ihn zur Erde zurückbegleiten werde
um dort mit ihm den König tröstend zu umschweben
Der auffallende Umstand, daß die Verklärte ohne weiteres de
Himmel verläßt, nach welchem sie sich so innig gesehnt, küm
mert den Dichter nicht. Str. 19, 3 f. Wir werden in einem Augen
blick auf Erden geboren, um zu sterben, und im andern bald darau
hinweggenommen. Der Ausdruck ist nicht ohne Anstoß. — Str. 2
läßt das lebhafte Gefühl die Rede in eine Ansprache an de
König selbst übergehn, den sie in seiner Zurückgezogenheit sieh
Daß man irrig Str. 22—24 für die Str. 21, 4 angedeuteten Ge
danken erklärt, zeigt deutlich das auch Str. 22, 4, wonach wi
hier die unmittelbare Fortsetzung haben. — Str. 22. Frieden un
Ruhe will ich in deine Seele senken. — Str. 23 f. Gern
möchte ich mit meinen Engellocken (denn als Engel denkt s
der Dichter hier, wie alle Seligen) deine Thränen trockne
da ich mich so glücklich, so herrlich belohnt finde.*) — Str. 25
Der König wird in einem langen Leben sich dur
Menschlichkeit Glück und Ruhm erwerben, und auch ihr
Seele dadurch erfreuen, die eine durchschauendere Zeugin de
selben sein wird, als sie es im Leben vermocht hätte, da sie jetzt sein
innersten Gedanken erkennt (Ode 21 Str. 9). — Str. 27 hebt di
hohe Würde eines Fürsten hervor, der vieler Tausende Glü
zu fördern bestimmt ist; jeder Tag desselben ist wichtiger als viel
selbst lange Leben von gewöhnlichen Sterblichen. — Str. 28. J

*) Kronen, der Vergeltung, die den Gerechten jenseits erwarten. Vgl. O
20, 23. 73, 34. — Ergriff, erreichte. Vgl. Str. 26, 3.

selbst aber werde jede deiner Thaten in das große Buch eintragen, das einst am Tage des Gerichts aufgeschlagen werden wird, und vor Gott sie verkünden. Das Nennen vor Gott soll sich auf das Gericht gleich nach dem Tode, das Richten der Engel (d. h. das Vorlesen der Engel, wonach Gott richtet) auf den jüngsten Tag beziehen. Vgl. den Schluß von Ode 21. — Die verklärte Königin steht zuletzt himmlisch lächelnd von ihrem Throne auf; weshalb, läßt der Dichter uns errathen: sie will sofort ihren Schutzengel zur Erde zurückbegleiten. Auch hier, wie sonst in der Ode, müssen wir uns zu viel hinzudenken, was wir bestimmt angedeutet wünschten. Daß das Aufstehen eine Folge der freudigen Aufregung sei über die vielen guten Thaten, welche der König noch thun werde, scheint kaum annehmbar. Treffend erfunden ist es, daß der Dichter den Trost, welchen er dem Könige weiht, und zugleich die Mahnung zu rüstigem Fortwandeln auf seiner erhabenen, ruhmvoll betretenen Bahn, der Verklärten in den Mund legt: nur dürfte die Ode durch den Wegfall von Str. 22 f. viel gewinnen; Str. 24—28 würden dann wirklich die Str. 21, 4 genannten Gedanken sein.

---

25. Hermann und Thusnelda.

Eigenes Versmaß. Die Ode ist 1752 nach Klopstocks Rückkehr aus Deutschland geschrieben und erschien 1753 in den Vermischten Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge III, 3, mit Bezeichnung der redenden Personen (Thusneldens Name steht vor Str. 1 und 7, der Hermanns vor Str. 6). Mit einigen Aenderungen ward sie in die erste Ausgabe der Oden aufgenommen.*)

*) V. 1 stand ursprünglich da kommt, V. 4 Noch nicht vom, V. 7 f. „Von der donnernden Schlacht in | Meinen Umarmungen aus", V. 12 Noch

Thusnelda empfängt ihren siegreich mit dem erbeuteten römischen Adler, dem Legionszeichen*), aus der teutoburger Schlacht rückkehrenden Gemahl mit jubelnder Liebe, lockt und bekränzt ihm das Haar. Der Dichter wollte den hohen Freiheitssinn der kräftigen deutschen Frauen zur Zeit Hermanns schildern, welche die Männer zur Bewahrung der Freiheit und Vertilgung der Feinde befeuerten, in ähnlicher Weise wie die Spartanerinnen. Daß die deutschen Frauen den Männern in den Krieg folgten, wo sie, hinter den Schlachtreihen stehend, sie zum Kampf ermuthigten und ihnen Speise zubrachten, berichtet Tacitus (Germ. 7), der hinzufügt, das Zeugniß der Frauen sei ihnen über alles heilig gewesen, ihr Lob habe ihnen mehr als alles gegolten. Durch die Beharrlichkeit ihrer Bitten, indem sie ihnen ihre Brüste und die drohende Gefangenschaft zeigten, sollen sie zuweilen die wankende Schlacht wiederhergestellt haben. Nach Cäsar (B. G. I, 51) ließen sie Wagen und Karren nachfahren, auf welche sie die Frauen setzten, die, während sie in den Krieg zogen, mit flatternden Haaren die Krieger beschworen, sie der Knechtschaft der Römer zu entreißen. Vgl. Klopstocks Anmerkungen zur Hermanns Schlacht. Thusnelda erwartet hier ihren Hermann in der Nähe des Schlachtfeldes, von

---

nicht Thusnelde, V. 13 „als du zuerst im Eichenhaine“, V. 17 im dunkeln Haine, V. 23 Seine Reiter, V. 25 „fliegendes Haar mich, Hermann, locken“, V. 26 „unter dem Kranz in Kreise falle“, V. 28 „Besser gefolgt als beweint“ Die erste Ausgabe der Oden gab V. 4 das prosodisch harte Niemals vom, V. 6 ff. „ruhe | Hier in meiner Umarmung | Aus von der donnernden Schlacht“, V. 13 in Eichenschatten, was wohl vor im Eichenschatten den Vorzug verdient, obgleich der Dichter sonst im Schatten braucht. Nach Luft V. 5 muß ein Ausrufungszeichen stehen.

*) Die meist silbernen Adler wurden auf Stäben getragen, welche mit Metall überzogen waren; man erwies ihnen göttliche Ehre. In der teutoburger Schlacht verloren die Römer zwei Adler, den dritten rettete der Träger, indem er ihn herabriß und mit ihm entfloh.

glühendster Siegesfreude bewegt. Vgl. die Hermanns Schlacht Szene 11 und 12, wo Klopstock die Ankunft Hermanns ganz anders von Thusnelda feiern läßt.

Str. 1 sieht Thusnelda voll jubelnder Freude den siegreich heimkehrenden Gatten, der, wenn auch von der Schlacht entstellt, ihr jetzt doch schöner als je scheint; besonders blitzt sein Auge vor Siegesfreude. — Str. 2 empfängt sie ihn, voll innigster Lust, nimmt ihm Schwert und Adler ab, läßt ihn bei sich niedersitzen und umarmt ihn.*) Seines Schildes wird nicht gedacht. In der Hermanns Schlacht erscheint er nur mit der Lanze. — Str. 3—5. Sie trocknet ihm den Schweiß, wischt ihm das Blut ab und spricht ihren Jubel aus, daß er sich den Kranz der Unsterblichkeit errungen, er den Augustus gedemüthigt habe. Hierbei gedenkt sie in glücklichster Weise jenes Augenblickes, wo Hermann ihr zuerst seine Liebe gestanden, indem er sie leidenschaftlich (wilder) faßte. Alle einzelnen Züge sind gewählt, besonders treffend angedeutet, daß vor allem seine tapfere Mannhaftigkeit sie zu ihm hingezogen, sie schon damals die Unsterblichkeit ihm angesehen: sie wollte vor ihm fliehen, aber die Neigung hielt sie zurück; gern ließ sie sich halten. Die Barden sollen Hermanns Lob und des Augustus Niederlage singen. Dem Dichter schwebt hier die Stelle des Horaz carm. III, 3, 11 12. vor, wo von dem schon zu Lebzeiten vergötterten Augustus gesagt wird, zwischen Herkules und Pollux liegend, trinke er Nektar mit purpurnem Munde. — Str. 6. Hermann will nicht, daß Thusnelda sein Haar schmücke, ehe er seinem ehrenvoll im Kampfe gefallenen Vater Siegmar (vgl. Ode 80, 38. 109 ff.) die letzte Ehre

*) Wenn sie die Schlacht „zu schrecklich" nennt, so gedenkt sie dabei der ungeheuern Anstrengungen, welche ihren Gatten fast erschöpft. Kaum ist der Ausdruck durch das triefende Schwert veranlaßt.

erzeigt; zugleich bedauert er, daß nicht Augustus selbst ihm entgegengestanden und als Racheopfer für seinen Vater gefallen. In der **Hermanns Schlacht** Szene 11 wünscht er, Augustus möchte nun selbst kommen. Ergreifend ist dort sein Schmerz über Siegmars Tod dargestellt. — Str. 7. Thusnelda aber will ihm den Siegeskranz aufdrücken*); den Vater soll er nicht bedauern, der schon bei den Göttern sei, welche den im Kampfe für das Vaterland gefallenen Helden ehrenvoll empfangen; nicht beweinen soll er ihn, sondern seinem Beispiele nur immer nachfolgen, wie dieser, sein Leben für das Vaterland muthig einsetzen.**) So spricht es Thusnelda am Schlusse bedeutsam als höchste Pflicht und Ehre des Mannes aus, die Freiheit des Vaterlandes mit seinem Blute zu schützen. Auch wenn Hermann gefallen wäre, würde sie ihn nicht beweint, sondern gefeiert haben, aber ihr Jubel ist jetzt gränzenlos, wo der Geliebte ihr als Sieger heimgekehrt.

---

26. Fragen.

Alkäische Strophe. Unsere Ode, gleichzeitig mit der vorigen gedichtet, erschien zuerst unter der Ueberschrift **die Nachahmer** in der darmstädtischen Sammlung***), dann wesentlich verbessert in der

---

*) Bei V. 25 f. schwebt wohl die Sitte der alten Deutschen vor, das Haar auf dem Haupte in einen Wulst zusammenzuschlingen, um sich so dem Feinde furchtbar zu machen; gewöhnlich flocht man es und band es dann in einen Knoten zusammen. Vgl. Tac. Germ. 38. Juv. XIII, 165 und Klopstocks Anmerkung zur **Hermanns Schlacht**.

) **Zu folg' du ist offenbar **ihm** zu ergänzen, nicht, wie man sonderbar genug gethan hat, **mir**.

***) Herder schrieb an Merck, er habe diese Ode unter Bodmers Namen ganz verändert, abweichend von der darmstädtischen Sammlung, aber in letzterer sei sie besser.

ersten Ausgabe der Oden; in der zweiten ward nur weniges geändert*). Wahrscheinlich schwebte dem Dichter die Aeußerung von Leibnitz in den Gedanken wegen Verbesserung der deutschen Sprache vor: „Nachdem die Wissenschaften zur Stärke gekommen und die Kriegszucht in Deutschland aufgerichtet worden, hat sich die deutsche Tapferkeit zu unsern Zeiten gegen morgen- und abendländische Feinde durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget, da auch meistentheils die gute Partei durch Deutsche gefochten. Nun ist zu wünschen, daß auch der deutsche Verstand nicht weniger obsiegen und den Preis erhalten möge, welches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleißige Uebung geschehn muß.“ Klopstock führt den Gedanken aus, daß der deutsche Dichter sich von der Nachahmung der Alten und der Fremden frei machen und ihm ganz eigenthümliche Werke liefern müsse, die ihm nicht weniger wie glänzende Kriegsthaten gelingen werden. Vgl. Ode 55.

Str. 1 spricht die Verachtung derjenigen deutschen Dichter aus, die, statt selbst zu dichten, sich auf sklavische Nachahmung beschränken, ohne Spur edlen Selbstgefühls, das die Engländer besonders adelt. Nach Dichterweise redet er die Leier an, welche seine Empfindungen singen soll. Vgl. Ode 46, 5**). — Str. 2.

---

*) Ursprünglich hieß es V. 1 wer der Natur Geschick, V. 2 verkannt hat und Albions, V. 3 edlem, V. 4 Selber unnachgeahmt, immer, V. 8 vorfliegen könnte, V. 9 „Und nie die Stirne mit edel glühender“, V. 12 „Bin ich ein Dichter nicht auch geboren?“ V. 18 f. „hat sich sein Aug' entflammt, | Hat laut des Jünglings Herz geschlagen, | Brennend gedürstet nach großen Thaten, | V. 24 „Deutsche erbluteten oder siegten!“ V. 25 f. „das sich geflügelter | Von hohem Geist hebt“. Str. 4 kam erst in der ersten Ausgabe der Oden hinzu, welche auch V. 12 las „Wurde nur er ein Poet geboren?“, V. 14 gehen statt gehn und, V. 24 den Galliern.

**) Albion. Vgl. oben S. 93. — Unter es wird aus unfähig (noch nicht fähig) fähig gedacht.

Warum soll der Deutsche, in welchem heldenhaftes Freiheitsgefühl und hohe geistige Kraft leben, statt den andern Völkern voranzueilen, ihnen immer knechtisch folgen? — Des Denkers Leben, sein in seinen Schriften niedergelegter Geist, wodurch er uns noch ein Zeitgenosse ist, obgleich er schon 1716 gestorben.*) — Str. 3. Soll er nicht, wenn er andere Völker frei sich erschwingen sieht, von Scham und Ehrgeiz getrieben, sich selbst verachten und nicht ruhen, bis er ein seiner würdiges Werk geliefert? Die Scham treibt ihm nicht allein die Röthe in die erhitzten Wangen, sondern brennt auch in seinem Herzen, so daß er in jenen Ruf ausbricht, der an Correggios Anch' io son pittore erinnert. — Str. 4 hat Klopstock später eingeschoben, um auf den Muth hinzuweisen, der sich zur Schöpfung selbständiger Werke erhebt. Die wiederholte Hindeutung auf den Ehrgeiz ist etwas störend, wenn gleich hier von der Scham die Rede ist, nicht den Ehrgeiz zu jenem Ausruf zu haben. Zum Auffahren um Mitternacht vgl. Ode 18, 15 ff. (S. 180 f.) Dunkel ist das vorhergehende gehen, was doch wohl das unruhige Umhergehen bezeichnen soll. — Str. 5 f. Freilich im Kriege hat der Deutsche oft heldenhaft sich bewährt. Werther steht hier nach dem klopstockischen Gebrauch des Komparativs für ganz werth (irrig hat man erklärt „Hermanns werther als Leibnitzens"); es ist aber nicht mit uns zu verbinden, sondern tritt absolut voran und bezieht sich zugleich auf die beiden folgenden Sätze. Das Krönen (Kränzen) schreibt der Dichter der Schlacht statt der Siegesgöttin zu. Vgl. Str. 7, 3. Zu bestaubt vgl. Ode 25, 2. Hor. carm. II, 1, 22. Hat sich — gedurstet bezieht sich auf das Ausrücken. Daß bei Hochstedt Baiern mit den Franzosen verbunden waren, übergeht

*) Kühner, wenn er kühner geworden.

Klopstock.*) — Str. 7. Aber auch durch ein dichterisches Meisterwerk können wir Unsterblichkeit und Ruhm über andere Völker erwerben. Treffend deutet er am Schlusse in niedersehen auf die das Verdienst ehrende Bescheidenheit, eine deutsche Tugend, im Gegensatz zu französischer Eitelkeit. Vgl. Ode 28, 31 f. (wo auch früher niedersehn stand) und 81, 61 ff. Irrig ist die Deutung „auf alles Unwürdige (davon ist ja hier keine Rede) verächtlich herabsehn". Daß wir die Franzosen auch auf dem Felde der Dichtung schlagen müssen, ist nur angedeutet.

---

27. An Young.

In dem Klopstock beliebten vierten asklepiadeischen Maße. Klopstock kannte Youngs Nachtgedanken mit ihrer erhabenen Schwermuth und ihrem ernstlichen christlichen Eifer längst, auch in der Uebersetzung seines Freundes Ebert. Es drängt ihn, seine herzliche Verehrung des englischen Dichters als seines Lehrers auszusprechen, welcher ein so herrliches, für viele segensreiches Werk vollendet, daß er getrost ins Jenseits hinübergehn könne, um dort den ewigen Lohn zu empfangen. Die Ausführung ist freilich etwas überspannt. Klopstock selbst betrachtet es als seine Lebensaufgabe, den Messias zu vollenden. Vgl. Ode 11—13. 23. Die Ode erschien 1753, wie Ode 25, im dritten Bande der vermischten Schriften, ging dann mit mehrern Verbesserungen in die erste Ausgabe der Oden über.**)

*) Noch donnert, lebt in der Erinnerung fort. Vgl. Ode 46, 44. Aehnlich lebet noch. Vers 6. — Gleich würdig, wie wir Deutsche. Vgl. Ode 70.

**) Die frühern Lesarten sind V. 2 ff. „längst schon empor, und dir zu rinnen stehn | Manche freudige Thränen | Schon im Auge", V. 5 fern (statt hoch), V. 12 „Diesem Wecker der Todten, spricht!" V. 13 des Todes Schall,

Str. 1. Young kann getrost sterben; denn sein Lohn ist ihm schon jenseits bereit und die Engel erwarten ihn, um ihn mit Freudenthränen zu empfangen. — Prophetischer Greis, weil er im Prophetentone auf das künftige Leben und das jüngste Gericht hinweist. — Zum Palmenzweig vgl. Ode 23, 55 f. — Dem Dichter schwebt die Sage von dem Olympiensieger Diagoras vor, zu welchem, als dessen beide Söhne gleichfalls zu Olympia gesiegt hatten, ein Spartaner mit den Worten trat: „Stirb, Diagoras, stirb! In den Himmel kannst du doch nicht steigen“ (du kannst kein höheres Glück erreichen, kein Gott werden). Cic. Tusc. I, 46, 111. — Str. 2 f. schildern die Wirkung der „Nachtgedanken“ auf den Freigeist, den sie mächtig ergreifen, indem sie ihn an das jüngste Gericht erinnern. — Str. 4. Ihn selbst hat Young mit innigstem Vertrauen auf das Jenseits erfüllt, und er soll ihn auch in Zukunft lehren, soll als Schutzgeist ihn begleiten. Vgl. zu Ode 16, 20 (S. 167). Mit besonderer Kraft wird hier Stirb wiederholt; nicht bloß soll er sterben, weil er genug gewirkt und höchster Lohn im Jenseits seiner wartet, sondern auch um sein Genius im Leben zu werden. Das Letztere ist freilich etwas wunderlich.

---

28. Die beiden Musen.

Alkäische Strophe. In dieser wohl gegen Ende des von Klopstock als Entstehungszeit bezeichneten Jahres 1752 fallenden Ode (vgl. S. 41 f.) läßt der Dichter die deutsche Muse mit der brittischen

---

V. 14 „Wie ein Jubellied tönt, das“, V. 15 Bleib', o bleib' denn. In der ersten Ausgabe der Oden stand V. 2 ff. „daß sie dir rinnen, stehn | Schon der freudigen Thränen | Viel im Auge“.

voll selbstbewußten begeisterten Muthes den Wettlauf in der religiösen, der höchsten, Dichtung anstellen, ohne zu entscheiden, welche von beiden als Siegerin hervorgeht; daß sie zu diesem Wettkampf berechtigt sei und er einen solchen von ihr erwarte, wird bloß angedeutet. Eigentlich schwebt ihm sein eigener Kampf in der religiösen Dichtung mit Milton vor, dem er sich durch seinen Messias wenigstens gleichzustellen hofft. Das Ganze ist als eine Vision dargestellt, ähnlich dem Anfange von Hor. carm. II, 19. Wir finden die Ode zuerst in der darmstädtischen Sammlung; viele Veränderungen hat sie in den beiden Ausgaben der Oden erlitten.*)

Str. 1. Voll freudiger Bewegung verkündet der Dichter, was er geschaut, in ahnungsvoller Hoffnung, daß sein

---

*) Ursprünglich stand V. 1 itzt, V. 2 Oder was sein wird? V. 3 die deutsche Mus' im Streitlauf, V. 4 dem krönenden Ziele, V. 6 ff. „Dieses umschatteten | Geweihte Lorbeern, jenes weitre | Kühn in dem Schimmer des Abends Palmen“, V. 12 Vom Kapitol, V. 16 ihr wehend, V. 18 Odem, V. 19 f. „schon klang des Herolds | Silberton ihr“, V. 23 Thuiskons Tochter. Zwar bei, V. 25 „Doch glaubt' ich, daß du lange gestorben seist“, V. 27 ich es itzt erst, V. 28 Doch nur am Ziele da, V. 32 Feuervoll niedersieht, diese, V. 33 f. „Doch eh' der Herold dir zu gefahrvoll tönt, | Sinns nach noch einmal. Bin ich es nicht“, V. 35 Thermopyl gestritten, V. 37 Du großer richtender, V. 38 Kamst, V. 39 mit Muth im Blick, V. 42 Palmen, nimm sie, V. 43 „Wenn ers gebeut, zuerst doch“, V. 45 f. „Itzt klang der Herold. Adlerschnell flogen sie; | Die hohe“, V. 47 f. „Ich sah's; der Lorbeer bebt' und dunkler | Wehte der.“ In der ersten Ausgabe hieß es V. 6 f. „Dieses beschattete | Des Haines Eiche, jenes weitre | Wehende Palmen im Abendschimmer“, V. 23 Ja bei, V. 25 „Allein ich glaubte, daß du gestorben wärst“, V. 28 Aber am Ziele nur, V. 29 Doch o siehst du (statt Aber siehst du), V. 34 Bin es nicht ich, V. 37 Der große richtende. Erst in der zweiten Ausgabe wurden die jetzigen Lesarten V. 6 ff. 12. 16. 19 f. 23 (Dich Thuiskone). 25. 28. 29. 33–35. 37 eingeführt.

Gesicht sich erfülle, zu dessen genauerer Schilderung er V. 5 übergeht. — Str. 2. Auf der Laufbahn sah er zwei Ziele, eines für die vaterländische, das weitere für die religiöse Dichtung. Vgl. Ode 33, 33 ff. Auffallend ist, daß nach der jetzigen Lesart die Palmen nur in der Nähe des andern Ziels wehen. Die Abendstunden waren unserm Dichter so besonders geweiht zur Dichtung (vgl. Ode 12), daß er hier auch diesen Wettlauf darein verlegt. — Str. 3. Die brittische Muse erschien mit dem gewohnten Muthe, der sie in den Kampf mit Homer und Virgil getrieben; Klopstock denkt hier an Milton.*) — Str. 4 f. Die deutsche Muse. Der Muth und die erwartungsvoll ihre Brust hebende (empörende. vgl. S. 117*) Kampflust werden bezeichnend geschildert, doch ist das Bild des mit hervorgebeugter Brust, als ob es schon im Laufe wäre, stehenden Mädchens unschön. Bei Rossen ist es eher an der Stelle. Sie bebte vor gespannter Erwartung (vgl. V. 45), und der Gedanke, von der Brittin besiegt zu werden, hatte ihre Wangen geröthet und entflammt. Der Dichter gibt ihr das goldgelbe Haar der Germanen. Das Fliegen des Haares braucht Klopstock auch in der Hermanns Schlacht Szene 6 vom losen Haare. Anders steht der Ausdruck V. 48. Daß Thuiskone bloß in Gedanken gesehen, wie der Herold die Drommete erhoben, um das Zeichen zum Wettlauf zu geben, bemerkt Klopstock selbst in einer Anmerkung; wirklich geschieht dies erst V. 49.**)

---

*) Der heiße Sand. Die Römer nannten den Kampfplatz von dem Sande, womit er bestreut war, selbst Sand, arena. Der Sand ist heiß, weil er die Strahlen der Sonne einsaugt, doch deutet das Beiwort hier wohl auf die Schwere des Kampfes hin.

**) Ihr, für sie; es war ja nur ihre eigene Vorstellung, so daß sie nicht daran dachte, daß der Ruf zum Wettkampf allgemein sei, die Drommete alle zum Kampfe aufrufe.

Str. 6—9. Die Brittin kann ihre Freude über die verwandte junge tüchtige Mitstreiterin nicht verbergen, doch hält sie dieser vor, wie schwer der Kampf mit ihr sei. Sie ist stolz auf eine so würdige Mitstreiterin. — Str. 6. Thuiskone. Ueber ihren Vater Thuiskon vgl. S. 109, auch Ode 57. Die Anrede ist nicht besonders angebracht. Klopstock bezeichnet mit Thuiskone die deutsche Dichtung, die früher in den Eichenhainen der Barden aufgezogen wurde, in denen auch die älteste brittische Dichtung sich bildete; denn die Britten sind ihm Deutsche. Vgl. S. 89, Ode 2 Lied 1, 39 f. Lange Zeit hat sie sich verborgen gehalten, heute zum erstenmal tritt sie neuverjüngt wieder auf. — Str. 7. Die Brittin bittet um Entschuldigung, wenn sie früher nicht gewußt, daß sie unsterblich sei, doch eigentlich muß jene sich erst im Wettlauf bewähren. — Str. 8. Sie weist sie auf die beiden Ziele hin; daß das weitere, wonach sie strebt, das der religiösen Dichtung sei, müssen wir hinzudenken. Thuiskone erwiedert nichts, sie will nicht durch Worte, sondern durch die That sprechen; sie ist ganz das Bild eines edlen deutschen Jünglings. — Gehaltner Muth, der nicht in Ruhmredigkeit sich ergießt; stolzes Schweigen, ein Schweigen, das aus der Scheu hervorgeht, unnöthige Worte zu machen; feurig zur Erde gesenkter Blick, mit Bescheidenheit gepaarte Kampflust. Vgl. den Schluß von Ode 26. — Str. 9. Erkennt auch die Brittin aus der ganzen Erscheinung, welch eine selbstbewußte, tüchtige Streiterin sie vor sich hat, so kann sie doch nicht umhin, sie auf die Kühnheit aufmerksam zu machen, mit ihr den Kampf zu wagen, die so ruhmvoll mit der griechischen und römischen Muse gestritten. Noch immer schweigt Thuiskone oder, wie der Dichter sie gleich darauf und Ode 89 nennt, Teutona, von den germanischen Teutonen, wovon teutonicus im Sinne von germanicus schon bei Martial sich findet.

Str. 10–12. Endliche Erwiederung der aus Selbstbewußtsein zum Wettstreit entschlossenen deutschen Muse. Als der Herold herantritt und so der entscheidende Augenblick des Wettlaufs naht, da kann sie nicht umhin, ihre Liebe und Bewunderung der Brittin auszusprechen, die sie nicht als Gegnerin betrachte, aber den Wettstreit mit ihr zu wagen, treibt sie der innerste Drang ihrer Seele, und sie ist überzeugt, daß sie nicht weit hinter ihr zurückbleiben werde, ja sie kann der Hoffnung nicht entsagen, vielleicht einen Augenblick vor ihr am Ziele anzukommen. — Jene Palmen. Sie will den Preis der höchsten, der religiösen Dichtung gewinnen. — Rühre, dein Genius. Mit nicht zu billigender Kühnheit tritt dein Genius an den Anfang des Bedingungssatzes, so daß in diesem er sich darauf bezieht. Ihr Genius treibt beide zum Kampfe, nicht eitle Ehrsucht. — Die Krone, der Siegespreis. Vgl. V. 4. 30. In höchster Aufregung über den ihr winkenden Sieg ruft sie die Götter an. — Bei V. 47 f. schwebt die Stelle vom Wettlauf des Ajas und Odysseus vor, Il. XXIII, 765 f. Von den Helden läßt man sich dies immer gefallen, aber bei den Mädchen nimmt es sich übel aus.

Str. 13. Der Beginn des Wettlaufs, dessen Erfolg der Dichter nicht schaut. Goethe äußerte gegen Eckermann, es gebe ein übles Bild, wenn Klopstock die beiden Musen miteinander laufen, die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen lasse. Das Werfen der Beine hat Goethe hinzugethan. Der Staubwolken, welche die laufenden Mädchen erregen, wird höchst unglücklich gedacht, da sie doch nur leise den Boden berühren; selbst bei dem Laufe der homerischen Helden ist von keiner Staubwolke die Rede, nur von ihren Spuren im Staube. Bis zur Eiche, dem ersten Ziele, verfolgt sie sein Blick, wo ihn aber der Staub nicht unterscheiden läßt, ob eine der andern etwas voran

sei*); je näher sie dem letzten Ziele kommen, desto heftiger strengen sie sich an, die Staubwolke wird immer dichter, so daß er sie endlich nicht mehr sehn und also — darauf kam es den Dichter an — nicht entscheiden kann, welche von ihnen zuerst am Ziele gewesen; aber daß keine einen weiten Vorsprung haben werde, ist in der Rede der sich nicht eitel rühmenden Thuiskone angedeutet.

---

29. An Cidli.

Umgekehrtes zweites asklepiadeisches Maß. Vgl. zu Ode 16. Im Frühling 1752, während Klopstocks Anwesenheit zu Hamburg, gedichtet. Vgl. oben S. 41. Der Dichter sucht am frühen Morgen, von innigster Liebessehnsucht ergriffen, seine Meta (vgl. Ode 20 und 22) in ihrer von Rosen prangenden (vgl. Ode 36, 10) Gartenwohnung zu Billwerder (an der Bille) auf; schon glaubt er sie schlafend vor sich zu sehn und er will sie in liebevollem Scherze aus dem Schlummer wecken. Das Gedicht erschien in der ersten Ausgabe der Oden.**)

V. 1—14. Nichts Unerforschlicheres gibt es als die wunderbare Gewalt, womit die Liebe Seelen unwiderstehlich zu einander hinzieht. — Täuscht, indem es sich seinem Blick entzieht. — V. 3 f. Oft beruht die Liebe auf bloß

*) Klopstock sagt in der Anmerkung, es werde weder gesagt, welche das Ziel der Eichen, noch welche das der Palmen zuerst erreicht habe; allein bei dem erstern kann er die Gestalten noch erkennen, und er sieht, daß keine der andern weit voraus; weiter erreicht sie sein Blick nicht mehr.

**) Hier findet sich V. 22 verfehlt sie statt verspäht sich. Verspähen ist ein von Klopstock nach versehen gebildetes Wort. Nach Und in den beiden vorletzten Versen stehen drei Punkte. Nach V. 36 ist wohl einfach Komma, nicht Punkt oder Ausrufungszeichen zu setzen.

eingebildeten Vorzügen, nicht auf dem wirklichen Werthe der Seele der Geliebten; nur die letztere, wo wir tief in das innerste Wesen der Geliebten schauen, ist die wahre, unsere eigenste Seele hinziehende Liebe. — V. 5—14. Der Dichter läßt sich hier zu einer ergriffenen Schilderung seines eigenen jetzigen Liebesglückes mit Meta hinreißen, obgleich der Ausdruck ganz allgemein gehalten ist.*)

Mit V. 15 f. bahnt sich der Dichter den Uebergang zu der Liebe ohne Gegenliebe, zu seinem frühern Verhältnisse zu Fanny. — V. 17. Eine, eine selige Stunde, wo der Liebende der vollen Liebe der Geliebten versichert werden soll; unsere Liebe deutete auf eine solche höchste Herzensbefriedigung hin. — V. 18 f. Dann haben wir falsch gewählt, weil die Geliebte die gewünschte Neigung uns nicht schenken konnte, obgleich sie sonst unserer vollsten Liebe durchaus würdig war, wie Klopstock von Fanny noch immer glaubt.**) — V. 19—22. Wie es aber komme, daß die Seele sich so vergreifen könne, daß sie falsch wähle, ist nicht zu erforschen, selbst der, welcher sich so irrte, weiß nicht, wie es ergangen. — V. 23—28. Die Betrachtung seines eigenen Irrganges zeigt ihm, daß er ihn wandeln mußte, um den ganzen tiefsten Liebesschmerz durchzuempfinden, und so nun das volle Glück heißer Gegenliebe zu genießen, dessen

---

*) Erweinete, mit Thränen ersehnte. — Fast zu selige, da das unendliche Glück uns fast die Brust sprengt. — Wie sehr sie sind, welcher göttliche Funke in liegt. — Dadurch, durch das Gefühl ihrer Aehnlichkeit. — Wer — mit Worten aus? Wie tief sie auch das Glück empfinden, sie vermögen es nicht in Worte zu fassen.

**) Klopstock deutete in einer Anmerkung an, daß Fanny „in Ansehung der Liebe anders gedacht" als er. Sie nahm eben auf äußere Verhältnisse Rücksicht, da ihr des Dichters Stellung nicht gesichert schien. Eine Andeutung gab schon der junge Cramer 1777 in „Klopstock. Fragmente in Briefen von Tellow an Elise" S. 452 f. Vgl. oben S. 64 ff.

er, nachdem die Zeit traurigen Schmachtens überstanden, sich voll erfreuen soll. — Darin (V. 23) erklärte Klopstock selbst später in der Irre, so daß es auf die Erfahrung ginge, in welcher für ihn eine Lehre liege. Aber viel treffender wird der Ausdruck wenn wie drin in der Bedeutung „im Innern", in der Seele fassen, wie bei Homer ἔνδοθι. Zum Lehren der Liebe vgl. Ode 22, 39 ff.*)

V. 29—38. Er will jetzt wirklich zu Meta und stellt sich schon das seiner harrende Glück lebhaft vor. Ich gehorche der Mahnung der in ihm leise redenden Stimme. Aber während er sich auf dem Wege zu ihr befindet, versetzt er sich schon in den herrlich duftenden Garten; er glaubt sie zu sehn, wie sie noch schlummert; mit lieblicher Neckerei will er sie wecken, damit ihr Lächeln sein Herz, das so lange an Fannys spröder Härte gelitten, innigst erfreue.**)

---

30. Das Rosenband.

Jambisches Maß. Im Dezember 1753 gedichtet. Vgl. oben S. 42. Die Ode erschien zuerst 1762 im zweiten Theil von Rosen-

---

*) Er soll nun seine Kenntniß, wie es der Weise thut, auch anwenden. Bei den Verwandlungen ihres Zauberstabs ist der Schmerz unglücklicher und der Genuß erwiederter Liebe gemeint.

**) V. 29 schattete, gewährte solchen lieblichen Schatten. Vgl. Ode 22, 5. — V. 31. Die Himmlischen, die Seligen. Vgl. Ode 7, 33 f. 20, 3. — V. 34. Dort, in dieser herrlichen Umgebung. — V. 36. Der Thau der Rosen, wie die thauende Rose Ode 17, 44. Es ist wohl an den Morgen zu denken, nicht an den Abend. Die Geliebte schlummert nicht im Garten. — V. 37 daran, an das Beben, weil er immer spröde Kälte von Fanny fürchten mußte, selten ein lächelnder Blick von ihr ihn erfreute. — Verwöhnt, von der unglücklichen Gewöhnung. — V. 38. Mir gehört zu lächelnd, nicht zu wache.

baums Liedern für das Klavier unter der Ueberschrift Das schlafende Mädchen; von da ging sie in den göttinger Musenalmanach für das Jahr 1770 über. Nur durch ein Versehen des Druckers ward sie in der ersten Ausgabe der Oden weggelassen, wo sie im Verzeichniß als vorletztes Gedicht des zweiten Buches unter dem Titel Cidli mit der Jahrszahl 1753 nach der Ode der Rheinwein aufgeführt wird. Unter dieser Ueberschrift ward sie 1775 im zweiten Bande der Sammlung „Deutschlands Originaldichter" aufgenommen, dann von Cramer im dritten Bande seines Buches über Klopstock mitgetheilt. Die jetzige Ueberschrift erhielt sie in der zweiten Ausgabe der Oden. Das Gedicht gehört zu den einfachsten und anmuthigsten Klopstocks. Herder bemerkte, einfacher und leichter könne nichts gesagt sein.

Auch hier sucht der Liebende die Geliebte neckisch vom Schlummer aufzuwecken, welche diesmal im Freien, wohl in einer Laube, schläft, und zwar so fest, daß sie nicht fühlt, wie er sie mit einem Bande von Rosenblättern bindet, und erst als er ihr zulispelt und mit dem Rosenbande rauscht, erwacht. Wie der Blick der Liebe tief in die Seele des Geliebten sich versenkt, wird treffend, und zwar beim Liebenden wie bei der Geliebten (V. 4 f. 10 f.), bezeichnet. Der liebevolle Blick, womit sie beim Erwachen sich begegnen, läßt sie das unendliche Glück, daß sie sich ganz angehören, tief empfinden. Man bemerke auch den beabsichtigten Gegensatz in V. 3 und 6.*)

*) V. 6 Und wußt' es nicht, ich war ganz Gefühl. Daher V. 7 auch doch, obgleich ich in mein Gefühl versunken war.

31. An Sie.

Das Versmaß von Ode 25. Vgl. S. 41 f. Unsere Ode, die zuerst unter der Aufschrift An Cidli in der ersten Ausgabe der Oden erschien, ward gedichtet nach Klopstocks Rückkehr nach Kopenhagen im Spätjahre 1752. Vetterlein setzt sie vor die Reise nach Hamburg, in den Juni 1752, Gruber in die Zeit von Klopstocks Aufenthalt zu Quedlinburg, den August 1752, wo Meta ihm schrieb: „Mir wird unter tausend Veränderungen der Tag Jahre lang, und mit Dir allein, in meinem Zimmer, ohne die geringste Veränderung zu suchen, ohne etwas weiter zu haben als uns selbst, verginge er mir wie eine Stunde. — O komm' wieder! komm' wieder! — das ist alles, was ich sagen kann.“ Die in der ersten Strophe angeredete nahe selige Zeit, welche ihm die besten Freuden verspricht, kann nur die ihrer unzertrennlichen Liebesverbindung, ihrer Ehe, sein, welcher er sich entgegensehnt; aus Sehnsucht, sich des Besitzes seiner Liebe endlich zu erfreuen, hatte er in den Tagen seiner Leidenschaft zu Fanny viele Thränen vergossen.

Str. 1 f. Die Zeit seiner schwermüthigen Liebe ist vorüber; er darf jetzt vertrauensvoll der höchsten Erfüllung seines Liebessehnens, der Verbindung mit Meta, entgegensehn. Engel, selige Geister, die einst glühend und rein wie er selbst geliebt, senden ihm den Tag hernieder, welcher ihn mit Meta ewig vereinen wird. Vgl. Ode 8, 35 ff. — Str. 3 f. Ruhig im reinstem Morgenglanz kommt dieser Tag vom Himmel herab und bringt ewigen Frühling mit sich; auf diesen ewigen Frühling, das nie veraltende Glück

(vgl. Ode 10, 66), bezieht sich die letzte, die volle Seligkeit der Liebe feiernde Strophe.*)

---

32. Ihr Schlummer.

Alkäische Strophe. Gedichtet nach der Krankheit, welche Meta im Herbste 1752 befallen hatte. Das Gedicht erschien in der ersten Ausgabe der Oden unter der Aufschrift Cidli.**) Der Dichter, der bei seinem Besuche die Geliebte im Schlaf findet, bittet den Schlummer, daß er ihr Gesundheit verleihe, doch auch Gemüthsruhe erfleht er ihr. Die Schlummernde erscheint ihm so schön, aber er bricht ab, da er durch ein weiteres Wort sie zu erwecken fürchtet.

Str. 1—2, 2. Herzlicher Wunsch, daß die Kranke frisch gesunden möge. Geflügelt heißt das balsamische Leben, weil es rasch sich aus ihrem gestärkten Herzen über den ganzen Körper verbreitet. Der Lebensodem, der die Wange erfrischt, wird als Tropfen aus der Quelle des Paradieses bezeichnet. Vgl. Ode 48, 10. — Str. 2, 2—3, 1. Daran schließt sich der Wunsch der Heilkraft des Seelenglückes. Besser, edler ist die Ruhe,

---

*) V. 9 Flügeln der Ruh, ruhigen, nicht heftig bewegten Flügeln. Vgl. Ode 8, 73. Irrig erklärt man „sanfte beruhigende Fittige der tröstenden Liebe Metas". — V. 10. Die Lüfte sind hell von dem Tage, der schon hoch am Himmel lächelt, aber bei seinem ersten Erscheinen Thau herniedergesandt hat. Vgl. Ode 35, 59 f. 123 Str. 1. — V. 13. Sie fühlet sich ganz. Vgl. Ode 29, 9. — Gießt Entzückung empor, sie hebt oder, wie Klopstock sonst sagt, sie empört das Herz, daß es mächtig schlägt. Vgl. Ode 10, 56. 13, 61. — V. 16. Trunken. Vgl. oben S. 197**.

**) Dort steht V. 4 die lichte krystalline Tropfe, wohl mundartlich. Klopstock änderte dies, als es Cramer für eine gewähltere Form erklärt hatte. V. 5 findet sich sie statt ihn.

welche das Bewußtsein der Tugend und glückliche Liebe eingeben; diese Ruhe ist eine Grazie des Olymps, worin der Schlummer wohnt. Er denkt sich einen ganzen Olymp von dem Menschen wohlthätigen Gottheiten, wie Heiterkeit, Freude, Trost, Gesundheit, Genesung. Vgl. Ode 38. Von allen diesen ist jene Ruhe einer tugendhaften, liebeglücklichen Seele die herrlichste. Zwischen der biblischen Darstellung von Eden (vgl. Ode 29, 29) und der klassischen vom Olymp wechselt der Dichter. — Str. 3, 1—4. Aber er legt seinem Liede Schweigen auf, da er sie zu erwecken fürchtet. — O leisere. Die Saite soll auch nicht einmal leise ertönen, sein Lied verstummen, das, wie lieblich es auch tönen mag, keinen Preis sich gewinnen würde, sollte es, wie er fürchtet, Cidli aus dem ihr so wohlthätigen Schlummer wecken. Was kann er dem Liede Schlimmeres drohen als Mangel an Beifall?*)

33. An Gleim.

Viertes asklepiadeisches Maß, wie in Ode 10. 15. 17.**) Bei aller Anerkennung Gleims als Dichter und Freund tritt Klopstock ihm entschieden in Bezug auf das übertriebene dem großen Preußenkönig geweihte Lob entgegen; die deutsche Muse sei zu gut, als daß sie diesen sie verachtenden König besingen sollte. Die Ode ist eine dichterische Antwort auf die Zumuthung von Gleim u. a., Friedrich

*) Es welket. Vgl. Ode 86, 14 ff.

**) Das im Drucke des Versmaßes in der zweiten Ausgabe geschehene Versehen, daß in den beiden ersten Versen die Länge des zweiten Choriamben ausgefallen, bemerkte Klopstock selbst dem Verleger am 20. November 1797. Der gewünschte Umdruck erfolgte nicht, und so erhielt sich der Fehler in den folgenden Ausgaben.

den Großen zu besingen. Als Gleim sich im Februar 1752 zu Berlin befand, äußerte Klopstock, er möge ihm von Kleist, Ramler, Sack schreiben, auch, wenn er wolle, vom Könige. Unsere Ode fällt wohl in das Spätjahr 1752 (vgl. S. 42); sie erschien zuerst in der darmstädtischen Sammlung, dann mit manchen Verbesserungen in der ersten Ausgabe der Oden.*)

Str. 1—5, 2. Gleims Lob als Dichter scherzhafter Lieder. Gleim hatte sich bis dahin besonders durch seinen Versuch in scherzhaften Liedern (1744) bekannt gemacht. — Klopstock beginnt, wie nicht selten, mit einem allgemeinen Gedanken. Der wahre Scherz ist kein rohes Lachen, sondern mäßigt sich weise. — Der Liebling der Freude, der echte Scherzdichter. Vgl. Klopstocks Aeußerung über Hagedorn Ode 2 Lied 6, besonders V. 31 f. Daß der wahre Scherz von den Grazien eingegeben sein müsse, deuten V. 1 f. an. — Str. 2. Gleim kennt den wahren Scherz, wie sich am Abende zeigt, wo er, nachdem er den Pflichten seines Amtes als Sekretär des Domkapitels genügt, sich im heitern Kreise ergeht**),

---

*) Früher stand V. 14 blöd, was offenbar Druckfehler statt schön ist, obgleich man neuerdings es gegen den Zusammenhang durch die Deutung „bescheiden" hat halten wollen, V. 23 f. von halbem | Kaltem Beifall, V. 27 Friederichs Lobe, V. 31 beugt dir die Muse, V. 33 ff. „Muse, gekrönt feurig am hohen Ziel, | Das der Britte geflanzt und es mit Phöb' Apolls | Lorbeerhainen umschattet, | Mit der Palme der Engel auch, | Sang sie gegen mich her. Tönend entschlüpfte mir | Meine Leier (Cramer „entschlüpfete | Mir die)", V. 40 dodonischem Ernst, V. 41 Hör', V. 43 Deine Leier, V. 49 verkündiget', V. 53 Floß vom Hämus der Quell, V. 55 in Feuer. Erst die zweite Ausgabe schrieb V. 23 von halbem (die erste Ausgabe hatte vom halben, kaltem, wie Ode 29, 13 dem verweilenden, vollem), V. 38 und 43 Laute, V. 38 da statt als, V. 49 verkündiget.

**) Sonderbar ist der Ausdruck „dem Abendstern schnellere Flügel geben" für „die Abendstunden beflügeln, verkürzen".

und indem er scherzhafte Lieder singt, mit Laune den Ernst der Weisheit würzt.*) — V. 9—18. Was thut es, daß der rohe Lacher dein Lied mißversteht, wenn er alles als plumpen Ernst nimmt?**) Deine Freunde verstehen es, aber du weißt nicht, wie viele du dieser hast.***) Auf sinnige Weise erwähnt der Dichter unter den Verehrern von Gleims Muse auch manche von reiner, inniger Liebe erfüllte Mädchen †), die wohl wissen, daß es Gleim nur Scherz ist, wenn er sich einen Flatterer nennt. Es schwebt hierbei das Lied an Chloe, eine Nachahmung eines anakreontischen, vor, das mit den Versen beginnt und schließt:

Getreu soll ich, o Chloe, sein,
Ich Flatterer getreu? —

Sie lacht dem Jünglinge nicht, stimmt seinem lauten Lachen nicht zu. Da sie weiß, welche Gewalt ihre Schönheit, die ganze Anmuth ihres Wesens übt, so darf sie ihren Zorn ihm zeigen, und sie lächelt ihm nicht eher wieder, bis er einsieht, daß er den Dichter mißverstanden, wenn er das Lob der Flatterhaftigkeit für Ernst nahm. Treffend wird auch im folgenden dem empfindenden Mädchen feineres Gefühl für die Anmuth von Gleims Liedern zugeschrieben. ††)

---

*) Die Scherzlieder werden als Blumen betrachtet, die er in den weisen Ernst des Lebens streut; auch hier ist der Ausdruck auffallend.

**) Lauter (ein klopstockischer Komparativ) deutet auf das gemeine Lachen, im Gegensatz zum sokratischen Lächeln. Ebenso steht V. 28 trunknere.

***) Irrig erklärt Cramer: „Wenige erkennst du für deine wahren Leser."

†) Lesbisch, mit Beziehung auf Sappho von der Insel Lesbos, die Sängerin glühender Liebe. Horaz braucht Lesbium plectrum, Lesboum barbiton vom lyrischen Gesange des Alcäus, Lesbius pes von der sapphischen Strophe.

††) So schön sie ist, mit welcher Anmuth sie auch ausgestattet ist. — Empört, gehoben. Vgl. Ode 4, 66. 28, 17.

Str. 5, 3—9, 1. Gleim als Sänger der Freunde und des großen Königs. Mit einem glücklichen Uebergang wendet sich Klopstock zu Gleims Begeisterung für Freundschaft. Von der Anrede geht der Dichter gleich zur dritten Person über, weil er das folgende Lob Gleim geradezu zu sagen sich scheut und sich ihm als unparteiischer Beobachter ferner stellen will; aber auch schon der Abwechslung wegen war ihm diese durch den Vers sich anbietende Wendung angenehm. Daß Gleim der beständigste Freund sei, tritt treffend seinem scherzhaften Bekenntniß der Flatterhaftigkeit in der Liebe entgegen. Wie er in der Freundschaft kein Maß kannte, nichts unterließ, wo es galt, sich als Freund zu bethätigen, wie er nur in feurigster Begeisterung von seinen Freunden sprach und auch so von andern gesprochen wissen wollte, wird ganz der reinsten Wahrheit nach geschildert. In leisester Wendung geht er (V. 26) zu Gleims begeistertem Preise Friedrichs über. Das Voranstellen und die Wiederholung des Namens Friederichs soll die begeisterte Weise, wie Gleim vom Preußenkönige spricht, malerisch schildern.*) Schon in den scherzhaften Liedern hatte er im Liede an die Stadt Prag seinen König Friedrich gepriesen. — Str. 9, 2—10, 1. Aber Friedrich will von ihm und der deutschen Muse nichts wissen. Hier kehrt er zur Anrede zurück. Magst du immer sagen (was ein Unrecht gegen dich selbst, da du so schöne Lieder gedichtet), die deutsche Muse habe nichts geliefert, was die Beachtung des Königs verdiene, er verachtet sie, sie aber ist zu stolz, als daß sie sich dem Dienste ihres Verächters widmen sollte.

Str. 10, 1—15. Daß die deutsche Muse Friedrich zürne, der sich der fremden Dichtung zugewandt, stellt der

---

*) Triest, erfüllt ist, wie Ode 2 Lied 1, 20.

Schluß dar. Vgl. Ode 52 Str. 3 f. 71 Str. 6—8. 113. 117. 120. Klopstock dichtet, er habe die Leier in der Hand gehabt, um Friedrich zu preisen, als die zum höchsten Ziele der religiösen Dichtung hineilende deutsche Muse (vgl. Ode 28) ihn zürnend angeschaut, daß ihm aus Furcht die schon tönende Leier aus der Hand gesunken, und ihn vom Preise Friedrichs abgehalten.*) Sie erschien ihm aber wie die weissagende Priesterin, die Pythia, mit fliegendem Haar. Vgl. Ode 122 Delphi (vom Jahre 1782). Daß dem Dichter ursprünglich eine griechische Priesterin vorschwebte, ergibt sich aus der ältern Lesart mit dodonischem Ernst. Beim dodonischen Orakel weissagten die Priesterinnen aus dem Rauschen der am Fuße der Eiche hervorsprudelnden Quelle. Später mochte sich Klopstock hier die deutsche Priesterin Velleda denken. Das fliegende Haar soll auf den Zorn deuten (anders Ode 28, 16), aber das ganze Bild der Priesterin paßt nicht wohl zu der zum Ziel rasch hineilenden Muse. Dem Dichter war es darum zu thun, Str. 8 f. die Erhebung der deutschen, dem höchsten Ziele zustrebenden Dichtung anzudeuten; dazu paßt aber die Vorstellung von der weissagenden Priesterin nicht. Und die Worte „die Priesterin — Ernst“ bildlich zu fassen, „wie eine Priesterin“, hindert und (V. 39), das unmittelbar an das jedenfalls eigentliche drohend anknüpft. — Str. 11 verbietet sie ihm ernst, Friedrich zu besingen, ja er soll auch andern Dichtern ihr Verbot mittheilen.**) Der Hain

---

*) Aehnlich sind die Einkleidungen des anakreontischen Dichters, dessen Leier statt Helden nur die Liebe singen will, und römischer Dichter, des Virgil (Buc. VI, 3. 4.), des Horaz (carm. IV, 15, 1—4) und des Ovid (A. A. 493—498).

**) Nerven, nach dem römischen nervi hier, auch im Messias, sehr kühn von den Saiten der Laute gebraucht. Vgl. Hor. carm. III, 11, 3. 4 testudo resonare septem callida nervis, Verg. Aen. IX, 776 numeros intendere nervis.

wird als Sitz der deutschen Dichtung gedacht. Vgl. Ode 2 Lied 3, 42. 28, 6 f. 23 f. 52, 14. 55, 4. 56, 1. 13. 57. 67, 1. 8. 29. 69, 1. 71, 5. 48. 77, 51 f. 78, 3. 8.*) — Str. 12. Friedrich hätte unserer Dichtung das goldene Zeitalter schaffen können, wie den Römern Augustus, der glücklicher war als Cäsar und die übrigen, welche die republikanische Freiheit vernichten wollten. Die Anrede o Rom möchte hier, wo die Muse Klopstock anredet, weniger passen. Die Franzosen bezeichnen das Zeitalter Ludwigs XIV. als ihr goldenes. Ludwigs Name, will Klopstock sagen, wird gerade durch die großen Dichter erhalten, die er beschützte, da ihre Werke fortleben. — Str. 13 f. Als Friedrich Kronprinz war, wo er sich mit Wissenschaft und Kunst angelegentlichst beschäftigte, durfte die Dichtung sich schönste Förderung von ihm versprechen; auch während der schlesischen Kriege konnten ihn die Dichter feiern. Aber jetzt hat die deutsche Dichtung eine religiöse Richtung genommen, die weit abliegt von der vom Könige gepriesenen voltaireschen Dichtung. So deutete Klopstock später selbst; denn er bemerkt, daß der dichterische Quell Friedrich entgegengeflossen, beziehe sich auf Str. 9 und erklärt „Heinrichs Sänger“ für Voltaire. Aber dann war ja Friedrich nicht daran Schuld, daß die Dichtung sich von ihm abwandte, und wir sehen gar nicht, worin dieser es eigentlich verfehlt. Und warum hatte die echt deutsche, vaterländische Dichtung sich von Friedrich abgewandt? Es muß ja Friedrichs eigene Schuld, daß die Muse ihn nicht feiern kann, hervorgehoben, es muß bezeichnet werden, daß er die Dichtung nicht, wie man von ihm gehofft, gefördert habe. Vgl. Ode 52, 9 ff. Klopstock verstand sich hier später selbst nicht mehr. Auf die eigentliche Bedeutung der Stelle führt uns Cramers Versicherung im dritten

*) Der göttinger Dichterbund nahm davon den Namen Hain an.

1782 erschienenen Bande der, wie es heißt, von Klopstock selbst in der Handschrift gelesenen Schrift „Klopstock, Er und über ihn“, Klopstock habe ihm gesagt, er habe unter Heinrich den Kaiser Heinrich verstanden, der selbst Minnesinger war und sang, Reich und Lande seien ihm unterthan, aber lieber wolle er die Krone als die Geliebte missen, worauf Klopstock selbst Ode 52, 65 ff. hindeutet.*) Liegen nun auch zwischen dieser Erklärung von Cramer und der Ode dreißig Jahre, so dürfen wir ihr wenigstens ebenso viel glauben als den noch vierzehn Jahre später fallenden Anmerkungen, ja die äußere Wahrscheinlichkeit spricht mehr für diese, und die Entscheidung kann bloß in der Stelle selbst liegen. Nach jener frühern Erklärung wäre Heinrichs Sänger der Sänger eines die Musen liebenden Fürsten, und demnach könnte der Sinn von V. 50 ff. nur dieser sein: „Noch in den schlesischen Kriegen beschäftigte er sich mit Wissenschaft (auf diese deutet der Denker, der Philosoph) und Kunst. Aber später wandte er sich von diesen ab und schlug eine Richtung ein, welche ihn der Feier der deutschen Muse unwürdig machte.“ Er ist nicht der dichterische Quell, sondern Friedrich, auf den Klopstock das eben gebrauchte Bild vom fließenden Quell anwendet. Statt Haine war zuerst Feuer gedruckt, was Cramer, und wohl auch Klopstock damals, für einen Druckfehler erklärte, wie oben V. 14 blöd statt schön. An sich wäre dies möglich. Aber was kann dann in Haine strömen bedeuten? Beziehen wir Heinrichs Sänger nach Klopstocks späterer Er-

*) Freilich ist die Bezeichnung etwas unklar, und man könnte sich wohl denken, es hätte ihm eigentlich Heinrich der Vogler vorgeschwebt, den er als Jüngling hatte besingen wollen. Vgl. oben S. 1. 158. Noch weniger kann jemand darauf kommen, unter Heinrich den Helden der Henriade zu verstehen. Ganz wie hier stellt Ode 52 Heinrich VI. und Friedrich sich entgegen. Auch dort steht Heinrich ohne nähere Bezeichnung, nur in der Ueberschrift Kaiser Heinrich.

klärung auf den Dichter der Henriade, so hieße es „eine vaterländische Richtung einschlagen“, aber etwas Alberneres als der Zusatz, daß Voltaire der deutschen religiösen Dichtung nicht folgen könne, ließe sich kaum denken. Und Klopstock braucht Hain, wie oben V. 41, nur von der deutschen Dichtung, nie von einen andern, während hier Haine auf alle Dichtungen gehen müßte. Der dichterische Quell selbst fließt in diesem Haine; wie könnte nun Klopstock von ihm sagen, er fließe in heilige Haine? Er mußte bezeichnen, warum er den den Franzosen zugewandten Friedrich nicht feiern kann. Nehmen wir dagegen Klopstocks frühere Beziehung auf Kaiser Heinrich an, so gibt „wohin — wird“ geradezu einen Widersinn, so daß es fast unbegreiflich scheint, wie Klopstock in seinen Anmerkungen eine solche Deutung geben konnte. Als er gegen Cramer das ursprüngliche Feuer in Haine änderte, nahm er ohne Zweifel in den Worten er wandte sich nicht den dichterischen Quell, sondern Friedrich als Subjekt und verstand unter den Hainen, wohin u. s. w. die französische Dichtung, freilich gegen seinen sonstigen Sprachgebrauch, aber er wußte sich eben nicht anders zu helfen, um das ihm unverständlich gewordene Feuer wegzuschaffen, als daß er es in Haine änderte. Das ursprüngliche in Feuer strömen sollte den leidenschaftlichen Drang nach Dichterruhm freilich auf eine überkühne Weise bezeichnen, und daß er in der französischen Dichtung seinen Ruhm gesucht, durch „wohin ihm — folgen wird“ angedeutet sein. Ein Herr Noiré hat seine anmaßende Flüchtigkeit dadurch der Welt herrlich offenbart, daß er selbst Klopstocks Anmerkung mißverstanden, die Haine auf die „Heiligthümer der deutschen Muse“ bezogen und, ohne eine Ahnung der Schwierigkeit der Stelle zu haben, über meine ihm unzulänglich bekannte Deutung deräsonnirt hat. Freilich bleibt die Stelle auch nach unserer Auffassung gezwungen, aber dies hat der

Dichter, nicht der Ausleger zu verantworten. Ein anderer neuerer Erklärer läßt den Dichter wunderlich genug sagen, weil Friedrich sich den Franzosen zugewandt, habe sich die patriotische deutsche Dichtung der christlichen Richtung zugewandt, wohin ihr der atheistische Voltaire nicht folgen könne. Die Hauptsache daß Friedrich sich abgewandt hat, müßte dann ausgelassen sein, wenn nicht etwa gar bei er wandte Friedrich, bei strömt der dichterische Quell Subjekt sein soll!

Str. 15. Was die Muse bedauert ist, daß Friedrich seine hohe Aufgabe verkannt hat, der Begründer des goldenen Zeitalters der Wissenschaft und Kunst für uns Deutsche zu werden. Die Muse wünschte, daß die Leier dieses Unrecht nicht verkünden, des Königs Namen gar nicht nennen möchte; aber da die Nachwelt es doch erfahren wird, so soll sie, wie sie eben thut, ihr schmerzliches Gefühl über die getäuschte Hoffnung ihr verkünden. Die Wendung ist nicht besonders glücklich, auch wenn man das erste „Sagt's der Nachwelt nicht an (ihr Dichter)", darauf beziehen wollte, daß die Muse nicht gern etwas Schlimmes von einem so bedeutenden Fürsten verkünden möchte. Auch ist es anstößig, daß die Muse zuletzt allgemein spricht, worauf freilich schon die Bezeichnung „Heinrichs Sänger" hinleitete.*)

34. Furcht der Geliebten.

Klopstock-sapphische Strophe. Gedichtet im Oktober 1752 bei der Rückkehr nach Kopenhagen auf dem Postwagen zur Nachtzeit in Holstein oder Schleswig. In der ersten Ausgabe der Oden

*) Nicht achtete, verachtete. — Was er werth war, Deutschlands August und Ludwig XIV. Vgl. Str. 12.

hat Klopstock das Gedicht dem Jahre 1752 zugeschrieben, während sie jetzt unter 1753 steht, in welchem Jahre Klopstock in Dänemark blieb. Wenn Vetterlein in Klopstocks Aeußerung an Gleim vom 14. August 1753: „Meine Moller wird alle Tage runder. Sie hat sogar Grübchen an den Händen bekommen, und die Taille — diese süße Taille hat nichts bei dem Rundwerden verloren", einen Beweis finden will, daß der Dichter auch in diesem Jahre Meta in Hamburg gesehen, so widerlegt sich diese Vermuthung durch Klopstocks Brief an Ebert vom 18. September 1753, dem er schreibt: „Was Sie für ein glücklicher Sterblicher sind? Sie haben meine Clary gesehen. Und was noch mehr ist, alle die Rundheiten und Rundheitchen, die ihr der Gesundmacher Dr. Liebe gegeben hat und die ich noch nicht gesehen habe, die haben Sie gesehen." Das kleine Gedicht erschien zuerst, wohl nicht ohne Veränderungen, in der ersten Ausgabe der Oden unter der Ueberschrift An Cidli.

Er beruhigt Meta, die ängstlich ihm nachweint, indem er sie auf den Gott der Liebe hinweist, der ihn begleite und zu Lande wie zu Wasser beschütze. — Str. 1 setzt der weinenden Geliebten seinen eigenen sorglosen Schlummer auf der öden Poststraße entgegen, wo er sicher fährt. Freilich vermißt man hier die Andeutung, wodurch er sich bei der Nachtfahrt auf dem Wagen sicher fühlt, und eine Bezeichnung der Holperigkeit des Weges.*) — Str. 2 bezeichnet die Fahrt auf dem großen, etwas mehr als zwei Meilen breiten Belt bei Nyeborg; denn auf diesem wird er sich, wie im vorigen Jahre, eingeschifft haben. Oder hätte er diesmal wegen der Sorge der Geliebten die Fahrt von Fridericia auf

*) Die sandige Landstraße war durch Knüppeldämme unterbrochen. — Verzogen bezieht sich auf die mancherlei Krümmungen des langen Weges.

dem kleinen Belt vorgezogen, der nur eine Viertelmeile breit ist? Später wählte er die Fahrt von Travemünde. Die Strömung aus der Ostsee ist in den Belten sehr stark. Diesmal aber wird Gott, der ihre Liebe schützt, sie beruhigen.

---

35. Der Rheinwein.

Alkäische Strophe. Auch unser nach Klopstock selbst 1753 entstandenes Gedicht ward zuerst in der ersten Ausgabe der Oden bekannt; in der zweiten ist es an ein paar Stellen verändert.*) Vgl. S. 42. Wir haben hier keine Einladung eines bestimmten Freundes**) auf ein Glas Rheinwein, sondern der Dichter preist den alten, fast hundertjährigen Rheinwein, wohl Johannisberger (vgl. Ode 169) und zwar aus den Jahren 1670 oder 1676, wahrscheinlich aus dem letztern (es waren ihm wohl einige Flaschen desselben geschenkt worden), als den edelsten echtdeutschen Wein, der ganz zu vertraulichem Herzensergusse unter innigen Freunden geschaffen sei, wobei er die Gelegenheit ergreift, Freundschaft, Liebe, edlen Dichterdrang und Tugend zu feiern. Die Einladung ist bloße Einkleidung. Götzinger hat die seltsame Vermuthung aufgestellt, Basedow sei der Eingeladene gewesen, da dieser 1753 nach Soroë berufen worden war. Wir haben hier eine echt klopstockische Nachahmung der Ode des Horaz an Messalla Corvinus (III, 21).

---

*) V. 11 stand früher Catons, V. 29 Laub' statt Hall', V. 57 f. „auch dieser Unsterblichkeit nur wenig achten", V. 59 f.: „Wir wollen viel von großen Männern, | Eh' sich der Schatten verlängt, noch reden!"

**) Dieser müßte auch genannt sein; er heißt allgemein V. 29 Freund, V. 45 Jüngling. Die letztere Anrede fällt auf, da Klopstock selbst noch keine dreißig Jahre alt war.

Str. 1—3. Einladung zum Genusse edlen alten Rheinweins im kühlen Gartensaale, wo sie ganz allein sein wollen. Die Einladung wird dem Weine selbst aufgetragen. Seltsam wäre es, wenn der Dichter bei den Worten „der im Golde blinkt" an goldene Becher gedacht hätte, wie Goethes Sänger von „purem Golde" spricht, man „aus Golde trinken" sagt, da der Wein ja noch nicht eingeschenkt ist, und ihm auch schwerlich goldene Becher zur Hand waren, er müßte denn solche zugleich mit dem Rheinwein zum Geschenk erhalten haben; im Golde für von Gold soll wohl golden bedeuten, und sich auf die hochgelbe Farbe des Weines beziehen.*) — V. 4. Es ist eine Täuschung, wenn Klopstock das siebente Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts für eine echtdeutsche Zeit hält; auch in der Dichtung kann von einer echtdeutschen Zeit bei der damals herrschenden zweiten schlesischen Schule nicht die Rede sein.**) — V. 6—8 wird der Antheil des Rheines an der Herrlichkeit des Johannisbergers freidichterisch hervorgehoben. Die Nebel des Rheines sind dem Weine förderlich, nicht die Kühlung der sonnenbeschienenen Berge. Der Johannisberg erstreckt sich nicht bis an den Rhein. Als Klopstock unsere Ode schrieb, hatte er den Rhein nur bei Schaffhausen gesehen (erst 1774 kam er nach Mannheim), aber die grünliche Farbe durfte er trotz Götzinger auch dem Rheine im Rheingau zuschreiben. — Bei V. 11 f. schweben die Verse der genannten Ode des Horaz vor „Oft soll des alten Cato Tugend von Wein erglüht sein."

Str. 4—7. Lob des Rheinweins, dessen Einleitung Str. 4 f.

---

*) Der junge Schiller spricht in der Leichenphantasie 6, 3 vom „Golde der Reben", Pfeffel braucht „der Reben trinkbar Gold". Später hat Schiller Purpur vom rothen Weine. Vgl. die Erläuterungen zu dessen lyr. Ged. II, 80.

**) V. 4 Alter. Vgl. V. 9. Auch unten V. 34 heißt er der Alte. — V. 5. Feuriger, nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs.

bilden. Der Dichter kennt nicht, wie der Schulmeister, das ganze weite Thier- und Pflanzenreich, aber das, was zu seinem Herzen spricht, die Rose, die Genossin des Bechers (vgl. Ode 17, 44), den Wein und die Nachtigall (vgl. Ode 10), die am Abend singt, wenn er sich des Weines erfreut, versteht er ganz, er kennt sie besser als der Philosoph, fühlt ihr innerstes Wesen, ihre Seele.*) — Mit raschem Uebergang wendet sich der Dichter Str. 6 zum Rheinwein, dem er die edelste Seele von ihnen allen zuschreibt, und ihn dadurch ohne weiteres über alle andern Weine erhebt; er ist aber auch dadurch der echtdeutsche Wein, daß er des Deutschen Charakter würdig ausprägt. Klopstock hebt die nachhaltige feurige Kraft hervor.**) Im Rheinweinlied von Claudius (1775) heißt der Rheinwein „edel, still und doch voll Kraft und Muth". — Str. 7 hebt den Wohlgeruch hervor, durch welchen sich der Rheinwein von den übersüßen Weinen des Südens unterscheidet. Dem Dichter schwebt hierbei ein Gleichniß Miltons IV, 159 ff. vor, in welchem es von dem am Kap der guten Hoffnung Vorbeifahrenden heißt, daß sie, wenn der Nordwestwind hinter Mozambique ihnen sabäische Gerüche vom gewürzhaften Gestade des glücklichen Arabiens entgegenwehe, die durch den Gegenwind verursachte Verzögerung der Fahrt sich gern gefallen lassen. Es sind die auf den Molukken wachsenden Gewürznelkenbäume gemeint, deren Blumen man noch vor der Entfaltung, ehe ein Theil des ätherischen Oels verfliegt, einzusammeln pflegt.***)

---

*) Erfindungsvolle, reich an verschiedenen Weisen, gleich dem Dichter. Vgl. Plin. Nat. Hist. X, 43. — Der Erweis. In den philosophischen Lehrbüchern folgte auf den Satz der Erweis, auf diesen die Folgerungen. — Triefet. Vgl. Ode 33, 28.

**) Mit glühend ist nicht aufflammend, taumellos (nicht berauschend) zu verbinden, wie zu stark den Gegensatz das auf den Champagner deutende von Schaum leer bildet.

***) Der Krämer, der gewinnsüchtige Kaufmann.

Str. 8—9, 1. Der Dichter schließt die Halle, damit nicht, durch den Geruch angelockt, ein ungebetener Gast komme, sich behaglich bei ihnen niederlasse und mit seiner nüchternen Schulweisheit sie langweile.*) Unter der Halle denkt sich der Dichter einen nach einer Seite geöffneten Gartensaal. — Str. 9, 1—14, 2. Den Geist soll ihnen der Rheinwein beleben, die tiefsten Sorgen des Herzens versüßen. Die engere Wissenschaft bildet den Gegensatz zur allgemeinen, sich breit ergehenden Schulweisheit; zur nähern Erklärung tritt hinzu den hellen Einfall; es gilt nur Eingebungen des Augenblicks, die der den Geist erhellende Wein hervorruft. Der Wein soll nicht, wie man gewöhnlich sagt, die Sorgen verscheuchen, sie brechen. Bei Horaz heißt es, der Wein enthülle der Weisen Sorgen und ihren geheimen Plan. Als Sorgen des Herzens, die er mit dem Freunde theilen will, nennt er die wehmüthige Erinnerung an einen gestorbenen edlen Freund, die nur dem Kummer um den Verlust der Geliebten an Bitterkeit nachsteht (V. 36—44), Dichterdrang (V. 45—54) und Tugend (V. 54—58). Die Worte; „So starb — todt da!" werden von Klopstock offenbar als Erzählung des der Aufforderung folgenden Freundes gedacht.**) Der Dichter tröstet ihn über des Freundes Tod, indem er ihn seinen Schmerz ganz ergießen läßt und die Schwere seines Verlustes anerkennt. — Wenn es ihn drängt, sich unter den deutschen Dichtern einen Namen zu machen, so verweist er ihn auf würdige Gegenstände. Die Ehrbegierde erhebt sich zur Weisheit, die zu besonnener Verfolgung des hohen Zieles sich ent-

*) Von der Weisheit, von der sie sich unterhalten, über die dieser aber nur zu schwatzen weiß.

**) V. 42. Kurzsichtig, weil sie die Absicht der Vorsehung nicht erkennen. — Nervenlos, kraftlos, gebrochen, da sie sich in das Unglück nicht zu finden wissen.

schließt.*) — Sehr schön wird V. 54—57 der Unsterblichkeit des Dichters das stille Verdienst bescheidener Tugend entgegengestellt, wozu Klopstock sich den Uebergang durch den nicht auf Dichtwerke beschränkten Gedanken macht, daß es gar verschiedenes Verdienst gebe, das man sich um die Welt erwerben könne.**)

Str. 15, 2—4. Zum Schlusse wollen sie, nachdem sie die Sorgen durchgesprochen (athme nun auf), im Andenken an größe Männer, die ihnen als Musterbild menschlicher Vollkommenheit vorleuchten, sich ergehn bis in die späteste Nacht.***)

---

36. Gegenwart der Abwesenden.

Ueber das Versmaß vgl. oben S. 53. Die Sehnsucht des Dichters nach der Geliebten erhält in unserm Gedichte einen gefühlvollen Ausdruck. Seine Sehnsucht, das geliebte Wesen wiederzusehn, wollte er in ein Lied ergießen, und dabei von dem letzten thränenvollen Abschied ausgehn, aber ihr Bild stellt sich ihm dabei so lebhaft vor, daß er sie vor Augen zu sehn glaubt und so das

---

*) Der Ausdruck ist hier höchst sonderbar; das, was die Ehrbegierde sich wählt, ist eben die Weisheit. — Würdigen, werth halten, es zum Ziel zu machen. Vgl. Ode 51, 8. — Der unsterblichen Schelle, der Unsterblichkeit, die wir durch thörichte Dinge uns erwerben wollen. Es ist die Schelle der Narrenkappe gemeint.

**) Sie soll. Unmöglich kann soll hier die Forderung bezeichnen, die man an die wahre Tugend stelle. Gewöhnlich wird so man sagt gebraucht. Launig bezeichnet er es als eine Sage, da die Tugend selbst sich darüber nicht äußert; sich schließt er hier von denjenigen aus, die auf solche stille Tugenden Anspruch machen können.

***) Zu des Aufgangs Kühlungen vgl. zu Ode 31, 10.

ganze Glück der Liebe genießt. Die Wirkung des Gedichtes hat dadurch bedeutend verloren, daß der Dichter das Ganze als etwas Vergangenes erzählt. Das von Klopstock dem Jahre 1753 zugewiesene Gedicht kennen wir nur in der Gestalt, worin es die erste Ausgabe der Oden unter der Ueberschrift An Cidli brachte; die zweite hat wenig geändert.*)

Str. 1—3. Die Sehnsucht der Liebe wollte ich singen und glaubte schon den wehmuthsvollen Abschied von der Geliebten auf meiner Leier zu vernehmen. — V. 1 f. Der erwartenden, auf Gegenliebe wartenden, wie das folgende noch ungeliebten es erklärt.**) — V. 3 f. Es sollte eigentlich heißen „denn ich werde geliebt, wie es noch keiner außer mir ward", aber der Gedanke, daß keiner so wie er geliebt habe, drängt sich auf kaum zu billigende Weise vor. Schon zur Zeit seiner Liebe zu Fanny meinte er, keiner habe je so geliebt. Vgl. oben S. 20. In einem Briefe an Ebert vom 18. September 1753 nennt er seine Clary „das geliebteste und liebendste Mädchen". — Treffend werden in Str. 2 die Schmerzen sehnsüchtiger, Verlangen und Hoffen innigst vereinender Liebe geschildert***). — Str. 3, 2. Am Rosenbusch, in Metas Garten. Vgl. Ode 29, 30 ff. S. 219. — Des Abschieds Thränen, den thränenvollen Abschied. Thränen erstickten fast die Stimme (V. 12).

Str. 4—6. Schon war er im Begriffe, diesen Abschied zu singen, als er ganz von der lebhaftesten Vorstellung der

---

*) In der ersten stand V. 13 zu leisem, V. 14 Thräne.

**) Die muß (wie unten V. 9) betont werden, was freilich prosodisch hart ist, da die Silbe kurz gesprochen werden muß.

***) Irrig hat man neuerdings auch V. 7 vor doch einen Gedankenstrich gesetzt, wogegen man richtig V. 3 f. als parenthetisch bezeichnet hat. Klopstock setzte nach V. 4 und 8 bloße Ausrufungszeichen, nach V. 2 Komma.

Geliebten hingerissen ward.*) — V. 13. Das Ohr war zu leise, zu empfindlich, so daß es alles, was sie beim Abschiede sich gesagt, nebst allen Thränen wieder hörte. — V. 17 f. Die süße Täuschung, daß die Geliebte vor ihm stehe, ließ ihn seine wirkliche Entfernung von ihr vergessen. Beim Trinken der Vergessenheit schwebt das Trinken aus dem Lethe vor (Hor. epod. 14, 3. 4). — Str. 6. Er sah sie leibhaft vor sich und freute sich seiner unendlichen Liebe. — Wie hing mein Herz, ist nicht nothwendig von der Umarmung zu verstehn. Vgl. Ode 30, 4 f. 10 f. — V. 23. Als die Liebenden lieben. Vgl. Ode 7, 23 f. — Der Schlußvers spricht, anmuthig ausklingend, das volle Glück aus, daß er endlich die Geliebte gefunden, der er sich so lange entgegengesehnt. Vgl. Ode 4.

---

37. Für den König.

Das Versmaß ist dasselbe wie Ode 25 und 31, nur daß der letzte Vers um einen Daktylus gewachsen. Das Gedicht spricht den feurigsten Dank an Gott aus, daß er dem Lande einen christlich frommen, menschlichen König verliehen; die Feier des Königs wird einem sterbenden, in die Zukunft schauenden Christen in den Mund gelegt. Wie in so manchen Oden, zielt alles auf diese längere Schlußrede, welche den Hauptgedanken lebhaft ausspricht. Vgl. Ode 4. 7. 21. 24. Die Ode erschien zuerst unter der Aufschrift Psalm (vgl. zu V. 1) zu Kopenhagen 1753 und in einem andern Abdruck in demselben Jahre zu Hamburg, dann auch mit einer „vergott-

*) Irrig ist die Erklärung: „Ich faßte den Entschluß, dem Abschiedsliede nicht zu lauschen"; der Dichter sagt nur, er habe dem Gedanken an den Abschied sich entzogen.

schedeten" Uebersetzung in den **Poetischen Gedanken** (1753 Nr. 19); sie ging später in die schubartsche und die darmstädtische Sammlung über. Mit manchen Verbesserungen nahm sie Klopstock in die erste Ausgabe der **Oden** unter der jetzigen Ueberschrift auf*).

Str. 1. **Anruf.** Statt der Muse oder der Leier ruft der Dichter den Psalter an, wie er Gott als biblischen Jehovah anredet. — **Psalter, Psalterion** heißt eigentlich ein dreieckiges, harfenähnliches Saiteninstrument (sonst Magadis), dessen sich die griechischen Sänger bedienten, ward aber später besonders von der Psalmendichtung gebraucht. Psalm 33, 2: „Danket dem Herrn mit Harfen und lobsinget ihm auf dem Psalter von zehn Saiten." Vgl. Psalm 71, 22**). — Str. 2—5, 2. An das allgemeine **Lob der Herrlichkeit und Milde Gottes** schließen sich der **Dank**, daß **er ihnen** (den Dänen) **einen solchen König verliehen**,***)

---

*) In der ersten Fassung stand V. 2 **herab! Ruf zu der**, V. 6 **Der glückseligen Volk**, V. 9 **Wonn' und Jubel**, V. 17 **Er ists, er**, V. 22 **der schwillende Held**, V. 26 **dem Göttlichen zu**, V. 27 **Schwarze Stunden** (was Cramer irrig als Druckfehler bezeichnet), V. 30 „Du bist kurz wie das Leben", V. 32 **nicht das Auge der Engel**, V. 36 **belohnet kein Herz**, V. 37 **Keinen König, der Gott dies**, V. 38 ff.: „Kaum geboren, wird ihm das Kind schon lallen, | Und geschaffen vor Eden, | Sieht ihn der Seraph, eilt, sagt es vor Gott", V. 51 „Gott, Gott, segn' ihn! Gott, segn' ihn!" V. 52 **nicht, komm und**, V. 58 **sein Alter**, V. 61 **Mit der Wonne**, V. 64 **sie folgen ins Weltgericht nach**, V. 71 „Und nun ... Segne, Gott, segn' ihn!" In der ersten Ausgabe der **Oden** stand V. 32 **nicht den Beifall**, V. 40 „Sieht ihn der Seraph und nennt ihn vor Gott." Erst die zweite Ausgabe brachte die jetzigen Lesarten V. 6. 17. 22. 38 f. 58. Irrig liest sie V. [illegible] **dir** (statt **Dir**) **rinnt**, da hier ein neuer Abschnitt beginnt.

) **Silberton, wie Ode 15, 6. — **Zur Stimme deiner Feier**, zu deinen feierlichen Tönen. — **Erhöhen**, erheben, preisen.

***) **Menschlichkeit**, nach älterm Gebrauche für Menschheit. Vgl. Ode 19, 22.

und das Gebet, Gott möge ihren König immerfort beschützen und lange erhalten, da er von allen innigst geliebt werde. Die Uebertreibung, daß der König die Wonne der ganzen Menschheit sei, kommt ungelegen, da eigentlich nur von der Liebe die Rede sein kann, die er bei allen seinen Unterthanen sich erworben.*) — Mit rascher Wendung **wendet er sich an den König selbst**, dem er Heil wünscht, wogegen er über den Eroberer Wehe ruft. Zum Bilde des Eroberers vgl. Ode 1, 10 ff. 18, 5 ff. Aeußerst kühn wird das **Wiehern** und in der zweiten Fassung auch das Schäumen der Pferde auf den Eroberer, das **Wüthen** des Eroberers auf die Pferde übertragen.**) — V. 23—25. **Stirb! — ihm nach.** Nach dem Tode wird er von den Seinen verflucht, da er bloß nach blutigen Lorbeern gestrebt. Von der Strafe Gottes ist hier nicht die Rede, wo nur der Gegensatz zu „Dir rinnt die Freudenthräne" beabsichtigt ist. Der **Donnerer** ist hier nicht, nach einem auch bei Klopstock sich findenden Gebrauche, Gott, sondern der Eroberer, der Held der donnernden (Ode 26, 22) Schlacht. Vgl. Ode 2 Lied 2, 13. Der Eroberer suchte Lorbeern im Allerniedrigsten, in unmenschlicher, thierischer Wuth; dort schienen sie ihm zu sprossen. Klopstock läßt Lorbeerzweige aus den fürchterlichen Kriegsthaten hervorwachsen; an ganze Lorbeerbäume darf man nicht mit Gruber denken. Die Vorstellung ist an sich freilich sonderbar; aber viel schlimmer macht man die Stelle durch die Deutung, Gottes Auge

---

*) Mit besonderer Kunst werden die Bitten um dauernden Segen und Leben mit einander verbunden; Gott möge, wenn er auf ihn schaue, nur auf ihn blicken und nie seinen Blick von ihm wenden. Der Parallelism[illegible] V. 8 und 16 ist biblisch. Statt „der der Jubel unserer Seele ist", t[illegible] stärkere, neu anhebende Ausruf ein.

) **Gezähmter statt **zahmer** (weniger wild) dürfte kaum [illegible]gen sein.

entdecke die Lorbeern doch, wenn sie auch in Blut und Schmach wüchsen, und bestrafe sie (was gar nicht da steht). — Str. 7, 1—8, 4. Dem Fluche, der dem Eroberer folgt, tritt das gute Bewußtsein des von seinem Volke gesegneten Friedensfürsten entgegen. — Schwarze Stunden im Gegensatz zu der dauernden bessernden Unsterblichkeit. Die Aenderung Freuden war keine Verbesserung; eher hätte bessern in reinen geändert werden sollen. — V. 28 f. deuten auf den Gedanken, sich dem Edlen zu widmen. Vgl. Ode 18, 21 ff. — Dann, wenn er diesen Entschluß gefaßt hat. Wie er emporsteigt, bezeichnen V. 30—32. Vgl. auch V. 33 f. — Bei den Worten Spricht zum Ruhme schwebt wohl die Stelle im Prediger (2, 2) vor: „Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du?" Bloß die Worte: „Du kennst nur die Außenthat!" (V. 30) spricht er zum Ruhme; das folgende edel handelt ist asyndetisch mit spricht verbunden, wie dieses selbst mit dem noch von der (V. 26) abhängenden V. 29. — Str. 9 f. Aber dem guten seine Pflicht streng erfüllenden König fehlt es auch nicht an Ruhm; das Kind preist ihn und der Seraph.*) Dem lallenden Kinde, das kaum den Tag geschaut hat, wird der Seraph entgegengestellt, der Sonnen entstehn und vergehn gesehen hat. Vgl. Messias I, 261 ff.

Str. 11 führt uns der Dichter nach dem Kinde und dem Seraph ohne weitern Uebergang einen sterbenden Christen vor, in dessen Abschiedsrede an den Enkel die Größe und das Glück des von Gott den Dänen verliehenen Königs, der das eben von einem gewissenhaften Friedensfürsten Bemerkte bewahrheitet, sich auf das lebhafteste ausprägt. — V. 41 wäre die gewöhnliche Wort-

---

*) Weis', Schulweise, wie V. 23. Vgl. Ode 35, 30. 32. — Des Engels des Schutzengels, wie auch ursprünglich V. 32 „das Auge der Engel" stand.

folge: „Ich sah einen weisen Christen sterben“; einen Christen tritt mit hervorhebendem Nachdruck voran, doch dürfte hierbei die dem Dichter gestattete Freiheit der Wortstellung überschritten sein. — V. 42. Zur Zeit der neuen Heiden. Gerade in demselben Jahre schrieb Klopstock Drei Gebete eines Freigeists, eines Christen und eines guten Königs ausdrücklich für den König, weil man fürchtete, dieser möchte zum Zweifler an der Wahrheit des Christenthums werden. Daß Friedrich ein Christ sei, hatte er schon früher mehrfach hervorgehoben und ihn in dieser Beziehung über den unchristlichen Preußenkönig erhoben. Vgl. Ode 18, 29. — V. 44. Gegen den Enkel deutet auf sein hohes Alter, doch redet er ihn V. 52. 57 Sohn, wie V. 64 Jüngling an. — Lächelte, sprach lächelnd, da er sich auf das Jenseits freute. — Str. 12. Dank gegen Gott, dem der Greis sich entgegensehnt.*) Klopstock schwebte hierbei die letzte Rede eines alten Heiden, des Plato vor: „Ich danke der Natur, daß ich ein Mensch und nicht ein Thier, daß ich ein Grieche und nicht ein Barbar, daß ich ein Athener und zu Sokrates' Zeit geboren bin“ (Plut. Mar. 46). — Str. 13—16. An den Preis seines Glückes, die Zeit dieses Königs erlebt zu haben, wird treffend die Weissagung eines langen, im Bewußtsein seiner Thaten beglückten Lebens angeknüpft. Die zwischentretende Mahnung an den Enkel (Str. 13, 4), seinen Tod nicht zu beweinen, wirkt störend und steht ganz unverbunden da. Die Andeutung, daß ihm nur der Gedanke, diesen König nicht mehr sehn zu sollen, den Tod schmerz-

---

*) Schwelle, hier vom äußersten Punkt, der Grenze, wobei der griechische Ausdruck auf der Schwelle des Alters vorschwebt (Il. XXII, 60. XXIV, 487. Herod. III, 14 u. a.). Den Worten widerspricht ganz offenbar die Deutung, das irdische Leben werde als Schwelle (Eingang) in das ewige Leben gedacht.

lich mache (Str. 14, 1 ff.), streift ans Uebertriebene. Anstößig ist bedeckt (Str. 15, 4), das wohl zu den Haaren (die Mehrheit ist hier gewählter als die gewöhnlichere Einheit), aber nicht zur Wonne des Lebens (dem Rückblick auf ein würdig und segensvoll geführtes Leben) paßt; um so anstößiger, als „und — Lebens" nicht gleichsam parenthetisch gesagt ist, sondern besonders hervorgehoben und ausgeführt wird. — Zu Str. 16, 2—4. vgl. den Schluß von Ode 21. — Str. 17 f. Das Höchste, was man auf Erden schauen kann, ist ein Herrscher, der die Seinigen beglückt. — Str. 18. Der Greis schließt mit der Mahnung an den Enkel, dieses Königs würdig zu sein, und mit den reichsten Segenswünschen für den König. Der Mahnung an den Enkel flicht sich glücklich der Gedanke ein, daß dem König kein noch so bescheidenes Verdienst entgehe. Der Segen des Sterbenden erweist sich besonders wirksam. — Der Greis will den Enkel segnen, wozu er mit Nun beginnt; da er aber fühlt, daß es zu Ende geht, kann er sich nicht enthalten, erst den Segen des Königs zu wiederholen (vgl. V. 51 f.), und so stirbt er, ohne den Enkel wirklich gesegnet zu haben.

---

38. Die Genesung.

Hier zum erstenmal bediente sich Klopstock freier Maße, denen er etwas Dithyrambisches zuschrieb. Vgl. oben S. 43 f. Die Theilung in Strophen von vier Versen erfolgte wohl erst später; denn wir kennen die Ode erst in der Gestalt, welche sie in der ersten Ausgabe der Oden erhielt; wenige Veränderungen ließ der

Dichter in der zweiten eintreten.*) Klopstock schrieb die Ode zu Quedlinburg im September 1754 nach der Genesung von einem lang andauernden Fieber, um Gott dafür mit Beziehung auf seinen *Messias* zu danken, den er doch erst vollenden möchte, ehe er in das Jenseits hinübergehe. Vgl. oben S. 34. Seiner im Juni mit ihm verbundenen Meta gedenkt er hier gar nicht.

Str. 1. *Gott hat mich genesen lassen.* Die Genesung**) bezeichnet der Dichter als eine der wohlthätig auf den Menschen wirkenden Kräfte, zu denen er auch den Schlummer und die Gemüthsruhe zählt. Vgl. oben S. 225. Sie ist auch von Gott geschaffen, aber auch nicht als unsterblich, wie so viele auf Erden wirkende Kräfte, die mit dem Ende der Welt schwinden, wogegen die Seele des Menschen, ja auch sein verklärter Leib zur Unsterblichkeit bestimmt ist. Unmöglich kann der Dichter sagen wollen, die Genesung vermöge nicht den Menschen auf immer dem Tode

---

*) In der ersten Ausgabe begannen V. 2 und 26 *Obwohl der*, V. 4 und 28 *Vom Himmel*, V. 7 stand *kalter* statt *kalten*, V. 17 f. „Jünglingsfragen gefragt, Antworten | Mit den Fragen gleiches Maßes bekommen.“ In der zweiten Ausgabe gab Klopstock zuweilen die Bezeichnung der Länge oder Kürze, die man leider in den neuesten Abdrücken überall vermißt. Als kurz sind bezeichnet *mir* V. 3, *Von* V. 4, *Hätt'* V. 5, *mit* V. 13, *und* V. 14, *in* V. 22, *Mein* V. 24, als lang *mit* V. 8 und *das* V. 21. Demnach schließt V. 14 mit dem Fuße ◡◡◡–◡, wie der erste Vers der folgenden Ode; am Ende von V. 20 steht der dritte Päon (◡◡–◡). Als lang wollte Klopstock auch die erste Silbe von *Stimme* bezeichnet haben, nach seinem Briefe an Göschen vom 12. Oktober 1796.

**) Daß unter ihr nicht die Gesundheit zu verstehn sei, sondern die Wiederherstellung derselben zeigt das Gedicht selbst, um vom Sprachgebrauche ni[illegible] reden, so deutlich, daß es unbegreiflich, wie man dies hat über[illegible] Noch seltsamer hat ein Herr Noiré Klopstocks Genesung verst[illegible] erklärt ernstlich *auch* V. 2 „wie meine erste Schöpfung, die Ge[illegible] stock „nur so lange es Gott gefallen, genesen sei“. Und dieser [illegible] deutsche Dichter mitzusprechen!

zu entziehen.*) — Str. 2. Ohne seine rettende Hand wäre ich gestorben. Diesen Gedanken kleidet der Dichter in ein schönes bildliches Gewand, indem er die Anrede an die eingeführte Göttin der Genesung fortsetzt und im Gegensatz zu ihr das schauerliche Bild des bewältigenden Todes ausführt. Adelung führt unsere Strophe zum Beweise an, daß Klopstock zuweilen einen ganz gemeinen Gedanken in einen Schwall von Worten und Bildern einzukleiden pflege; denn sie sage nichts weiter als: „Wäre ich nicht gesund geworden, so wäre ich gestorben." Den Vordersatz faßt Adelung aber irrig; er heißt vielmehr: „Hätte Gott mir nicht die Genesung gesandt".**) — Statt des Antlitzes nennt der Dichter die Stirn, worin sich sonst die geistige Bewegung ausspricht, Trauer und Freude, Ernst und Freundlichkeit, aber im Tod ist sie erschlafft. — Str. 3—5. Freilich wäre ich im Tode zu höhern Sphären gewandelt und hätte in das Leben der Gestirne, das mir auf Erden dunkel bleiben muß, Einsicht erhalten. Vgl. zu Ode 51, 14.***) — Str. 6. Aber er hätte

---

*) Man hat neuerdings die frühere Lesart obwohl für vorzüglicher gehalten, aber nur weil man Klopstocks spätere Fassung nicht verstand. Freilich ist das wirklich „Unsterbliche" hier als Gegensatz nicht genannt, aber daß er darunter die menschliche Seele meint, ist, und mußte es besonders für Klopstock sein, ganz unverkennbar. Vgl. Ode 39 Str. 25 ff. 41 Str. 5 f.

**) Des Liegenden kalter Stirn, nach klopstockischer Weise für „meiner Stirn, der ich kalt da gelegen haben würde". So heißt es Ode 2 Lied 1, 13 den Folgenden für „mich, der ich dir folge", Ode 79, 58 dem Kommenden für „einem, der kommt", Ode 141, 3 die Wunde der Verlassenen für „die Wunde von mir, die ich verlassen bin". — Eisernen, der gewaltsam niedertritt; das Bild ist vom Kampfe hergenommen.

***) V. 9 auch, in diesem Falle, wie V. 21. — V. 10. Vgl. Ode 39, 91. 133, 1 ff. — V. 12 dem doppelten Auge, dem mit dem Fernrohr bewaffneten. Der Dichter denkt sich alle Erden, Sonnen und Kometen bewohnt. Vgl. Messias V, 147 ff. Ode 46. 47. 63. — Kühn, von kecker Wißbegierde getrieben. — Jüng-

dann auch das Werk seiner Bestimmung, den Messias, nicht vollendet. Vgl. Ode 9, 6 ff. 23, 41 ff. — Süß, da sie ihm einen herrlichen Lohn verhieß. Vgl. Ode 11, 45 ff. — Drum freut er sich seiner Genesung, was er schließlich durch Wiederholung der Anfangsstrophe ausspricht, die hier vielleicht besser eine andere, seine Freude lebendiger bezeichnende Wendung erhalten hätte.

---

39. Dem Allgegenwärtigen.

Aus der tiefen religiösen Richtung, von welcher er in den vier Jahren seiner Verbindung mit Meta sich gehoben fühlte, ist unsere Ode hervorgegangen, an welche sich nach Metas Ende November 1758 erfolgtem Tode vier ähnliche anschlossen. Es sind sehr schwungvolle, doch zuweilen ermattende Ergüsse der angeregten frommen Betrachtung, denen es aber an strenger, abgerundeter Einheit fehlt. Unser Gedicht erschien Ende 1758 in Cramers Nordischem Aufseher (I. Stück 44) unter der Aufschrift Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, in einer von der jetzigen wesentlich abweichenden Gestalt. Die Strophenform fehlt dort völlig, nur sind an vielen Stellen durch Einrücken der Zeilen Abschnitte angedeutet.*)

---

lingsfragen, da er noch ganz jung, unerfahren in diesen höhern Sphären. Auch hier hat Herr Noiré sich wieder bloß gestellt, indem er bei Jünglingsfragen an den kecken Muth der Jugend erinnerte, um den es sich hier nicht handelt. Aehnlich setzte Klopstock Jünglingsthränen einmal an die Stelle des ursprünglichen junge Thränen. Die kühnen Jünglingsfrager stehen parallel dem ersten entzückenden Gruße.

*) V. 15. 21. 25. 28. 34. 43. 54. 67. 76. 80. 87. 90. 96. 101. 104. 109. 1[illegible] 121. 125. 130. 135. 138. 144. 149. 156. 164. 168. 172. 180. Die Verse sind h[illegible] nach der ursprünglichen Fassung gezählt.

Die Verse sind vielfach anders als jetzt abgetheilt.*) Die sonstigen Abweichungen sind folgende. V. 3 (2) steht Heftiger gebetet, V. 4 (3) Als dein, V. 6 (5) der (statt dieser), V. 14 (12) Allein (statt Aber), V. 16 (13) Diese Schwere der Erde, V. 23 (19) „Mit Feuer taufe meine Seele", V. 31 (26) „Schon so viel Kräfte jener Welt hat", V. 33 (28) o Unendlicher, V. 41 f. (36) „Was Gott bereitet hat | Denen, die ihn lieben" (vorher fehlten die Verse „Nicht in — Todter ist"), V. 45 f. (39) „Den, der geschaffen hat, sieht. | Wenige, deren Ohr", V. 47 ff. (40—42) „In dem — Sturmwinds, | Im Donner, der rollt, | Oder im l. B. | Den Unerschaffnen hört! | Wenige Herzen erfüllt | Mit Ehrfurcht und Schauer |", V. 56 f. (47 f.) „Stets — finden. | Und wenn er mir entflieht, | Dieser himmlische Gedanke |", V. 60 (50) Aus den, V. 66 (56) Im Allerheiligsten, V. 67 (57) meine Augen auf und sehe, V. 72 ff. (62—64) „verwesen, | Aus der ich auferstehen werde, | Gott, Gott würdigt auch dich, | Dir — sein |", V. 80 ff. (69—71) „Schauer | Fühl' ich das Wehn, | Hier ist das Rauschen der Lüfte! | Er hieß sie wehen und rauschen, | Der Ewige! | Wo sie wehen und rauschen, | Ist der Ewige!", V. 87 (73) und 90 (77) Freu', V. 89 (76) Wird der Ewige sein! V. 93 (78) Werden deine, V. 99 f. (84) „Wieder aus Staube | Unsterbliche schafft",

*) V. 1 schließt gerungen, V. 2 Tode, V. 9 Seele, V. 10 ist, V. 15 Loos, V. 18 zu Gott, zu Gott, V. 19 Unendlichen, V. 21 in Staub, V. 25 lautet „Allgegenwärtig, Vater, umgibst du mich!" Sodann schließt V. 28 Anschaun sein, V. 29 an dich. V. 30 besteht bloß aus Allgegenwärtiger, V. 34 schließt Auge, V. 35 Ohr, V. 36 Herz, V. 37 rang, V. 38 nach Gott auch (statt nach Gott, nach Gott), V. 91 und 92 Schöpfung, V. 94 verstäubter, V. 95 Ewige! V. 107 mich, V. 114 ff. Erde, Leib, Welten, Engeln, Welten, V. 128 dir, V. 131 sinds, V. 139 Auferstehung, V. 142 Augenblicken, V. 158 erhebe. V. 162 geht von Entflamm' bis Empfindungen, V. 180 schließt mit Hände.

wogegen Werfet—Kronen (85) fehlt, V. 104 (89) gleich V. 67 (57) ist, V. 109 f. (93) „Geheimnißvolle Nacht der Welten, | Wie — schaun", V. 112 (95) „So schauen wir in dir, o Nacht der Welten", V. 135 (113 f.) Augenblick (ohne Allgegenwärtiger), V. 144 f. (121) „Ich lieg', ich liege vor dir | Auf meinem Angesichte", V. 147 (123) im Staube, V. 150 ff. (126—128) „O die du sein wirst, | Die du höher denken | Und seliger empfinden, | Die du anschaun wirst", V. 155 (131 f.) „Durch den, der war! — sein wird", V. 164 (141 f.) „Wer bin ich, o Erster? Wer bist du?", V. 166 f. „Daß ich dein sei, | Auf ewig dein sei!", V. 177 (154) Verwandeln (statt Wandeln). Am Schlusse sind noch dreißig unten mitgetheilte Verse ausgefallen.*) Noch in der ersten Ausgabe stand V. 14 Fühlt, V. 33 Kam's, V. 34 ins Herz deß, der, V. 36 Gott denen, V. 71 drei Punkte nach dem ersten Der Ewige!, V. 73 und 77 Freu', V. 78 Höhen, V. 85 Werft, V. 91 Euch, Sonnen, euch, Erden, V. 92 um mich, seine göttliche Gegenwart, V. 93 im dunkeln, V. 112 In meine Seele strahlst, V. 121 Angesichte, V. 145 ff.: „Ohn' ihn, der sich für mich geopfert hat, | Könnt' ich nicht dein sein! | Ohn' ihn wär'

---

*) „Mit Gnade sei mir gegenwärtig, | Mit Gnade! Mit Gnade! || Es sind Worte des ewigen Lebens, | Die du betetest, | Eh' du in Gethsemane | Ins Gericht gingst. | Hallet, Himmel, sie! | Stamml', o Erde, sie nach! || Laß alle sie eins sein! | Wie du, Vater, in mir bist, | Wie ich in dir bin! | So laß alle sie eins in uns sein, | Ich in ihnen! | Und du in mir! | Daß sie zu einer Vollkommenheit | Vollendet werden! || Hallet die Worte des ewigen Lebens, ihr Himmel! | Stamml' o Erde, sie nach! || Der für mich mit dem Tode rang! | Den Gott für mich verließ! | Der nicht erlag, | Als ihn der Ewige verließ, | Der ist in mir! || Gedanke meines tiefsten Erstaunens, | Ich bebe vor dir! | Da die Winde gewaltiger wehten, | Die höhere Wog' auf ihn strömte, | Sank Kephas! | | Ich sinke! | Hilf mir, mein Herr! und mein Gott!" Die Abschnitte sind hier durch Doppelstriche bezeichnet.

keines Menschen Herz kommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben." — Die Wiederholung von „Unendlicher" V. 28 leitet die Unfaßbarkeit ein, wie die Umschreibung des Menschen V. 34 f. auf den Grund deutet, weshalb dieser die Größe der Seligkeit nicht zu ahnen vermag (er ist durch die Sünde gefallen und an die Erde gefesselt).*) — Str. 10 f. Nur wenige Menschen erkennen in der Schöpfung den allgegenwärtigen Schöpfer! Vgl. Ode 41, 57 ff. — Str. 12—14. Gott aber möge geben, daß der Gedanke der Allgegenwart mich immer umfangen und ich, sollte er mir verloren gehn, ihn vom Himmel wieder erflehe, auf daß ich ihn ganz durchdringe, was er als Vorbereitung zum einstigen Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht faßt. Unter dem Heiligthume versteht er die Natur, unter dem Allerheiligsten den Ort, wo Gott unsichtbar im Himmel thront (Messias I, 329). Beide Ausdrücke sind von der Stiftshütte hergenommen (2 Mos. 26, 33). — Gedanke der Ewigkeit, ewiger, unvergänglicher Gedanke. Früher stand „dieser himmlische Gedanke". — Statt des Himmels nannte die erste Fassung die dort thronenden Engelchöre. — Laute Thränen der Freude (Ode 36, 9 ff.), über die Gewißheit, daß er ihn wiedergewinnen werde. Irrig denkt Gruber an Freudenthränen der Engel. Vgl. V. 107.

Str. 15—22. Gott ist in allem auf Erden gegenwärtig. Die Erde ist der Stoff, woraus der Mensch geschaffen, der Boden, worauf er lebt, aber auch der Schoß, worin er verwesen wird, und auch in ihr ist Gott gegenwärtig. Von ihr wendet sich der Dichter

---

*) Dürstete. Vgl. Psalm 42, 3 (60, 2): „Es dürstet meine Seele nach Gott." So auch unten V. 117. Ode 41, 77. 42, 19. Sonst hat Klopstock auch die Form dursten.

(im Gegensatz zur Verwesung) zur blühenden Blume und mit denselben Worten (vgl. Str. 17, 1. 18, 1) zu der Luft. Störend wirkt die wiederkehrende Erwähnung des im „Donnersturm" gegenwärtigen Gottes. Vgl. V. 40 f. Gezwungen ist die Umstellung V. 63 auferstehn aus der, wo man statt der eher ihr erwartete. — Str. 19—22. Selbst bei der Verwesung des Todes ist Gott gegenwärtig, wie bei der einstigen Auferstehung des Leibes (vgl. Ode 23, 17 ff.). Alles wird an jenem Tage vor dem Ewigen*) sich beugen und auch die Vollendeten werden hinsinken (der Dichter faßt dies lebhaft als Aufforderung an sie), um Gott zu preisen, der im Tode wie im Leben sich offenbare. Im zwanzigsten Gesange des Messias heißt es, als der Messias den Himmel betritt: „Da entsanken der Engel Kronen, | Da streuten mit sanfterer Freude die Himmlischen alle | Palmen auf den erhabenen Weg." Die Vollendeten erhalten die Krone des Lebens (vgl. zu Ode 20, 23) und Palmzweige (vgl. Ode 23, 55 f.). In der Offenbarung Johannis (4, 40 f.) haben die vierundzwanzig Aeltesten goldene Kronen, die sie zur Erde werfen, da sie vor dem Herrn am Stuhle desselben niederfallen, um ihn zu preisen. Vgl. Messias XX, 129 ff. Ode 43, 58. 63, 11. Nur das Halleluja dem Schaffenden! wird wiederholt, weil Gott doch eigentlich Gott des Lebens ist, auch aus dem Tod wieder Leben hervorgeht. Hätte der Dichter beim zweiten Halleluja dem Schaffenden! an die Auferstehung gedacht, so

---

*) Jesaias 2, 11 ff. sagt vom Tage des Herrn Zebaoth, der Herr werde dann allein hoch sein, über alle Berge und Hügel, alle Thürme und Mauern, alle Schiffe und alles Menschenwerk, „daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen und demüthigen, was hohe Leute sind, und der Herr allein hoch sei." Klopstock läßt auch die Tiefen sich bücken, d. h. sich noch mehr erniedrigen. — Die Trümmer braucht Klopstock durchweg in der Einzahl, so auch Goethe u. a., wovon die Mehrzahl Trümmern.

würde er wohl (vgl. V. 84) dem Wiederschaffenden gesagt haben. Der Herr spricht (1 Sam. 2, 6): „Ich werde tödten und ich werde lebendig machen.“ Ueber Halleluja vgl. unten S. 269. — Str. 23 f. Auch in allen zahllosen Welten ist Gott allgegenwärtig. Der Uebergang geschieht absichtlich mit denselben Worten, wie Str. 15. — Nacht der Welten findet seine Erklärung in geheimnißvolle Nacht. Eben im Dunkel der Nacht, die so große Geheimnisse uns enthüllt, sehen wir unzählige uns am Tage verborgene Welten. — In dem dunkeln Worte, nach 1 Kor. 13, 12: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, in einem dunkeln Worte (ἐν αἰνίγματι), dann aber von Angesicht zu Angesicht.“ — Str. 25 f. Aber vor allem ist Gott in meiner Seele gegenwärtig, er ist ihr näher als diesen unbeseelten Welten, die seine Gegenwart nicht zu denken noch zu fühlen vermögen. Wie sein Leib nichts ist gegen diese ungeheuern Welten, so steht er durch seine Seele, die unsterblich ist und von Gott selbst wieder erlöst ward, hoch über ihnen. Die Wiederholung der Worte „diese — Welten“ wirkt hier schwächend. — Die Hervorhebung des Fühlens, Empfindens neben dem Denken hat Klopstock auch in den folgenden Strophen wirksam verwandt. Vgl. Str. 27. 32. 34 f.

Str. 27—30. Welch ein Wonnegefühl durchströmt mich, wenn mich der Gedanke der Allgegenwart Gottes ganz erfaßt! Und wie sehnt sich meine Seele nach solchen Augenblicken, wo ihr Gott näher ist! Der Uebergang zu dieser Wendung ist am Schlusse von Str. 26 glücklich vorbereitet. Dem in der Erde ruhenden Körper schreibt der Dichter sehnliches Verlangen nach der Auferstehung zu.*) — Str. 31. Hier ergreift

*) Namlos braucht Klopstock im Sinne von „unbeschreiblich“ (vgl. Ode 40, 49), aber auch namenlos (Ode 41, 47).

ihn aber das Gefühl seiner Nichtigkeit; er fällt vor Gott nieder und möchte sich noch gern tiefer vor ihm erniedrigen, im Staube der niedrigsten der von ihm geschaffenen Welten vor ihm niedersinken. Die Erde ist keineswegs diese unterste aller Welten. — Str. 32 f. Doch ermuthigt ihn das Gefühl seiner unsterblichen, zum Anschauen Gottes geschaffenen Seele. Zur Umschreibung des Namens Gottes (Jehovah), „der war — sein wird“ vgl. 2 Mos. 3, 14. Offenb. Joh. 1, 4. Ode 41, 28. Die Seele redet er hier, wie sonst, im Gegensatz zum Körper als Unsterbliche an. Vgl. Ode 23, 5 ff. — Str. 34—36. So darf ich denn auch Gott anflehn, meine Seele immer mehr zu ihm hinzuleiten, sie im Glauben an ihn zu befestigen*), damit sie ganz ihm angehöre. In den Worten deine noch ungeschaute Gegenwart tritt wieder das Verlangen nach einstiger unmittelbarer Anschauung hervor. — Str. 37—40. Aber was wäre ich ohne den Erlöser, der mich wieder mit Gott versöhnt hat, an den ich sonst nicht ohne Grauen hätte denken können. Klopstock hält sich hier streng an die christliche Erlösungslehre; an den Gegensatz des Christen zum Nichtchristen ist gar nicht gedacht. Freilich wunderte sich der Philosoph Eberhard (Neue Apologie des Sokrates I, 16), von Gottes „Feuereifer und Rache“, wie es in der ersten Fassung hieß**), aus Klopstocks Munde zu vernehmen, allein dieser steht hier, wenn er auch den Ausdruck aus dem alten Testamente genommen, ganz in der strengen christlichen Vorstellung, wonach Gott durch den Abfall des Menschen erzürnt und von ihm abgewandt war, es der Erlösung bedurfte, seinen

*) Gründen, fest begründen, daß sie nicht wanke.

**) „Ohn' ihn wär' deine Gegenwart Feuereifer und Rache nur.“ Gott nennt sich selbst einen eifrigen Gott (2 Mos. 34, 41); sein ist die Rache (5 Mos. 32, 25); des Grimms seines Zorns wird mehrfach, wie 5 Mos. 13, 17, gedacht.

Zorn zu besänftigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Zorn auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Ode 40, 7 ff.*) — Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh. 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251*) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 1314 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehn müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechendern Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

---

*) Erd' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35: „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn.“ — Wandeln wird, nach 1 Kor. 15, 52. — Dem ersten Gefallenen (Adam) steht der letzte Erlöste (der jüngste der Menschen) entgegen. — Wirst du bei den Deinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 24: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

40. Das Anschaun Gottes.

Das, wie die drei folgenden, nach dem Tode Metas 1759 entstandene Gedicht erschien in demselben Jahre im Nordischen Aufseher (II Stück 78), und zwar mit folgendem Motto aus Hiob 19, 25 ff.: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehn. Denselben werde ich mir sehn, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder." Auch diese frommen Betrachtungen, die ursprünglich nicht in Strophen abgetheilt waren, haben in der ersten Ausgabe der Oden vielfache Veränderungen erfahren.*) V. 1 begann Mit Zittern, V. 3 f. lauteten „Wäre der nicht der Ewige, | Der mirs verheißen hat", V. 7 f. „Würd' es wissen und fühlen, | Wenn auch sein göttliches Licht", V. 15 stand „Im Staube zitternd freu' ich mich", V. 19 „Du nah am Grabe deines Leibes", V. 22 „Ins Allerheiligste zu gehn", V. 23 „Viel unüberdachte, | Viel nie — gefeierte |", V. 24 im Heiligthume, V. 25 „Von ferne, nur von ferne, | Nur — Schimmer |", V. 27 „Einen — durch Nacht | Gemilderten Schimmer", V. 32 „Der so zum Unendlichen | Beten — ward |", V. 33 Ins Land, V. 37 „Und doch verbarg der Vater ihn | In — Berges |",

---

*) Früher fehlten V. 10. 13, V. 35 schloß einmal, V. 36 ihn, V. 40 Donner, V. 52 zerfiel in drei Verse, von denen der mittlere die Worte „Auf den ich trete" enthielt, V. 59 in zwei (der zweite begann Wenn mich), ebenso V. 60 („Einst ringsum einschließt" bildete den zweiten), V. 61 f. in vier (von denen der erste mit Seele schloß, der vierte lautete „Schau oft, so wirst du strahlenvoll"), V. 73 in zwei (der erste schloß Strahlen Gottes), ebenso V. 87 (legt er schloß), V. 89 (der erste lautete: „Auch er sieht die Klarheit des Vaters") und V. 93 („Er ruft!" bildete einen Vers).

Zorn zu besänftigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Zorn auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Ode 40, 7 ff.*) — Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh. 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251*) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 1314 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehn müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechendern Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

---

*) Erd' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35: „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn.“ — Wandeln wird, nach 1 Kor. 15, 52. — Dem ersten Gefallenen (Adam) steht der letzte Erlöste (der jüngste der Menschen) entgegen. — Wirst du bei den Deinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 24: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Str. 1—5 stellen den eigentlichen Gegenstand der Ode hin, die freudige Gewißheit, daß wir Gott anschauen werden. Vgl. Ode 39, Str. 7 ff. Er würde es nicht glauben, da er seiner ihn von Gott trennenden Sündhaftigkeit sich bewußt ist, hätte es nicht der Ewige selbst verheißen. Wissen und Fühlen hier verbunden, wie in der vorigen Ode (vgl. S. 256) Gedanke und Empfindung. Das Gotteslicht der Offenbarung hat seinen Geist erleuchtet, ihn weiser gemacht. Die Seele ist verwundet durch die Sünde, durch die nach dem Apostel der Tod in die Welt gekommen. Str. 5. Seine Seele soll sich ganz diesem höchsten Gedanken hingeben. Ist sie ja doch, wenn auch der Leib immer mehr dem Tode sich nähert, selbst ewig. — Str. 6 f. Freilich kann die Seele jetzt noch nicht den Gedanken des Anschauens Gottes ganz fassen, nur einen gebrochenen Strahl desselben zu erblicken hoffen. — Das Allerheiligste, wie Ode 39, 56 (S. 254). Er will sich begnügen mit dem Eintritt ins Heiligthum, in den Vorhof des Himmels, als welchen er die christliche Lehre faßt, welche ihm manche sonstige Geheimnisse biete, die noch nicht ganz durchdacht, ganz gefaßt, nie genug zu feiern seien. — Damit ich nicht sterbe, da kein Mensch leben kann, der das Antlitz des Herrn gesehen. Vgl. Str. 10. — Str. 8—12. Konnte ja selbst Moses, der vor dem Herrn Gnade gefunden, dessen Antlitz nicht sehn, das er jetzt droben Jahrhunderte lang schaut. Zu Str. 8 vgl. 2 Mos. 33, 12 ff.: „Und Mose sprach zu dem Herrn: — Hab' ich denn Gnade für deinen Augen funden, so laß mich deinen Weg wissen. — — Der Herr sprach zu Mose: Was du jetzt geredt hast, will ich auch thun; denn du hast Gnade für meinen Augen funden, und ich kenne dich mit Namen. Er aber sprach: So laß mich deine Herrlichkeit sehn. Und [illegible] Ich will für deinem Angesichte her alle meine Güte gehn [illegible]

Str. 9. Vgl. 4 Mos. 20, 12: „Der Herr sprach aber zu Mose und Aaron: Darum daß ihr nicht an mich geglaubt habt, daß ihr mich nicht heiligetet für den Kindern Israel, sollt ihr diese Gemeinde nicht ins Land bringen, das ich ihnen geben werden.“ Vgl. 5, 32, 48. — Das gelobte Land wird hier Land des Golgatha genannt, weil Christus dort den Kreuzestod leiden sollte. — Die Strafe. Moses starb auf dem Berge Nebo. Der Herr begrub ihn selbst; niemand hat sein Grab gesehen. — Str. 10. Vgl. 2 Mos. 33, 20 ff.: „(Der Herr sprach:) Mein Angesicht kannst du nicht sehn; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehn. Wenn denn nun meine Herrlichkeit fürübergehet, will ich dich in der Felskluft lassen stehn, Und meine Hand soll ob dir halten, bis ich fürübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nach sehn. Aber mein Gesicht kann man nicht sehn.“ — Des Sohnes Herrlichkeit. Klopstock betrachtet die drei Personen als in Gott vereint, nennt aber hier den Sohn, der einst das Volk des Moses befreien sollte. Vgl. Str. 16 ff. Auf dem Sinai erschien Gott dem Mose und verkündete den Juden seinen Willen. — Str. 11 f. Im himmlischen Lichte, da, wo es keine Nacht und keinen Schatten gibt, schaut er jetzt, den Schranken der Zeit enthoben, die Herrlichkeit des Herrn. Wir bestimmen nach beschränkten menschlichen Begriffen diese Zeit als viele Jahrhunderte. Vor dem Herrn sind Jahrhunderte wie ein Augenblick, wie das Leben gleich einem Hauche ist (Ode 13, 77). Der Begriff der Zeit erhält seine nähere Ausführung in den beiden folgenden Versen, während der unbegränzte Himmelsraum in V. 41—43 angedeutet ist. — Str. 13–15. Der wonnevolle Gedanke, daß auch er einst Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werde, hält ihn in Augenblicken der

Furcht aufrecht, und er fleht zum Erlöser, daß er ihn im Zeitpunkte des Todes ganz damit durchdringen, ihm ein seliges Ende geben möge. — Der Fels, mit Anspielung auf Moses. Vgl. zu Str. 10. — Str. 14 schildert die Kleinmuth der ihrer Sünde sich bewußten Seele. — O du — schaun bezeichnet den Erlöser, auf den sein ganzes Vertrauen gerichtet ist. Die Todten Gottes sind die Seelen, welche in dem Herrn starben (Offenb. 14, 13). Vgl. Ode 43, 104.

Str. 16—18. Der Dichter versetzt sich in den Augenblick, wo er die Herrlichkeit Gottes schaun wird, das Antlitz nicht Gottes, sondern des Gottmenschen, aus welchem aber die ganze Klarheit (nach biblischem Gebrauche der Lichtglanz, wie Luk. 2, 9. 9, 31 die Klarheit des Herrn) des Vaters so mächtig strahlt, daß selbst die höchsten Engelchöre vor Verehrung fast verstummen. — Hosianna (gib Heil), der Jubelruf der Israeliten. Das Christenthum machte es zum religiösen Rufe, weil das Volk es dem Heiland zugerufen (Matth. 21, 9 ff.). Vgl. Ode 50, 31. — Str. 19 f. Diesen Lichtglanz des Vaters sahen die Engel schon in dem leidenden Gottmenschen. Die Blutweissagung, die Weissagung vom Sühntode des Messias (wie bei Jesaias 53), war eine der Gottesstrahlen, der Erleuchtungen des irdischen Dunkels. Höchst gezwungen setzt der Dichter zuerst das auf einer der Gottesstrahlen (heller leuchtete), dann das auf die Apposition (jene Blutweissagung) bezügliche Zeitwort (erfüllt ward) ohne jede Verbindung. — Da er verachtet und elend war, nach Jesaias 53, 3. — Str. 21—23. Ja auch dem zweifelnden Thomas erschien dieser göttliche Glanz im Antlitz des Heilands. Die frei benutzte Erzählung Joh. 20, 24—29 hat Klopstock durch lebhafte lyrische Vergegenwärtigung gehoben. Bei Johannes werden

acht Tage genannt. Vgl. Messias XIV, 815—1118. — Zeugen. So nennt Klopstock die Jünger. Die Schlußworte sind aus Johannes. Die gläubigste Zuversicht spricht sich gerade in der tief ergriffenen Darstellung der Ueberzeugung des Zweifelnden von der Wahrheit der Auferstehung Christi aus. Dadurch schließen sich gleichsam Anfang und Ende der Ode zusammen; das Gefühl hat sich in andächtigem Schwunge erhoben, um sich wieder in sich selbst zu versenken. Aehnlich war es nach der frühern Fassung mit der vorigen Ode, die jetzt gleichfalls mit der Hindeutung auf Thomas schließt.

---

41. Die Frühlingsfeier.

Unser gleichfalls in das Jahr 1759 fallendes Gedicht erschien erst im folgenden Jahre in Cramers Nordischem Aufseher (II. Stück 94) unter der Aufschrift: Eine Ode über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens, mit folgendem Vorwort: „Ich weiß nicht, ob ich mir zu viel schmeichle, wenn ich vermuthe, daß folgender Gesang bei einigen etwas zu den ernsthaftern Vergnügungen des Landlebens beitragen werde. Wie schön sind diese! und wie glückselig machen sie denjenigen, der sie empfinden kann: Mich däucht, es sollte sich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht oft überläßt, ich meine, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte oder in einer weitausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dies alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend

recht still, wenn die ruhige und schönere Seele, als jenes alles ist, auf diesen Stufen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt. Wer Anmerkungen von dieser Art nicht mehr hören mag, weil er sie schon oft gehört hat, der kömmt mir vor wie einer, der seiner Existenz müde ist. Mein Vater gewöhnte mich früh dazu, selbst meine Spiele durch Vorstellungen dieser Art zu unterbrechen. Er reizte mich, die schönsten Blumen kennen zu lernen und sie ihm zu bringen; und denn wußte er mir immer etwas dabei von Gott zu sagen. Es war so natürlich, so ungesucht, was er mir alsdann sagte, und immer etwas anderes, oder doch auf neue Art ausgedrückt. Einmal, da ich ihn bei einem Regen, der nach einer langen Dürre gekommen war, vor Freuden weinen gesehen, und er meine Fragen über sein itziges Weinen beantwortet hatte, setzte er hinzu: „Gewöhne dich, mein Sohn, selbst unter deinen lebhaftesten Zerstreuungen, jede Veranlassung zu ergreifen, die dich an Gott erinnern kann. Ich liebe deswegen das Landleben mehr als das Stadtleben, weil es mir mehrere Gelegenheit gibt, an Gott zu denken. Wenn ich mit meinen Freunden die unschuldigen Vergnügungen desselben genieße, selbst alsdann, wenn wir uns am weitesten von dem Zwange der Stadt entfernen, so habe ich beim Anblicke irgend eines Keims, irgend einer halbzertretenen kleinen Blume immer einige Augenblicke für mich übrig, wo nicht mein Auge, doch meine Seele gen Himmel zu heben. Welche Freude machen mir alsdann die Vergnügungen der Freundschaft, und wie ernsthaft wird sie hierdurch selbst alsdann, wenn sie bloß scherzt." Mein Vater würde mit dem Inhalte des Gesangs, den ich heute meinen Lesern mittheile, zufrieden gewesen sein."

Auch diese Ode hat in der ersten Ausgabe der Oden bed tende Aenderungen erfahren, schon wegen der Abtheilung in v versige Strophen. Es fehlten hier Str. 4 und 22, V. 34 die W

Sohn des Mais, einen eigenen Vers bildeten V. 6 die Worte Und anbeten, V. 23 Du lebst, V. 25 Anzubeten, V. 26 Und ich weine, V. 93 Seht ihr den fliegenden Blitz? (vor ihm ein Abschnitt nach Nahen?); in zwei Verse zerfielen V. 45 (der zweite begann mit Schau'), V. 64 (der erste war Du Naher!) und V. 83; in einen verbunden waren V. 65 f. Sonst stand V. 1—4 „Nicht in den Ozean | Der Welten Gottes | Will ich mich stürzen, | Nicht schweben, wo die ersten Erschaffnen, | Wo die Jubelchöre — Lichts, | Anbeten, tief anbeten | Und — vergehn |", V. 10 f. „Halleluja, Halleluja, | Auch der Tropfen am Eimer rann | Aus — Allmächtigen", V. 9 „Da aus seiner Hand", V. 10 größern und quollen, V. 11 f. „Da die Ströme des Lichts | Rauschten und Orionen wurden, | Da rann der Tropf | Aus — Allmächtigen" |, V. 17 f. „tausend, die myriadenmal hunderttausend, | Die den Tropfen bewohnten? | Und bewohnen? | Wer bin ich? |", V. 19 als die Erden, V. 20 „als die Orionen, die aus Lichte", V. 22 „Das neben mir spielt", V. 26—28 „Vergib, vergib dem Endlichen | Auch diese Thränen, | O der du bist und sein wirst" |, V. 29 „Du wirst sie alle mir enthüllen, | Die Zweifel alle" |, V. 31 f. „Des Todes führen wird, | Dann werd' ichs wissen, | Ob das goldne Würmchen, | Das du auch geschaffen hast, | Seine Seele hatte |", V. 33 Warest du, V. 41—44 „Umwunden wieder, von Palmen umwunden | Ist meine Harfe. | Ich — Herrn! | Hier steh' ich! | Rund um mich ist alles Macht, | Ist alles Wunder!", V. 47 Namenlosester, V. 48 Erschufst, V. 49 „Lüfte — wehn | Und sanfte Kühlung |", V. 50 Angesicht gießen, V. 52 „Sendet der Herr? ... Der Unendliche!", V. 56 „Das ist sichtbar der Ewige, | Der kommt! — — —", V. 57—62 „Nun fliegen und wirbeln und rauschen die Winde. | Wie beugt sich der bebende Wald? | Wie — Strom? |", V. 61 ff. „Der Wald neigt sich, | Der Strom flieht, |

Und ich — Angesicht? |", V. 68 „Du zürnest nicht, Vater!" V. 74 um (statt umher), V. 75 „Auch das goldne Würmchen merkt auf", V. 76 „Wär' es — seelenlos, | Wär' es unsterblich?", V. 79 wird, Herr, die Nacht, V. 81 „Seht — Nahen? | Den zückenden Blitz? |", V. 82 den Donner Jehovens, V. 91 „Und nun schweigen sie — — Majestätischer | Wandeln die Wolken herauf! | Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig! | Angebetet, gepriesen sei dein heiliger Name! (vgl. V. 65 f.)", V. 94 in den Wolken, V. 95 „Er ruft: | Jehova! Jehova! Jehova! |", V. 96 gesplitterte, V. 101 schon rauschen, schon rauschen, V. 104 der Fülle des Segens entladen! V. 106 im stillen, sanften. Noch in der ersten Ausgabe der Oden bildeten V. 17—20 acht Verse (Versschlüsse waren tausend, bewohnten? Schaffenden! und Siebengestirne), weiter stand V. 9 und 13 Als statt des jetzigen Da, V. 12 und 16 entrannst (statt entrannest), V. 15 und Orion, V. 30 durchs dunkle, V. 52 Fragezeichen nach Herr und Unendliche, V. 57 „Nun schweben, und rauschen, und wirbeln die Winde!", V. 64 vier Punkte nach Naher! V. 72 „Du zürnest nicht, o Vater", V. 73 f. stille, V. 85 nach jedem der Ausrufungszeichen vier Punkte, V. 90 wie sie die Wälder durchrauschen! V. 94 Hört, V. 95 Jehova! dreimal. Das nur zweimalige Jehova ist vielleicht bloßer Druckfehler der zweiten Ausgabe.*)

---

*) Als kurz waren bezeichnet Wo V. 3, um V. 5, Da V. 9, 12, 13, wie V. 14, Und V. 104, als lang die V. 49 und das doppelte wie V. 90. In spätern Abdrücken sind viele Ausrufungszeichen ganz willkürlich getilgt, wie V. 2 nach stürzen, V. 4 nach anbeten und vergehn, V. 8 nach auch, V. 10 nach entquollen, V. 13 nach wurde! V. 19 nach quollen, V. 42 nach umwunden, V. 44 nach Allmacht und Alles, V. 46 f. nach Du, V. 52 nach Herr! V. 54 nach schwül, V. 55 nach herauf, V. 63 nach beiden Herr und Gott, V. 64 nach Naher, V. 71 nach Traube, V. 74 nach still! V. 75 nach auf!

Der Dichter will an die Darstellung eines Gewitters seine andächtigen christlichen Betrachtungen anknüpfen; zur Schilderung desselben versetzt er sich in einen frühen Maimorgen, wo er in der schönen Natur in der Nähe eines Stromes und eines Waldes spazieren geht, ganz durchdrungen von dem am frischen Morgen uns besonders tief ergreifenden Gefühle der Schönheit der Schöpfung, wie in der Nacht die Unendlichkeit des Sternhimmels unsere Seele so ahnungsvoll nach oben zieht. Vgl. Ode 46—49. Erst mit Str. 13 beginnt die Darstellung des herannahenden, stürmenden und endlich im Regen sich entladenden Gewitters.

Str. 1—4. Gott den Schöpfer der Erde will ich preisen. — Str. 1—2, 2. Ganz erfüllt von der Herrlichkeit der Erde will ich nur diese, nicht die unermeßlichen Himmelswelten feiern.*) — V. 7 f. bricht er in Jubel aus,

---

V. 78 nach dich, V. 85 nach dem ersten Herr und nach Gott, V. 97 nach Hütte, V. 100 nach vorüberzugehn, V. 102 nach Regen, V. 104 nach entlastet, V. 108 nach Friedens!

*) V. 1 f. beginnen, wie auch V. 5. 8, mit einem Daktylus, nicht mit einem Jambus; eher könnte man an den vierten Päon (◡◡◡—) denken. In den beiden ersten Strophen wechseln daktylisch-trochäische und anapästisch-jambische Verse; letztere allein finden sich in Str. 3 f., nur daß V. 11 nach dem Jambus und Anapäst bezeichnende Daktylen, V. 13 Trochäen folgen und V. 14 f. der vierte Päon nach zwei Jamben steht. Str. 5 haben wir wieder daktylisch-anapästische Verse, wogegen nach dem ersten Verse von Str. 6 bis zum Ende von Str. 8 anapästisch-jambische, meist rein jambische Verse folgen, dann aber Str. 9 daktylisch-trochäische eintreten. Von Str. 10 an wechseln steigende und fallende Rhythmen vielfach nach dem Bedürfnisse miteinander ab. — Ozean im Gegensatz zur Bezeichnung der Erde als Tropfen am Eimer, nach Jesaias 40, 15: „Siehe, die Heiden sind (vor Gott) geachtet, wie ein Tropf, so im Eimer bleibet." Am, das auf den ausgegossenen Eimer deutet, möchte kaum den Vorzug verdienen. Sirach 18, 8: „Gleich wie ein Tröpflein Wassers gegen das Meer." Vgl. auch Ode 46, 3. — V. 3 bezeichnet die Engel. Vgl. Messias I, 231—282. Ode 8, 77.

daß die Erde auch ein Werk des Allmächtigen ist, was Str. 3 f. in lebhaftester Erhebung ausführen. — Halleluja, d. i. „lobet den Herrn“, wurde in den Uebersetzungen der Psalmen (104, 35 u. a.) beibehalten; das Wort ist trochäisch gemessen; im Hexameter braucht Klopstock die drei ersten Silben lang, wogegen in dem geistlichen Liede Die Auferstehung Jesu die im kirchlichen Gesange gebräuchliche Messung als zwei Jamben sich findet. Vgl. Ode 11, 27. 13, 23. 39, 86. — Rinnen, entrinnen stehen von der kleinen Erde, von den größern Erden, den Planeten, entquillen, vom Siebengestirn rauschen. Er versetzt sich in die Schöpfung der Himmelswelt und läßt nacheinander das Siebengestirn, die Sonne und den Orion vor unsern Augen gleichsam entstehn. Siebengestirne und unsre Sonne sind mit Götzinger als Prädikate zu nehmen (die Ströme des Lichtes wurden Siebengestirne). — V. 13 fällt etwas matt ab, da nach den Strömen des Lichts ein einzelner Strom, ohne nähere Bestimmung, eine Schwächung ist; dagegen ist beim Orion, der als das glänzendste Sternbild des Himmels hervortritt, der Vergleich des Lichtes mit einem Wasserfall treffend benutzt. Zur Darstellung des Bildes des Orion nennt er dessen Gürtel, da an dessen drei Sternen zweiter Größe, die hier in gerader Linie nahe beisammenstehen (man nennt sie den Jakobsstab), das Sternbild besonders leicht kenntlich ist. Vgl. Ode 47, 44. 48, 14. — Die erst später eingefügte Str. 4 dürfte hier weniger glücklich eintreten; auch wird V. 19 f. nur Str. 3 berücksichtigt.

Str. 5. Ganz besonders muß ich den Schöpfer preisen,

— Bei schweben denkt der Dichter nicht an die Erhebung des Geistes zu der Himmelswelt, wie V. 6 zeigt, sondern an das Verweilen der ganzen Seele bei ihrer Betrachtung.

Zorn zu besänftigen, daß er uns wieder als seine Kinder annehme. Auffallender ist die jetzige erst in der zweiten Ausgabe eingetretene Fassung, wo Gott als ein „allmächtiger Unbekannter“ bezeichnet wird, aber der Dichter nahm an, daß der Mensch, auch wenn er nicht durch göttliche Offenbarung wüßte, daß er durch seinen Abfall Gottes Zorn auf sich gezogen, doch eben in Folge des Sündenfalls, durch den er in einen Zustand der Erniedrigung gekommen, Grauen vor Gott empfinde. Vgl. Ode 40, 7 ff.*) — Klopstock schließt mit dem innigsten Ausdruck seines Glaubens an den Erlöser, hindeutend auf die Erzählung von Thomas (Joh. 20, 24 ff.).

In dem jetzt weggefallenen Schlusse des Gedichtes (vgl. S. 251*) kam Klopstock auf Christus zurück, und zwar gedachte er der Worte, die dieser bei Johannes spricht (17, 21 ff. vgl. Messias IV, 1314 f.), und er schloß mit dem tiefen Gefühle, daß der Herr ihm beistehn müsse, damit er nicht sinke, wie Petrus (Kephas) sank (Matth. 14, 30 ff.). Eine innere abrundende Einheit hat das Gedicht nicht; um so weniger war Veranlassung, den Schluß wegzulassen, ja man kann behaupten, daß dieser einen dem Anfang entsprechendern Ausgang bilde als das jetzige Abbrechen bei dem Bekenntniß seines innigen Glaubens an den Erlöser. Vgl. unten S. 246.

---

*) Erd' und Himmel werden vergehn, nach Matth. 24, 35: „Himmel und Erden werden vergehn, aber meine Worte werden nicht vergehn.“ — Wandeln wird, nach 1 Kor. 15, 52. — Dem ersten Gefallenen (Adam) steht der letzte Erlöste (der jüngste der Menschen) entgegen. — Wirst du bei den Deinen sein, nach Christi Verheißung Matth. 28, 24: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

40. Das Anschaun Gottes.

Das, wie die drei folgenden, nach dem Tode Metas 1759 entstandene Gedicht erschien in demselben Jahre im Nordischen Aufseher (II Stück 78), und zwar mit folgendem Motto aus Hiob 19, 25 ff.: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehn. Denselben werde ich mir sehn, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder." Auch diese frommen Betrachtungen, die ursprünglich nicht in Strophen abgetheilt waren, haben in der ersten Ausgabe der Oden vielfache Veränderungen erfahren.*) V. 1 begann Mit Zittern, V. 3 f. lauteten „Wäre der nicht der Ewige, | Der mirs verheißen hat", V. 7 f. „Würd' es wissen und fühlen, | Wenn auch sein göttliches Licht", V. 15 stand „Im Staube zitternd freu' ich mich", V. 19 „Du nah am Grabe deines Leibes", V. 22 „Ins Allerheiligste zu gehn", V. 23 „Viel unüberdachte, | Viel nie — gefeierte |", V. 24 im Heiligthume, V. 25 „Von ferne, nur von ferne, | Nur — Schimmer |", V. 27 „Einen — durch Nacht | Gemilderten Schimmer", V. 32 „Der so zum Unendlichen | Beten — ward |", V. 33 Ins Land, V. 37 „Und doch verbarg der Vater ihn | In — Berges |",

*) Früher fehlten V. 10. 13, V. 35 schloß einmal, V. 36 ihn, V. 40 Donner, V. 52 zerfiel in drei Verse, von denen der mittlere die Worte „Auf den ich trete" enthielt, V. 59 in zwei (der zweite begann Wenn mich), ebenso V. 60 („Einst ringsum einschließt" bildete den zweiten), V. 61 f. in vier (von denen der erste mit Seele schloß, der vierte lautete „Schau oft, so wirst du strahlenvoll"), V. 73 in zwei (der erste schloß Strahlen Gottes), ebenso V. 87 (legt er schloß), V. 89 (der erste lautete: „Auch er sieht die Klarheit des Vaters") und V. 93 („Er ruft!" bildete einen Vers).

und Strom treffend beschrieben, und daß der Herr in ihm sich nahe, lebhaft, mit Steigerung des Schlußverses von Str. 14, hervorgehoben. „Des Herrn Wege sind im Wetter und Sturm", heißt es bei Nahum 1, 3. — Str. 16. Vor dem Herrn, der so sichtbar erscheint, den Wald und Strom zu erkennen scheinen (vgl. Ode 21, 22 ff.), muß er ehrfurchtsvoll niedersinken und ihn um Barmherzigkeit und Gnade auflehn, wobei ihm die Worte vorschweben, womit Moses auf dem Sinai den vor seinem Angesicht vorübergehenden Herrn anruft (2 Mos. 34, 6): „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnad' und Treu."*) — Str. 17. Aber, obgleich er im Donnergewölk naht, kommt er doch nicht im Zorne, sondern um Segen der Erde zu spenden, was Str. 18 weiter ausführt, die am Schlusse sehr wirksam das „Vater, du zürnest nicht!" wiederholt. — Zürnest du, solltest du zürnen. Vgl. oben S. 257**. — Dein Gewand. Wie die Bibel mehrfach vom Kleide Gottes spricht.**) — Die statt Herr eintretende Anrede Vater ist durch die Betrachtung veranlaßt, daß das Gewitter, worin der Herr kommt, der Erde Segen bringt; als gnädiger Vater, der für seine Schöpfung sorgt, erscheint er, nicht als Zerstörer.***) — Den stärkenden Halm, wie Homer die Gerste, das Gerstenmehl „das Mark der Männer" nennt. Die Traube dagegen „erfreut des Menschen Herz". Vgl. Psalm 104, 15: „Daß der Wein erfreue des Menschen Herz — und das Brod des Menschen Herz stärke."

---

*) Hier beginnt der erste Vers mit einem Jambus, auf den zwei Choriamben folgen, der vierte Vers hat wieder einen Vorschlag.

**) Goethe gedenkt des Saumes seines Kleides in der Ode „Grenzen der Menschheit" (Erläuterungen III, 336).

***) In der Frage „Zürnest du, Herr?" tritt der bewegte Choriambus ein, wogegen in dem beruhigenden „Vater, du zürnest nicht" auf den Daktylus der Kretikus oder eine katalektisch-trochäische Dipodie folgt.

Sirach 31, 35: „Der Wein, zur Nothdurft getrunken, erfreut Leib und Seele!“ *)

Jetzt legt sich der Sturm, eine augenblickliche Ruhe tritt ein. — Str. 9. Da fällt sein Blick wieder auf den Rosenkäfer, und sein ganz von Gottes Vatergüte erfülltes Herz kann die Hoffnung nicht unterdrücken, daß auch dieser wohl unsterblich sein dürfte.**) — Str. 20. Nun aber sammelt das Gewitter sich wieder gewaltiger und dunkler, ein Anblick, welcher den Dichter, der wieder sein Auge empor gerichtet hat, immer ergreifender mit dem Gefühl der Größe Gottes durchdringt.***) — Str. 21 f. Da zuckt ein Blitzstrahl in der Luft, der Donner rollt; ehrfurchtsvoll erkennt der Dichter in ihnen die Nähe des Allmächtigen (vgl. Str. 16, 4), der sich auch hier in seiner Herrlichkeit offenbart.†) Obgleich er ganz allein ist, möchte er in seiner lebhaften Aufregung alle Welt darauf hinweisen. Ganz so in Ode 60, 4. — Die beiden ersten Verse von Str. 22 bilden Str. 16, 3 einen; der dort folgende Vers ist hier bezeichnend verändert, da die Furcht den Dichter verlassen hat, nach Psalm 72, 18 f.: „Gelobet sei Gott der Herr! — Und gelobet sei sein herrlicher Name ewiglich!“ — Str. 23. Der Sturm erhebt

---

*) Der Rhythmus ist hier sehr malerisch; zuerst der längere jambische Vers, dann der freudig erregte Vers aus Daktylus und Choriambus, wogegen der folgende, gemüthlich sich ergehende aus einem doppelten Adonius (—◡◡—◡) besteht.

**) Seelenlos (nicht mit einer unsterblichen Seele begabt) ist daktylisch zu messen; die mehrfachen Daktylen entsprechen der freudigen Erregtheit.

***) Dürfte. Vgl. S. 254*.

†) Nach den drei ersten daktylischen Versen von Str. 21 (V. 2 folgen auf den Daktylus zwei Trochäen) ist der vierte, aus Anapästen bestehende sehr malerisch. Der Donner rollt längere Zeit, erst langsam, dann rascher, indem er mehrfach stärker wird.

sich von neuem und vereint seine erschütternde Gewalt mit der des Donners; als er sich dann gelegt, zieht die dunkle, schwere Gewitterwolke langsam einher. Zu „Und die Gewitterwinde“ ist „hört ihr“ aus Str. 21, 2 f. zu ergänzen. — Gewitterwinde, die unmittelbar dem Gewitter sich gesellenden Winde. Treffend tritt V. 2 der Vergleich des Windes mit der wild sich ergießenden Woge ein.*) — Str. 24 f. Da fährt ein Blitz nieder (er fliegt, früher hatte der Blitzstrahl nur in der Wolke gezuckt), der Donner folgt unmittelbar darauf, und nun bemerkt der Dichter, daß der Blitz in den Wald eingeschlagen und gezündet hat,**) wodurch denn die Furcht erregt wird, er habe auch seine Hütte getroffen, aber das Vertrauen auf Gottes Vatergüte verscheucht diese bald. Str. 24, 1 f. sind mit bezeichnenden Abweichungen aus Str. 21 wiederholt. — Daß der Donner den Namen Jehovas ausruft, fällt ins Spielende. — Zu Str. 25, 2 ff. vgl. 2 Mos. 12, 23, wo die Thüren der Israeliten, an denen der Würgengel, „der Verderber“, vorübergehn soll, mit Blut gezeichnet werden. — Str. 26 f. Nun rauscht der Regen hernieder und zum Zeichen, daß der Herr nicht zürne, erhebt sich der Regenbogen. Die Beruhigung, daß das Gewitter vorüber und der lang erwartete Regen endlich die Erde

---

*) Die lebhafte Bewegung drücken V. 1 die raschen Daktylen aus, wogegen in den folgenden, trochäisch beginnenden, höchst malerischen Versen die langsamen Trochäen überwiegen. Auch das Abnehmen der folgenden Verse ist bezeichnend, aber das Ueberspringen aus dem schweren trochäisch-daktylischen Maße in den kleinen jambischen Vers kaum zu rechtfertigen; denn die Beruhigung des Dichters kann damit nicht wohl ausgedrückt sein, wie etwa Str. 20, 4, und wir erwarteten hier die malerische rhythmische Darstellung fortgesetzt.

**) Schmettern, kühn für schmetternd treffen; denn niederschmettern kann es hier nicht heißen.

erquicken wird, drückt Str. 26 mit innigstem Gefühl aus; die beiden ersten Verse sind höchst malerisch. — Zu Str. 27 vgl. 1 Buch der Könige 19, 11 ff., wo der Herr „nicht im Winde, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im stillen, sanften Sausen" dem Elias erscheint,*) und das Erscheinen des ersten Regenbogens nach der Sündflut als Zeichen des Bundes zwischen dem Herrn und „allem Fleisch auf Erden" (1 Mos. 9, 12 ff.). Störend würde es sein, daß der Dichter, der an derselben Stelle vom Anfang des Gedichtes an stehn zu bleiben scheint (dasselbe Frühlingswürmchen sieht er Str. 6 und 19, den Wald Str. 15 f. und 23), sich nicht vor dem Gewitter zurückzieht und sich ruhig vom Regen durchnässen läßt, könnte dem Leser der Ode wirklich dieser Gedanke kommen. Freilich würde das Gedicht gewonnen haben, wenn wir den Dichter, wie Schiller in seiner berühmten Elegie, auf seinem Spaziergange begleitet hätten, wir ihn nicht immer an derselben Stelle sähen. Kaum dürfte Klopstock in unserer Ode einen Wettstreit mit dem berühmten malerischen Gedichte von Brockes: Die auf ein starkes Gewitter erfolgte Stille, im ersten Bande von dessen Irdischem Vergnügen in Gott (1721) bezweckt haben, wenn er sich auch aller Mittel der Darstellung zur malerischen Schilderung zu bedienen so eifrig als glücklich bestrebt war. Die Ode ist gleich den übrigen Andachtsoden aus dem innersten Triebe seiner Natur geflossen, und glücklicher als die übrigen, weshalb der Dichter auch später weniger durchgreifende Aenderungen an ihr vorzunehmen brauchte.

---

*) Vgl. auch Goethe a. a. O. und im Werther den Schluß des Briefes vom 16. Junk.

42. Der Erbarmer.

Diese von Klopstock dem Jahre 1759 zugewiesene Ode kennen wir nur aus der spätern Bearbeitung in der ersten Ausgabe der Oden.*)

Wie in der vorigen Ode, so wird auch hier gleich am Anfang (Str. 1—3) der Gegenstand des Gedichtes bezeichnet, das Erstaunen über die Größe Gottes, welches für den Menschen die höchste Seligkeit ist. Bewunderung ist für dieses Versenken in die Größe Gottes ein viel zu schwacher Ausdruck, wo wir uns selbst vergessen haben, ganz außer uns gesetzt, verzückt sind.**) — Str. 2 bildet einen durchgehenden Gegensatz zu Str. 1. Unsere Seele ist endlich (V. 11), woher sie Gott den Unendlichen (V. 6) gar nicht fassen, nur andachtsvoll sich ihm hingeben kann. So oft und so innig er vermag, wünscht er von dieser Seligkeit sich zu erfüllen.

Str. 4 f. Kann die Seele auch das Wesen Gottes, der sich selbst als den über alle Zeit Erhabenen bezeichnet hat (vgl. Ode 39, 132), nicht fassen, so darf sie ihn doch als Vater

---

*) Hier bildeten V. 13 das zweite Du bist und „wie — denken“ eigene Verse, V. 15 Vater! Vater!, V. 16 „Dich — Herz“. V. 8 fehlte du, V. 26 das zweite durch. V. 13 stand warst, V. 14 erreicht, V. 31 verkündet, V. 36 So, V. 45 indem, V. 46 jenseits. In der zweiten Ausgabe sind als kurz bezeichnet sie V. 3, in V. 12, die erste Silbe von Labyrinth V. 23, Durch V. 26, die V. 50, als lang nicht V. 38. Schon hiernach tritt mehrfach der vierte Päon (◡◡◡—) hervor, der sich auch V. 5 findet.

**) Auffallend tritt zuerst das allgemeine Bewunderung ohne nähere Bestimmung ein.

sich denken; ist er ja der Vater von allem, was da ist.*) — Str. 6—10. Ja diesem seligen, unergründlichen Gedanken, daß Gott unser Vater ist, dürfen wir uns ganz hingeben nach der Verkündigung des Jesaias. Vgl. Jes. 49, 15: „Kann auch ein Weib eines Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibs, und ob sie desselben vergesse, so will ich doch dein nicht vergessen." Klopstock läßt den Lazarus dieses Ausspruches im Gebete über die sterbende Maria Magdalena gedenken (Messias XII, 568 ff.),**) und er soll Klopstocks letztes Wort gewesen sein. — Str. 7—9 bilden eine Abschweifung. Freilich kann der Herr auf manche Weise den Menschen sich verkünden, aber am verständlichsten und dauerndsten thut er es durch den Mund seiner Geweihten in der schriftlichen Offenbarung. Der Ausspruch, den er im Sinne hat, verzückt ihn so, daß er nicht weiß, ob er noch wirklich lebe oder schon der Seligkeit sich freue. Vom Vorwurf des Gezwungenen, Ueberspannten kann man die Ode hier nicht freisprechen, wie der Anfang etwas matt ist. Str. 6, 1 redet Klopstock seine lebenden Mitmenschen an, die einst im Jenseits zugleich mit den Engeln Gottes Größe anstaunen werden, viel reiner, als sie jetzt vermögen. — Zu V. 25 f. vgl. Ode 41, 81 ff. 106.

Str. 11—13. Für die unendliche, in dieser Verheißung

---

*) Du bist wird V. 13 wiederholt, weil die Seele Gott als gegenwärtig aufzufassen strebt. — Erreichet es nicht. Man erwartete ihn; es bezieht sich auf dich zu denken. — Himmel der Himmel, der höchste Himmel, nach biblischem Ausdruck; hier werden darunter die höchsten Engel verstanden. Vgl. Psalm 148, 1—4.

**) Die dortige Fassung berechtigt durchaus nicht, hier das nach erbarme von Klopstock gesetzte Fragezeichen in ein Komma zu verwandeln, wodurch die Verbindung mehr als hart wird.

der Unsterblichkeit sich bekundende Vaterliebe, will er Gott ewig lobpreisen, hier auf Erden und jenseits, und im Anstaunen seiner Größe die höchste Seligkeit genießen.*) — Die letzte Strophe springt zu einem Anrufe an seine Seele über. Der durch die Ueberschrift angeregte Gedanke, daß Gott sich des Menschen erbarme, tritt keineswegs als Hauptpunkt hervor; nur die unendliche Vaterliebe Gottes wird gepriesen und angestaunt. Den Mittelpunkt und eigentlichen Zweck unseres nichts weniger als in sich abgerundeten lyrischen Ergusses bildet die Feier jener Worte des Jesaias, worin der Dichter in etwas sonderbarer Weise eine Versicherung der Unsterblichkeit und der ewigen Seligkeit sieht.

---

43. Die Glückseligkeit aller.

Auch diese in ihrer ursprünglichen Fassung uns unbekannte Ode des Jahres 1759 brachte die erste Ausgabe der Oden.**) Durch den Grundgedanken, daß er einst selig sein werde, und

---

*) Str. 11 fehlt ein dir oder ihm. Zu Str. 12 vgl. Ode 39, 45. 56. 40, 21 ff.

**) Hier bildeten V. 57—60 acht Verse (ach, eine, Aber und der waren Versanfänge), ebenso V. 69—72 (mit bist! ich, sein! Geist! schlossen solche), V. 55 fehlte selbst dann, und es stand V. 3 meine Harfe, V. 7 im Himmel, nach V. 13 drei Punkte, V. 27 hebst, V. 37 des ewigen, V. 58 niederlegte, V. 66 warst, V. 67 Dies, V. 70 wärst, nach V. 77 drei Punkte, V. 81 du seliger dadurch, V. 86 sinket ohne mir, V. 92 nicht geben kann, V. 94 ich es, V. 113 sanfteren, V. 114 Oder mit Donnertritte, V. 124 ist auch gestorben, ist auch. Als kurz bezeichnete die zweite Ausgabe aus V. 3, werd' V. 20, wie V. 23, die erste Silbe von Labyrinth (wie Ode 42) V. 41, Sie V. 43, als lang sind V. 21 und dicht V. 108. Ein neuerer Druckfehler ist V. 15 mag (statt vermag), um von der willkürlich veränderten Interpunktion nicht zu reden.

den Lobpreis, den er deswegen dem Herrn weiht, schlingt sich die Betrachtung, daß Gott die Glückseligkeit aller Wesen gewollt habe; die Frage, ob dieser die Welt nur geschaffen, um seine Seligkeit durch die Seligkeit so zahlloser Wesen seiner Schöpfung zu erhöhen, wagt er nicht zu entscheiden. Eine durchgreifende Einheit zeigt sich in unserer Ode noch weniger als in den übrigen religiösen Hymnen der Jahre 1758 und 1759. Der Dichter überläßt sich frei dem Strome seiner frommen Gedanken und Empfindungen, aber an wahrhaft dichterischem Schwunge steht sie, wie gelungen auch einzelnes sein mag, den übrigen weit nach.

Str. 1. Nach längerer Unterbrechung wagt er wieder von Gott zu singen. Das bildliche Legen der Hand auf den Mund (Sprichwörter 30, 32. Buch der Weisheit 8, 12) dürfte beim lyrischen Gesange weniger passend sein. Glücklicher ist der Ausdruck gewählt, daß er die Harfe wieder von der Erde aufhebt; das Bild, daß er die Harfe niedergelegt, hätte besser begonnen. — Vor Gott wird bedeutsam wiederholt, noch bedeutsamer von Gott V. 13 f. Vgl. Ode 39, 1. 20.

Str. 2—4. Sofort geht er zu dem Gedanken über, der ihn zum Sange treibt. Welche Seligkeit wird es sein, wenn meine Seele sich des himmlischen Lebens erfreut! Den Zustand der Seele nach dem Tode führen V. 5—14 aus. — V. 5 f. Wenn mein Leib in der Erde ruht. Vgl. zu Ode 23, 28. — Treffend ist V. 7 f. der Gegensatz der in dem Himmel wachsenden Seele ausgeführt. — Zeder Gottes, nach Psalm 80, 11. Daselbst 92, 13: „Er wird wachsen wie ein Zeder auf Libanon.“ — V. 9 f. Nach 1 Kor. 13, 12: „Jetzt (auf Erden) erkenne ichs stückweise; dann aber werde ichs erkennen, gleich wie ich erkennet bin.“ — V. 11. Diesen Gedanken zu fassen, muß die Seele sich über die Erde

emporschwingen. Ueber (auffallend für auf) diese Höhe, wie Str. 26, 4. Vgl. Ode 18, 23. — V. 12—14. Den Gedanken, von Gott geliebt zu werden so innig, wie er selbst ihn liebt, kann er nicht ausdenken; anbetungsvoll fällt seine Seele vor der Erinnerung an Gottes Unendlichkeit nieder. V. 15 f. Er vermag sie nicht zu bezeichnen. Hier haben wir ein neue, dritte (vgl. V. 11. 14) Wendung. — Str. 5 f. Daß er einst unsterblich, Gott ähnlicher sein werde, sagt ihm eine Stimme in seiner Brust. Sonderbar ist es, daß der Dichter sich hier nicht auf die Offenbarung beruft. Gott hat seine Gedanken der menschlichen Seele eingepflanzt. Aehnlich läßt er Ode 13 Gott unter andern Trieben die Liebe in das Herz graben (V. 53. 57). Daß die Ueberzeugung der Unsterblichkeit als ein von Gott eingepflanzter Gedanke betrachtet wird, ist nach V. 24 nicht zu verkennen. Freilich sind V. 21 ff.*) allgemein von allen Gedanken, jeder Bethätigung Gottes zu verstehn, wie in der zu Grunde liegenden Stelle Psalm 139, 17 f.: „Aber wie köstlich sind vor mir, Gott, deine Gedanken? Wie ist ihr eine so große Summe? Sollt' ich sie zählen, so würde ihrer mehr sein denn des Sandes." Sand am Meer, nach sonstigem biblischen Gebrauch. Vgl. 1 Mos. 22, 17. 32, 12. — Str. 7 f. Die Hoffnung einstiger Unsterblichkeit hebt die Seele schon jetzt über sich selbst hinaus, so daß sie dringend nach dem Herrn verlangt, den sie seiner Größe wegen nicht genug zu feiern vermag. Gott selbst ist sein Durst, das Verlangen seines am Irdischen müden Herzens. Vgl. S. 251*. — V. 31 f. Vgl. Ode 41, 87 f.

Str. 9—12. Preis der unendlichen Liebe des Herrn,

---

*) V. 21 ist Gott vor mir wohl als Kretikus zu lesen, woran sich der Adonius deine Gedanken anschließt.

der allen die Seligkeit bestimmt hat. — V. 33 f. Welches Wesen außer Gott ist gleicher Liebe werth? Wenn*) begann er? Nur Gott allein hat nie begonnen. — V. 35. Die Ewigkeiten, die ganze unendliche Zeit seit der Schöpfung. Vgl. Messias V, 37 ff. — Die Welten herunter, wenn ich alle Welten von der größten bis zur kleinsten durchgehe. — V. 38. Entwurf von Seligkeiten, ist es, den du erdacht. — Alle, welche nicht fielen, nicht allein die Engel, sondern auch Bewohner anderer Welten (Messias V, 152 ff.), wie unter allen, die fielen, außer den Menschen auch die gefallenen Engel gedacht werden. Klopstock folgt hier der von Origenes ausgebildeten Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (Apokatastasis), welche selbst die Bekehrung der Teufel in Aussicht stellte. — Der tausendarmige Strom ist, wie der Quell des Heils, Gott selbst, aus dem alle Gnade, alle Seligkeit fließt, das große Labyrinth das unergründliche Weltall. Vetterlein versteht unter dem Labyrinth das Leben. Vgl. S. 166. — Die Seligkeiten, welche der Herr verleiht, erzeugen immer neue, höhere Seligkeiten, so daß eine unendliche Kette von stets sich steigernden Seligkeiten sich fortzieht. Hierdurch bahnt sich der Dichter den Uebergang zu dem Gedanken, daß auch die irdischen Leiden mit ewiger Seligkeit belohnt werden.**) Wenn er das Elend als einen von der Erde in den Himmel sich erstreckenden Pfeiler bezeichnet, so deutet dies an, daß wir durch Leiden zum Himmel gereift werden. Es schwebt wohl das Bild vom Atlas vor, der den Himmel trägt. Daß die ewige

---

*) So schrieb Klopstock; willkürlich hat man dafür neuerdings wann gesetzt.

**) Unmöglich kann das Elend den Zustand der Ungnade oder die Sünde bezeichnen, da es den geraden Gegensatz zu den Seligkeiten bildet. Wie könnte auch der Zustand der Ungnade, die Sünde selbst etwas im Jenseits gebären!

Seligkeit auf diesem Pfeiler ruht, ist eben so sonderbar als das Strömen des ewigen Stroms der Gnade um ihn. — Str. 13 spricht in einfachen Worten den Gedanken aus, daß Gott alle Wesen zur Seligkeit geschaffen. — Str. 14, 1—15, 2. Der Dichter versetzt sich in die Zeit der Wiederbringung aller Dinge, wo die Zahl der zur Seligkeit gediehenen Wesen unermeßlich sein, und er selbst von den Menschen nur eine außerordentlich kleine Zahl kennen wird. Die Zeit dieser Wiederbringung deutet er durch die Jahrtausende an, welche seine Seele dann herangereift sein wird Die Freude, die ihn dann beseligen wird, spricht sich in der Anrede an die sämmtlichen Seligen aus, die dann mit ihm Gott anbeten werden. Zu den Kronen vgl. Ode 39, 85. — Str. 15, 3—16, 4. Er will nun in einen Preis Gottes ausbrechen, wovon er aber durch das Bedenken abgehalten wird, ob er so zu Gott reden dürfe, den er auch seines Lobgesanges wegen um Vergebung bittet. Zu V. 59 f. vgl. Ode 13, 29 ff. 1 Mos. 18, 27 spricht Abraham zu Gott: „Ach ich hab' mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erd' und Aschen bin." — Dem künftigen Todten. Vgl. Ode 39, 34 f.

Str. 17—19. Feier Gottes als des Wesens aller Wesen, der war, ist und sein wird, des Ersten, dem keiner entfernt gleich kommt. In den Preis Gottes flicht der Dichter sehr geschickt den Gedanken ein, daß er nur durch ihn ist und sein wird. Der Ausdruck ist hier sehr matt, obgleich der Dichter ihn zweimal (V. 67. 75) durch bildliche Bezeichnung zu heben sucht. — Str. 20—23. Er gibt sich dem Gedanken hin, Gott habe wohl die übrigen Wesen geschaffen, um seine Seligkeit durch die Seligkeit dieser zu erhöhen, worüber er bei seiner jetzigen beschränkten Einsicht nicht entscheiden kann. Es ist diese eine Abschweifung, die freilich dem Dichter insofern

nahe lag, als er früher der von Gott beabsichtigten Glückseligkeit aller gedacht hatte. Auch hier ermattet der Schwung der Darstellung.*) — Str. 24—31. Der Gedanke an das höhere jenseitige Leben, wo Gott auch wohl seine Kenntniß über die Endlichkeit erhöhen werde, erregt seine Sehnsucht nach dem künftigen Dasein. Der Tod hat für ihn seinen Schrecken verloren; er sieht in ihm nur den Vermittler höchster Seligkeit und jubelt in dem Gedanken an den Augenblick, wo seine freie Seele die Bestattung des zur einstigen Auferstehung bestimmten Körpers schauen wird, die für sie um so weniger schreckhaft ist, als ja Jesus Christus selbst starb und begraben ward. — V. 97. Gegeben von Gott deutet auf die Offenbarung (nicht auf die Stimme in uns, wie V. 17 ff). Schon hier schwebt die V. 103 f. angedeutete Stelle der Offenbarung Johannis 14, 13 vor: „Und ich höret' eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe, selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an." Die Hoffnung steigt zum Himmel hinauf, schaut droben ein seliges Leben. — V. 102. Ueber die höchste der Hoffnungen (vgl. V. 11) schwingt er sich auf, indem er nach dem Tode die höchste Seligkeit genießt, er nichts Höheres mehr verlangt. — Zu V. 104 vgl. Ode 40, 58. — V. 105. Der Sünde Lohn. Vgl. Römer 6, 23. — V. 106 ff. Vgl. Ode 41, 30 f. — Str. 28 f. Er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Tod ihn wohl vorbereitet, nicht im Sündenzustand treffen möge. Vgl. Ode 23, 33 ff. 40, 57 ff. — Der Tod, der den Leib niederstreckt, sät ihn aus. Vgl.

*) V. 82. Des Endlichen, der Endlichkeit. — V. 87. Nach Jahrtausenden. Vgl. V. 53 f. Es wird hier eine stets höher steigende Erkenntniß gedacht. — V. 91. Was sie entflammt. Die Kraft wird durch die Triebe der Seele zur Thätigkeit aufgeregt.

V. 5 f. 120. — Str. 30. Sonderbarer Ausdruck der Freude, wenn er auf Erden überwunden hat. — V. 118. Mit einem Blick. Vgl. Ode 24, 69 ff. — Str. 31. Aber noch größere Freude empfindet er beim Gedanken, daß auch Christus, wie er, gestorben und begraben worden. Vgl. Jesaias 53, 8. Die Darstellung ist hier matt und gezwungen. Höhere, sehr hohe, nach klopstockischem Gebrauch des Komparativs. — Auffallend gedenkt Klopstock am Schlusse nicht noch der Auferstehung, wodurch das Gedicht einen schwungvollern Schluß erhalten haben würde.

---

44. Die Genesung des Königs.

Am 4. Januar 1760 erschien unsere Ode in ihrer ersten Fassung im Nordischen Aufseher unter der Ueberschrift: Ein Danklied für die Genesung des Königs von den Blattern mit folgender Vorbemerkung: „Nun sind wir schon zehn Jahre über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus. Von wie viel Unglücklichen sind wir in den letzten Jahren Zeitgenossen gewesen. Welche Entscheidungen der Vorsehung haben wir erlebt, die durch ein Sandkorn, das sie auf die eine Wagschal legt, das Uebergewicht bestimmt, und thut, was sie will. Bis gegen die letzten Tage des nun vergangenen Jahres wurden wir ganz verschont. Aber in diesen letzten Tagen — — doch wurden wir in denselben nicht viel mehr als verschont? Empfingen wir nicht außerordentliche Gnaden? Nicht einmal ein Schatten von Gefahr bei einer Krankheit, die so viele weggenommen hat, von vier tausenden über tausend. Ich kann nicht aufhören, über diese so sichtbare Hülfe der über uns wachenden Vorsehung zu erstaunen. Und zu eben

dieser Zeit*), zur Zeit dieser großen Hülfe, wurde auch unser Leben erhalten. Wie gelinde war die Erschütterung, mit der uns das Erdbeben, zum Danke für die Genesung des Königs, aufweckte. Kann man sich überreden, daß Gott dasselbe ohne Ursach in diesen Tagen habe kommen lassen? Wir sollten desto feuriger für die Erhaltung des Königs danken können, weil wir zugleich für unsere eigene zu danken haben. Ich bin überzeugt, daß schon viele öffentlich und insgeheim Gott mit derjenigen Rührung, die so außerordentliche Wohlthaten erfordern, gepriesen haben. Aber können wir den Dank für solche Gnaden zu oft wiederholen? Wie würde ich mich freuen, wenn folgende Ode einige zu dieser Wiederholung veranlaßte. Sie ist, um diesen Zweck desto mehr zu erreichen, nach der Melodie: Lobet den Herrn; denn er ist — gemacht worden. Dies wird denjenigen, welche die Musik, vornehmlich wegen ihres würdigsten Gebrauchs lieben, nicht gleichgültig sein." Ursprünglich war V. 1 der Strophe in drei (wie: Laßt dem Erhalter | Unsers Geliebten | Uns freudig danken!), V. 5 in zwei gleiche Verse getheilt. Der erste Vers besteht aus einem doppelten Adonius mit der jambischen Reihe ∪–∪–∪, der letzte bloß aus dem doppelten Adonius; V. 2 und 4 sind katalektische jambische Trimeter, V. 3 besteht bloß aus drei Trochäen.**) Verändert erschien die Ode in der ersten Ausgabe.***)

---

*) In der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember. Ueber dieses im ganzen Norden verspürte, nur zwei Minuten dauernde Erdbeben vgl. Klopstocks Anmerkung zu unserer Ode. Der König lag im Dezember an den Blattern darnieder.

**) In der ersten Ausgabe der Oden ist das Schema der Ode vorgesetzt. Der zweite und vierte Vers sind dort so gemessen, daß auf einen Jambus zunächst eine jambische Dipodie, dann zum Schlusse, wie V. 1, eine katalektische Tripodie folgt, im dritten der erste Trochäus von der folgenden Dipodie getrennt wird.

***) Ursprünglich stand V. 6 Thränen und Wonne, V. 9 Gebet (wohl Druckfehler statt Befehl'), V. 16 doch ihn berührte, V. 22 Dann und

Str. 1 f. Aufforderung zu freudigem Danke, der sich in Thränen ergießen soll. Daß sie Gott allein die Rettung des Königs verdanken, tritt wiederholt hervor. — Des Lebens — des Todes. Vgl. Buch der Weisheit 16, 13: „Denn du hast Gewalt, beide über Leben und Tod." Ode 39 Str. 22. — Vor dem Throne, vor Gott, dessen Thron wir uns im Himmel denken. Vgl. Ode 11, 45. — Str. 3 f. Die Größe der in der Rettung des Königs erzeigten Gnade, für die immerfort ihr Dankgebet aufsteigen müsse, mit der Andeutung, wie gelinde die Krankheit vorübergegangen. Das wiederkehrende „Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater" (V. 12. 19), möchte doch zu übertrieben sein. — Str. 5. In gleicher Weise hat Gott aus übergroßer Barmherzigkeit alle zu derselben Stunde vor dem Erdbeben errettet. — Str. 6—8. Gottes Absicht bei diesem Erdbeben, der, während er sich ihnen so gnädig erzeigt, andere Völker so schrecklich dabei betroffen hat. — Str. 7 f. versetzt er sich lebhaft in die Zeit jenes Erdbebens; die Erinnerung daran erfreut ihn jetzt. — V. 27 f. schwebt das lissaboner Erdbeben vom November 1755, das durch die Zerstörung der Stadt alle Welt in schreckliche Angst setzte und mancherlei moralische Schriften hervorrief, bei V. 29 f. der siebenjährige Krieg vor, der halb Europa in Flammen setzte und besonders im vorigen

---

Gnaden, V. 30 „Nach dir, des Todes | Herr und des Lebens", V. 34 daß sie im Erdbeben, V. 36 itzt und daß er, V. 38 daß er uns segne, V. 40 aus dem, V. 42 Laß jedes Herz sein, V. 44 Duldender (wohl Druckfehler, da es gegen das Versmaß verstößt; dennoch zieht Vetterlein dieses vor), V. 46 nicht Jehovens Herrlichkeit, V. 55 Innersten. Letzteres ward erst in der zweiten Ausgabe verbessert. In den neuern Abdrücken ist willkürlich nach Str. 7 das ursprüngliche Ausrufungszeichen in ein Komma verändert; Str. 8 hebt neu an.

Jahre so viel Blut gekostet hatte.*) Das biblische Bild vom Ausstrecken des Armes**) wird sehr glücklich zugleich auf das Strafen und Segnen bezogen. — Str. 9—11. Lob und Preis der Erbarmung Gottes, der sich eben so gnädig an ihnen erwiesen, daß die Urenkel die Erinnerung daran stets dankbar erhalten müssen. — Das Halleluja, der Preis Gottes (vgl. S. 269) folgt in V. 43—45, wobei die Worte des Moses vorschweben (2 Mos. 34, 9): „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnad' und Treu." Vgl. Ode 41, 62 f. 85 ff. Dulder geht auf den Erlöser, der freiwillig das Leiden übernommen, bei welchem er schwer litt. Vgl. zu Ode 40, 58 ff. — V. 46. Vgl. 2 Mos. 33, 22: „Wenn denn nun meine Herrlichkeit fürüber gehet." Ode 40, 38. — V. 47. 2 Mos. 33, 22 f.: „Meine Hand soll ob dir halten, bis ich fürübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thu', wirst du mir hinten nachsehn." — V. 53. Kein Greis, der jetzt lebt. Vgl. Ode 37, 41 ff. — Str. 12. Noch einmal erhebt sich der Dichter, um Gott zu danken, wobei er es für eine Gnade erkennt, daß sie überhaupt zu Gott sich wenden dürfen. Vgl. Ode 43, 59 f. Zu V. 57 f. vgl. oben V. 4. Ode 43, 31 f. — Die Schlußverse wiederholen (vgl. Str. 8, 2 f.), daß der Herr nur seinen Arm erhoben, um sie zu segnen, was nur auf die Krankheit des Königs deuten kann (des Erdbebens gedenkt er oben V. 39 f. gleich darauf); der Segen, daß Gott den König von der Krankheit, wenn auch nur leise, ergreifen ließ, liegt eben darin, daß er dadurch alle an seine große Erbarmung erinnerte.

*) Erwürgen, nach biblischem Sprachgebrauche für tödten.

**) Vgl. 2 Mos. 3, 19. 5, 4, 34. Psalm 138, 7 u. a. Bei Ezechiel 25, 13 spricht der Herr: „Ich will meine Hand ausstrecken über Edom und will ausrotten von ihm beide, Menschen und Vieh, — und durchs Schwert fällen", bei Jeremias 6, 12: „Ich will meine Hand ausstrecken über (wider) des Landes Einwohner."

45. Das neue Jahrhundert.

Das Gedicht erschien zuerst im Oktober 1760 im Nordischen Aufseher unter der Ueberschrift: Auf das Fest der Königlichen Souveränetät in Dänemark; wesentlich verbessert brachte es die erste Ausgabe der Oden mit der jetzigen Ueberschrift. Ursprünglich bildete V. 6 Veracht' ihn, V. 42 Als — ist, V. 72 Nur — singen, V. 77 Noch — sagen, V. 90 Ihr — sanft einen eigenen Vers. V. 9 f. 25 f. 35 f. (doch fürs und nur einmal fließest), V. 61 f. („Es hebt sich auf und segnet") waren verbunden. V. 28 fehlte, V. 3 lautete „Der Patrioten Staub wo ausgegraben", V. 7 stand „Sie haben uns — entrissen", V. 8 „Und einen König gegeben", V. 12 nicht der Demokrat allein, V. 14 Der guten Könige, V. 17 „Nicht für ein Vaterland nur", V. 21 f. „Lockt, wenn der Tod sein g. H. verdient, | Auf einem hohen Thermopylä | Oder auf einem andern Altare d. R. | Lockt er sein |", V. 29 „ists fürs Vaterland sterben", V. 31 „Für des großen Vaters", V. 34 Entflammt, V. 37 „Und Namen j. n. bekannter, | Als andre Namen sind |", V. 39 „Die Mutter und die Braut | Trocknet schnell d. b. Th. |", V. 40 „Denn des Todten Verdienste | Möchten Thränen entweihn |", V. 41 welche noch männlicher, V. 42 die viel edler, V. 48 Beschattenden Fittigen, V. 52 Herrschers der Welten, V. 53 Welcher uns, V. 56 ihren entzückenden Thränen, V. 59 dem neugebornen Jahrhunderte, V. 65 O hierum flehen, V. 73 tönt, V. 78 deine Wetter nicht. Die letzte Strophe lautete: „O Tag der Feier, wie groß bist du! | Mit dir beginnet | Ein neues Jahrhundert der Gnade." Abschnitte waren nach V. 4. 6.

8. 16. 24. 27. 32. 40. 44. 56 und dann weiter nach jedem vierten Verse.*)

Durch die sogenannte Erbsouveränetätsverschreibung vom 16. Oktober 1660 war dem Könige von Dänemark außer der Erblichkeit der Krone die volle Souveränetät übertragen worden. Bis zu jener Zeit hatte die ganze Staatsgewalt in den Händen einer mächtigen Aristokratie gelegen, die nur auf Schmälerung der königlichen Macht zu ihrem eigenen Vortheile bedacht war. Der Adel, welcher allein den Reichsrath bildete, war der einzige berechtigte Stand; er hatte die sämmtlichen Kronlehen gegen geringe Abgabe inne, führte ausschließlich die Rechtspflege und genoß die ungemessensten Vorrechte. Der dadurch eingetretene Nothstand bestimmte endlich auf dem Reichstage zu Kopenhagen am 8. September 1660 den Bürgerstand und die Geistlichkeit, dem Könige unter Aufhebung der bisherigen reichsständischen Verfassung die unumschränkte Gewalt zu übertragen. Bischof Svane und Bürgermeister Nansen setzten die Sache mit solcher Entschiedenheit trotz der Gährung des Adels durch, daß schon am 18. Oktober die Huldigung auf die neue Verfassung erfolgte. Die Könige übten seit dieser Zeit die Verfassung in volksthümlichem Sinne, und der von Klopstock besungene Friedrich V., der im Jahre 1760 schon vierzehn Jahre regiert hatte, verstand sich zu manchen Selbstbeschränkungen. Vgl. Ode 17, 44.

Str. 1 f. Dankbare Feier derjenigen, welche jenen Umschwung herbeigeführt haben, dessen Bedeutung V. 7 f.

---

*) Noch in der ersten Ausgabe stand V. 15 Königs, V. 21 Ersteigt, V. 29 ists sterben für das, V. 31 des großen, V. 37 andre, V. 50 die nur, V. 55 im, V. 60 den du, V. 66 Vorsehung, an dich, V. 67 jetzt, V. 77 brüllende, V. 84 Friede, V. 90 Gebeinen, V. 91 Friedrichs ungehinderter Gnade. In der zweiten Ausgabe sind als kurz bezeichnet Sie V. 7, in V. 74, als lang wer V. 5, daß V. 86.

kurz bezeichnen. Sanft sollen jene wahren Vaterlandsfreunde ruhen, ihr Andenken von allen geehrt werden. Jene Männer waren alle Bürgerliche; sie ruhen daher in keinem Erbbegräbnisse, so daß ihre Gebeine leicht, ohne daß man wüßte, daß sie ihnen angehören, ausgegraben werden könnten. Bei V. 4 schwebt das zur Strafe erfolgende Ausstreuen der Asche vor. Vgl. Hor. epod. 16, 14. 15. — Die Verachtung wird V. 5 f. der Leier aufgetragen, wie Ode 26, 1. Nicht ohne Absicht ist den Patrioten gegenüber hervorgehoben, daß die aristokratische Abkunft kein Verdienst ist. — Str. 3—7 wendet sich der Dichter gegen diejenigen, welche diesen Umschwung als freiheitsgefährlich darstellen, wobei er sich freilich die Sache leicht macht, indem er nur anführt, daß es auch freiheitliebende Könige (Str. 3 f.) und in Monarchien begeisterte Vertheidiger des Vaterlandes gebe (Str. 5—7). Die Freiheit wird Str. 3 schwungvoll gefeiert. Ihr Name klingt dem Ohre so lieblich*), sie erhellt den Verstand, erhebt den Gedanken, erweitert das Herz. — V. 15. Des guten Königes glücklicher Sohn, eine mit Bezug auf Friedrich V. gewählte Ausführung des Begriffes eines guten Königs. Auf den nur sechszehn Jahre regierenden Christian VI. war 1746 Friedrich V. gefolgt. Glücklich durch das Bewußtsein edelster Pflichterfüllung und die Liebe des Volks. Vgl. Ode 18, 1 ff. 14 f. 24, 99 f. — V. 18 bezeichnet eine republikanische Verfassung, im Gegensatz zu einer das Gesetz ehrenden, nicht der Willkür fröhnenden Monarchie (V. 20). — Ein hohes Thermopylä, vom Kampfe gegen fremde Eroberer. Thermopylä bildet zwei Jamben. — V. 23. Andern Altar des Ruhmes, indem er sein Leben im Kampfe opfert. Man könnte auch an anderes Verdienst denken, aber dann müßte der Vers

*) Silberton. Vgl. zu Ode 17, 49 (S. 178).

parenthetisch gefaßt werden. — V. 24. Locket sein Haar. Mit Beziehung auf die in V. 22 vorschwebenden Spartaner, welche bekränzt und mit geglättetem langen Haare in den Kampf gingen (Plut. Lyc. 22), was man irrig auf gelocktes Haar gedeutet hat. Ueber die Deutschen vgl. oben S. 210*. Beim Ersteigen schwebt das Emporschwingen zu hohem Ruhme vor. — Der Dichter kann es nicht unterlassen, in Str. 7 hervorzuheben, wie die Dichtkunst einem solchen Helden den schönsten Lorbeer flicht. Unsterblichkeit dir! Es ist hinzuzudenken wird zu Theil, was freilich etwas hart.*) Der später zur Herstellung einer vierzeiligen Strophe hinzugefügte Vers: „Und weinet Mutterthränen dir nach", dürfte wenig passen, da die Muse die Gefallenen nicht beweint, sondern preist; denn unter den Mutttterthränen, den Thränen innigster Liebe, können doch nur Thränen der Sehnsucht, des Schmerzes verstanden werden. — Str. 8—10. Sehr geschickt macht der Dichter den Uebergang zum dänischen König, dem edlen Fürsten, für den zu sterben viele bereit sein werden, ja er sieht schon die Zeit im Geiste vor sich, wo die Dänen mit Begeisterung ihr Blut für König und Vaterland vergießen werden. Wenn Klopstock hierzu im Jahre 1797 die Anmerkung machte: „Es schien damals, daß Dänemark Krieg haben würde", so hat er, wie es ihm mehrfach bei seinen später, besonders auf Böttigers Wunsch, gemachten Anmerkungen, begegnet, sein eigenes Gedicht irrig ausgelegt. Einen nahe drohenden Krieg nimmt er so wenig an, daß er die

*) Ganz willkürlich hat hier schon Vetterlein statt des überlieferten Unsterblichkeit dir! nach beiden Wörtern Komma gesetzt. Neuere Ausgaben schreiben ebenso willkürlich: „Unsterblichkeit! Dir" ohne weitere Interpunktion. Grubers Erklärung „Er stirbt dir, Unsterblichkeit" können wir deshalb nicht annehmen, weil Klopstock dann auch nach Unsterblichkeit Ausrufungszeichen, wenigstens Komma, gesetzt haben würde.

feste Ueberzeugung ausspricht, Friedrich werde den Frieden zu wahren wissen; nur in dichterischer Lebhaftigkeit schaut er das wirklich in der Zukunft, was er als gewiß im Falle eines wirklichen Krieges sich denkt. V. 29 ist Uebersetzung des berühmten horazischen Dulce et decorum est pro patria mori. Vgl. Ode 24, 53. Eigenthümlich wird V. 30—32 Friedrich als Vater des Vaterlandes bezeichnet. Vgl. Ode 18, 4. — Der Patrioten. Vgl. Ode 24, 53. — Str. 10. Große Helden werden erstehn. So schwungvoll das Bild vom Adler (Jesaias 40, 31) ist (vgl. Ode 57, 15), so matt fällt der Ausdruck „als andere Namen sind" ab. Selbst Mutter und Braut preisen den Heldenmuth des ihnen Entrissenen, trauern ihm nicht nach, da er durch ihn den höchsten Ruhm sich erworben. Vgl. Ode 18, 6. — Str. 11. Aber die Weisheit und Vaterliebe des Königs bewahrt uns den Frieden. Jene Tugenden erhebt Klopstock über den Muth, zum Schwerte zu greifen. V. 44 deutet auf den siebenjährigen Krieg, von dem Friedrich trotz mancher Versuche, ihn hereinzuziehen, sich fern hielt. — Donnert, vom Getümmel der Schlacht. Vgl. Ode 26, 22. Ode 25, 7 stand früher donnernde Schlacht. — Ein Krieg wegen Holstein-Gottorp, den man hierher gezogen hat, drohte erst nach dem 1761 erfolgten Tode des letzten Herzogs von Holstein, ja erst nach der Thronbesteigung Peters III. (1762).

Str. 12—14. Das Lob des Königs als eines Friedensfürsten bahnt einen leichten Uebergang zur heutigen Festfeier, welche sie im Segen des Friedens, mit Dank gegen den Himmel, der ihnen solche volksthümliche Fürsten gegeben, mit sorglosem Blicke auf die Zukunft und innigster, zu Thränen gerührter Freude begehen. — Zu V. 49 f. bilden V. 55 f. den Gegensatz. Die gewöhnlichen prunkenden Festfeiern sollen nur Auge und Ohr anziehen. — Str. 15—17. Dichterische Ausführung des Wunsches, daß

das neue Jahrhundert gleich segensreich wie das verflossene sein möge, das freilich dem Lande den Segen des Friedens bewahrt und manche dankenswerthe Verbesserung gebracht, aber kein frisches, vollkräftiges Staatsleben gezeitigt hatte. Sehr glücklich flicht der Dichter den Wunsch ein, daß Friedrich und sein Sohn Christian lange herrschen möchten, was leider nicht geschehen sollte; denn letzterer zeigte sich nach dem frühen Tode seines Vaters (1766) völlig unfähig zur Leitung der Staatsverwaltung. — In den beiden letzten Versen von Str. 17*) macht der Dichter den Uebergang zur Hindeutung auf die schreckliche Verwüstung, welche der Krieg augenblicklich anrichte (Str. 18) woran sich der fromme Wunsch anschließt, die Vorsehung möge endlich doch den Völkern das Glück dauernden Friedens gewähren (Str. 19—21). Der Krieg wird mit der Wagschale in der Hand der Vorsehung gewägt; daher die donnernde Wage, ihr furchtbarer Klang. Damit hat der Dichter die homerische Vorstellung verbunden, daß beim Kriege Zeus die Loose der kämpfenden Völker gegeneinander abwägt (Ilias VIII, 69 ff.), diese aber zur Andeutung des Gedankens verwendet, welcher unbedeutende Zufall oft den Sieg entscheidet. Vgl. Klopstocks ähnlichen Ausdruck oben Ode 44, 32 ff. V. 71. Blut und Elend der Völker jammert zur Vorsehung, die nicht darauf hört. Absichtlich wird der Ausdruck die donnernde Wage (V. 69) wiederholt. — Nur wenige, Völker. Gruber wollte Wenige schreiben. — Singen, im Gegensatze zu schreien (V. 71). Darein, in das Walten der Vorsehung, in das Wägen ihrer Wage, die ihnen nicht Wehe, sondern Glück zuwägt. Das Bild wird durch V. 72 etwas

*) Sie, die Vorsehung, die damit die Völker straft. Der Dichter läßt hier die Anrede fallen.

gestört. V. 76. Voll Blut und Elend (ist wieder absichtlich aus V. 71 wiederholt), auch für den Sieger. Vgl. V. 82 f. — Str. 20. Selbst die stolzen Kriegsfürsten (Klopstock denkt an den Preußenkönig) werden endlich (noch) erkennen, daß die Vorsehung in den Kriegen nur die Völker straft, in ihnen ihr fürchterliches Gericht hält. — Brüllenden soll wohl, wie Wetter, auf das Geschütz gehn, obgleich Klopstock donnern auch ohne solche Beziehung braucht. — Göttlichen, Sie werden Gottes Hand im Krieg erkennen. — V. 83 f. Die mit Blut erkauften Siege sind ohne Entscheidung, sie werden durch folgende Niederlagen wieder aufgewogen.*)

Str. 22–24. Der Dichter kehrt schließlich zum Glücke Dänemarks zurück. — Str. 22. Wir wollen uns mit unserm Könige des Friedens freuen. — So, mit frommem Flehen zur Vorsehung. Ohne Wehmuth können sie sich ihrer gegenseitigen Liebe freuen, da sie keine trüben Zeiten, wie das übrige Europa, erlebt haben. — Str. 23. Wie glücklich sind sie, daß sie sich der unbeschränkt wirkenden (ungehinderten) Liebe des Königs erfreuen, was sie jener glücklichen Umgestaltung verdanken, deren Gedächtniß sie heute feiern. Der Wunsch für diejenigen, welche die Souveränetät des Königs durchgesetzt, drängt sich hier lebhaft ein. Die Abweichung von V. 1 ist dadurch veranlaßt, daß hier die Patrioten gleich genannt werden müssen; doch hätte sanft unmittelbar auf weht folgen können, hätte der Dichter nicht den Vers kräftiger austönen

*) Goethes Mephistopheles sagt (Faust II. Akt II, 1) von den Kriegen um Tyrannei und Sklaverei, kaum seien sie abgethan, so fingen sie wieder von vorn an; Asmodäus necke bloß damit.





lassen wollen.*) — Str. 24 bezeichnet **das erste Jahr als glücklichen Beginn eines segensreichen Jahrhunderts**; es ist die Morgenröthe eines langen heitern Sommertags.**)

*) V. 89 ist wohl als Choriambus mit Vorschlag zu messen, V. 92 als bloßer Choriambus. V. 90 hat das Maß ∪–∪∪– ¦ ∪–∪∪– ¦ ∪–∪–, V. 91 –∪–∪∪ ¦ –∪–∪∪–∪.

**) Hier sind die Verse trochäisch-daktylisch.

Inhalt.



830 Düntzer, H. 4733
D927 Erläuterungen Deut
Herder, Klopstock.

NAME	DATE
[illegible]	Feb. 25, 1918
"	8/2/20
M. Fanger	FEB 22 '35
" Hans H. Fränkel	MAR 11 / MAR 19 '37

R 11 '35

4733

